Aus Egypten.

Von

Ludw. Aug. Frankl.

Wien, 1868.
Carl Greif,
Wollzeile Nr. 23.
(Früher Verlag von L. C. Zamarski & C. Dittmarsch.)

Anfahrt.

Seefahrt. — Sonnenauf- und Niedergang. — Seliges Fahren. — Mizraim. — Unvordenkliches. — Egyptische Finsterniß. — Albuquerque. — Der himmlische Nil. — Moses. — Egypten.

Wer Tagelang durch die Einsamkeiten und schweigenden Steinwüsten von Palästina gezogen ist, wenn sich das Auge an die baum- und strauchlosen Felsen nur mit Schmerz gewöhnt hat, während die Glut eines sich unbarmherzig nicht verändernden blauweißen Himmels auf ihn niederbrannte; der wird von einem beseligenden Gefühle ergriffen, wenn endlich aus dumpfer Ferne die Brandungsdonner des Meeres an sein Ohr schlagen.

Der Tag fing zu dämmern an, wir ritten durch Thäler, die, von wellenförmigen Sandhügeln gebildet, keinen Baum, kein Gesträuch, keinen Grashalm sehen ließen. Kein Vogel sang in den Lüften, kein Wanderer kam uns entgegen, nur in taktgemäßen Pausen immer stärker vernahmen wir den Donnerathem des mittelländischen Meeres.

Nach stundenlangem Ritte kamen wir den breiten Rücken einer Anhöhe empor und was die Fantasie durch das Ohr schon lange erquickte, lag nun auch vor dem entzückten Auge: das silbergrau flitternde Meer und am fernen Horizonte die eben aufgehende Sonne. Sie erschien, eine Riesen-Purpurrose, deren Stängel abgebrochen ist und die bald von den bewegten Wogen verschlungen, bald wieder heraus und empor gehoben von ihnen getragen wurde.

Wir schauten lange hinaus in das glorreiche Schauspiel.

Zu unserer Linken funkelte ein kegelförmiger Berg empor und blitzte das weißsteinigte Jaffa; Palmen und Cypressen umgrünten die Moscheen und Minarete, und die Banner der europäischen Fürstenwelt flatterten bunt durch die Lüfte.

Der Leser, der uns auf der Reise durch Syrien und Palästina begleitete, kennt unsere Erlebnisse in Jaffa. Derjenige aber, der nur die vorliegenden, Egypten gewidmeten Schilderungen zur Hand nimmt, würde doch nur ein abgerissenes, kaum verständliches Bild empfangen, wenn wir es nur theilweise vor ihm aufrollen möchten.

Wir begeben uns denn, ohne unsern zweiten Aufenthalt in Jaffa zu schildern, am 22. Juli um 4 Uhr nach Mittag an Bord des französischen Vapors, er trägt uns: Nach Egypten!

Die See ist sanft gewellt, und es ist wieder zweifelhaft, ob sie vom Widerglanze des Himmels blau ist, oder der Himmel, weil er die See spiegelt. Das Bild der Sonne springt von Welle zu Welle, vielmehr ist es zugleich in allen, und ein Glänzen und Blitzen von Silber und Edelsteinen zittert über die unendliche Fläche.

Das Auge wird bald müde!

Kein schönerer Anblick aber als der Untergang der Sonne zur See. Die weiße blendende Sonnenscheibe wird allmälig glühend roth, und von unsichtbaren Geisterhänden gehoben und gesenkt taucht sie empor und verschwindet wieder, bis sie schmilzt. Feuer und Flut wogen still ringend mit einander, alle Rosen von tausend Frühlingen scheinen aufgelöst und bedecken den kristallenen Riesensarg des unsterblichen Gestirns.

Zwischen dem Schiffe, das uns trägt und dem Farbenzauber im Westen schimmern fern und nah roth angeglühte Segel und flattern weiße Möven und beginnt von einem erwachten Windhauche ein stärkeres Wogen der fast plötzlich finster gewordenen See. Der Nachthimmel ist bald von unzähligen Sternen durchschimmert, die größer und flackernder sind, als die, welche der Nordländer zu sehen gewohnt ist.

Nur das Verglühen des Taggestirnes in der Gletscherwelt, diese stille erhabene That der Natur, ist dem Abend und der Nacht auf der See vergleichbar. Wer so beglückt war, diese glorreichen Schauspiele durchs Auge in die Seele zu trinken, der kann in finstern Lebensstunden, wenn er sich des Gottvollen Unterganges erinnert, nicht ganz unglücklich werden. —

Es ist kühl, die Reisenden ziehen sich in die Kajüte zurück, die Matrosen verrichten die letzten Geschäfte und auf dem Verdecke ist es still geworden; nur die schwarze Gestalt des Steuermannes ragt empor und dreht das Steuerrad. Aus dem Schlotte treibt dick qualmender Rauch, der zuweilen zu einer feurig rothen Flamme wird und die bleichen Segel flüchtig purpurn färbt. Sie sind in solchen Augenblicken fantastische Geisterflügel. Die See rauscht, und wir werden an den vom Sturme bewegten Zedernwald auf dem Libanon erinnert. Die Räder des Schiffes ringen sich schwarz aus der weißschäumenden Flut, und wie von Dämonen getragen zieht das Schiff. Hinter ihm wühlt es sich glänzend auf, es ist wie Mondbeschienenes geschmolzenes Silber. Bleiche Funken, Glühwürmer im Wasser, springen und kreuzen und verlöschen, um wieder zu erwachen und den geisterhaften Reigen fortzusetzen. Was aber nicht auf und in der Nähe des Schiffes ist, liegt weithin ausgebreitet, ein finsteres grauenhaftes Räthsel.

Kein schöneres Leben als zu Schiffe. Der Seefahrer hat sich in Ruhe gefaßt, für ihn gibt es nur jetzt eine Gegenwart, jedes Streben beginnt erst jenseits des Meeres wieder, keine Sehnsucht kann die Tage rascher vorübergehen machen, nur der Wunsch ist rege, daß sie kein Sturm verlängere. Er kann in lebhafter, oft aus aller Welt zusammengewehter bunter Gesellschaft sich erfreuen, oder sich zurückziehen und in völliger Einsamkeit sinnen, rauchen, schlafen, lesen, dann wieder die wunderbaren Naturszenen beobachten. Die freie Bewegung auf dem blanken Decke, der frisch belebende Hauch der See, alle materiellen Genüsse stehen ihm zu Gebote, nichts fehlt um das ange-

nehmste dolce far niente zu bereiten, für welches auch der Orientale einen eigenen Ausdruck »Keif« hat.

Wer aber das Unglück hat, seekrank zu werden, für den ist all das Glück und der Genuß einer Seefahrt nicht nur verloren, sie wandeln sich für ihn in Angst, in Qual, nicht selten in den Wunsch: zu sterben.

Ich lag am folgenden Tage auf dem Verdecke, in der Nähe des Mastes, wo die Bewegung des Schiffes am wenigsten heftig ist, und empfand nur dann eine Erleichterung meines kläglichsten Zustandes, wenn ich die Augen schloß. Hielt ich sie einen Moment offen, so wogte der Himmel, als wollte er niederfallen, beugten sich die Maste, als wollten ihre Spitzen nicht von einander lassen, und ich hatte kaum die Kraft, wenn sie mir gereicht wurde, eine Tasse schwarzen Kaffee zu halten. Im Kopfe fühlte ich eine dumpfe Betäubung, die jeden Gedanken verscheuchte, oder geradezu zum Schmerze machte.

Erst der Schlaf erlöste mich spät Abend vom Bewußtsein des körperlichen und geistigen Elendes.

So erging es mir bei spiegelglatter See, während ich schon früher bei bewegter gesund geblieben war, und ich gelangte wieder zur Ueberzeugung, daß das wohle oder wehe Befinden zur See immer von dem jeweiligen momentanen Zustande körperlichen Befindens des Reisenden abhängt, ehe er zur See geht.

Als ich erwachte, fühlte ich mich genesen, kleidete mich rasch an, und ging auf das Verdeck. Es lag noch finstere Nacht auf der See. Meine Gedanken flogen wie weiße Möven über sie hin, um auf der Erde eines mir neuen Welttheils, um in Egypten zu landen, das ich selbst noch heute betreten sollte.

Es ist ein geheimnißvolles, wundervolles Land, in welchem sich nach der biblischen Ueberlieferung Cham, der Mensch von dunkler Farbe, ansiedelte und ihm seinen eigenen Namen gab, bis dieser später dem Namen eines Sohnes von Cham, der Mizr hieß, weichen mußte.

Daher stammt die uralt richtige Bezeichnung der Hebräer: Mizraim, während die Türken das Delta genau bezeichnend: el Kaleb, das aufgeschwemmte Land, nennen. Diodor erzählt von einem Könige Egyptos, dem zu Ehren noch heut zu Tage das Land Egypten heißt.

Egypten ist nicht allein der Schauplatz, wo sich die wunderbarsten Begebenheiten zutrugen, die in der Bibel erzählt sind; es ist die Stätte, wo die ersten Blätter der Geschichte der Menschheit niedergeschrieben worden sind. Als der Erzvater Abraham nach Egypten kam, sah er schon die Piramiden, die wir noch heute bewundern und die ein Jahrtausend vor seinem Kommen schon errichtet worden waren. Die viel älteren Monumente Egyptens aber, die Tempeltrümmer in Theben zeigen Fragmente von Bauten, die schon vor viertausend Jahren Trümmer waren und von denen, zur Zeit als man sie als Bausteine wieder verwendete, man nicht mehr wußte, von welchen Bauen sie herrührten. Welches war das Volk, das so prächtige Monumente, wie sie an den uralten Ueberresten noch erkennbar sind, ins Leben rief? Welche Culturen sind vom Sande der Wüste begraben, von denen keine Sage, keine Ueberlieferung, keine Geschichte, keine Hieroglyphe zu erzählen weiß, von denen aber einzelne kunstreich gemeißelte Steine zeugen, daß sie waren. Götter und Völker, Könige und Monumente sind zu Erde geworden und aus dieser erst sprießen die uns ebenfalls nur dunkel und räthselhaft bekannten uralten Völkerfamilien, die mächtigen Königsgeschlechter, die Götter und Gott, von denen die Bibel weiß und welche die Hieroglyphen historisch beweisen.

Haben die Egypter von einem anderen Volke der Erde, aus dem viel älteren Indien ihre Götterverehrung, ihre Weisheit, ihre Staatskunst gelernt, oder sind sie langsam durch Jahrtausend lange Erfahrung zu all' den Schätzen menschlichen Geistes gelangt?

Was auch schon herabgelesen worden ist von den reich beschriebenen Monumenten Egyptens, und was noch entdeckt werden mag, kaum wird diese egyptische Finsterniß jemals aufgehellt werden. Sind

ja doch trotz allen Forschens der Wissenschaft die Quellen des Nil noch heute so unbekannt, wie sie es vor Jahrtausenden waren.

Dieser Strom, dem das Land sein Entstehen und seine seit Jahrtausenden unversiegbare Fruchtbarkeit verdankt, ist auch der Schöpfer der hohen geistigen Cultur in Egypten, indem er seine Anwohner sorglos um ihre Ernährung machte, und sie alle Kräfte und alles Denken zu geistiger Entwicklung verwenden konnten.

Es war im fünfzehnten Jahrhunderte nach christlicher Zeitrechnung, daß der Vicekönig von Indien, Albuquerque, um Egypten zu verderben, den kühnen Gedanken faßte, den Nil vor den Wasserfällen von Syene abzuleiten.

Egypten, das segenvollste Land der Erde ohne den Nil würde bald eine Wüste geworden sein. —

Dieser Strom war den alten Egyptern die Wasserwerdung ihres Gottes, die sichtbare Erscheinung Amons, des Erhalters, des Lenkers der Welt und der Menschen, daher die Griechen den Nil den egyptischen Zeus nannten, und ihre Filosofen aus ihm die Anschauung schöpften, daß das Wasser das Urelement aller Dinge sei, welches sie Okeanos, die Egypter Nil nannten.

Dem Egypter genügte aber die irdische Erscheinung des Nil nicht allein, seine Fantasie schuf, wie ein anderes Volk der Erde neben dem wirklichen ein himmlisches Jerusalem, auch einen himmlischen Nil.

Eine dunkle Ueberlieferung läßt den Nil in unvordenklichen Zeiten die Welttheile Asien und Afrika trennen; noch jetzt scheidet er, seine majestätischen Wogen hinrollend zwei Wüsten von einander: die sandigen Berge Arabiens von dem lybischen Sandmeere.

Seine Flut war es, die den Knaben nicht untergehen ließ, bis ihn die Faraonentochter fand, der von der Weltordnung bestimmt und gemuthet war, die erlernte geheime Weisheit von Memphis und Heliopolis, die Eingebungen und Offenbarungen in seinem Geiste zum Eigenthume eines ganzen Volkes zu machen, was eine Wohl-

that für alle kommenden Geschlechter der Erde zu werden bestimmt war. Es ist dieser Strom, der noch heut zu Tage sich zur Zeit seiner Schwellung roth färbt, ein Blutzeuge der Sendung Moses. —

Die Sterne verschwanden allmälig vom Himmel, ein grauweißer Streif am fernen Horizonte schnitt die dunkel wogende See vom Himmel ab. Der weiße Streif lag um die dunkle Erde Egyptens gewunden, wie eine Priesterbinde um das dunkle Riesenhaupt des Jupiter Amon.

„In vier Stunden," sagte der Steuermann, „werden wir im Hafen von Alexandrien sein!"

Alexandrien.

Der Kaiser von Deutschland. — Deutsches Hotel. — Zeitungen. — Kaffee und Tabak. — Die Nadeln der Cleopatra. — Ritt an den Kanal.

Der Anblick Alexandriens entspricht nicht der Erwartung. Die Stadt ist keinem Gebirge malerisch angelehnt, und in der Fläche gelegen stellt sie sich in ihrer Ausdehnung dem zur See Anfahrenden nicht ganz dar. Weiße Minarete, da und dort eine Palmengruppe, im Hintergrunde die Pompejussäule. Weit ausgedehnt beherbergt der Hafen die Schiffe aller Meere und Völker der Erde.

Wir werfen nach vierzigstündiger Fahrt von Jaffa Anker und werden unverweilt von hundert Barken umschwärmt. Jede will einen Reisenden mit seinem Gepäcke kapern. Dolmetsche und Hoteldiener kommen an Bord und empfehlen in englischer, französischer, italienischer Sprache die Gasthöfe Alexandriens. Es hat für den deutschen Reisenden etwas Demüthigendes, daß ihm im ganzen Oriente nirgend, wenn er nicht mit Landsleuten zusammentrifft, seine Sprache entgegentönt. Und dieß ist nicht die einzige Demüthigung, die ihm widerfährt; England und Frankreich stehen im höchsten Ansehen in der allgemeinen Meinung, der Deutsche steht in dritter Linie, und hat es nur einem Anachronismus zu danken, wenn man von ihm, eigentlich vom Kaiser von Oesterreich, als dem »Sultan njemßa« d. i. dem deutschen Kaiser spricht. Preußen ist kaum, die übrigen deutschen Königreiche, Herzog- und Fürstenthümeleien sind in der Fantasie des Orientalen noch gar nicht aufgegangen.

Um so angenehmer war es mir, von einem Hotel-Dragoman, der freilich aus Würtemberg stammt, in deutscher Sprache eingeladen zu werden. Um meine Kisten auf der Douane nicht aufbrechen zu müssen, ließ ich sie daselbst deponirt; was sie auch vor einer Untersuchung bei der Abfahrt von Egypten schützte. Sie wurden vor meinen Augen in einem Magazine untergebracht; aber echt orientalisch bekam ich keinen Empfangschein, mit dem ich mich, zumal wenn der Beamte, der sie übernommen hat, zufällig abwesend wäre, nach einigen Wochen als Eigenthümer der Kisten hätte ausweisen können. Der Hotelagent beruhigte mich über den Vorgang und haftete mir für die Sicherheit meines Eigenthumes. Immerhin war die Sache bedenklich und Zufällen preisgegeben.

Ein schön bespannter Wagen des Hotelbesitzers nahm uns auf und wir fuhren rasch durch die Straßen Alexandriens. Ich empfing den wohlthuendsten Eindruck durch die sich in mannigfachen Dingen aussprechende Zivilisation. Freilich kam ich aus den verlassenen traurigen Bergen und Thälern Paläſtina's, aus den wild naiven Verhältnissen seiner Bevölkerungen. Stattliche steinerne Häuser in breiten, gepflasterten Straßen, Ankündigungstafeln über den Kaufläden in englischer, französischer oder italienischer Sprache, viele Männer und Frauen in europäischer Tracht, endlich der großartige Hauptplatz, den palastähnliche Gebäude bilden. All' dieß ließe eher eine italienische Stadt vermuthen, wenn nicht der Kaftan und Turban, die vielen schwarzen oder braunen Menschen, verschleierte Frauen, zuweilen ein Kameelzug, oder eine aus einem Hofe aufragende Palme daran erinnerte, daß wir uns in Afrika befinden.

Das mit allen europäischen Bequemlichkeiten eingerichtete »Peninsular- und Oriental-Hotel« des Würtembergers Philipp Zach nahm uns auf und stellte uns während unseres ganzen Aufenthaltes durch die freundlichste Aufmerksamkeit und billige Rechnung zufrieden.

Es war gegen Mittag, bevor wir uns in einem eleganten Zimmer eingerichtet und mit wahrem Heißhunger die Augsburger allgemeine

Zeitung ergriffen, um nach Monaten wieder die ersten Nachrichten von der Weltlage aus der Heimat in deutscher Sprache zu empfangen.

Englische und französische Zeitungen sind in jeder größeren orientalischen Stadt zu finden; eine deutsche außer hier im Gasthofe fanden wir nur bei den österreichischen Consulaten und zwar nirgend die offizielle Wiener-, überall die Augsburger allgemeine Zeitung. Nur in Damaskus lasen wir die »Presse«, in Alexandrien die »Triester Zeitung«. Diese beiden Exemplare allein repräsentirten im Jahre 1856 die österreichische Journalistik in Palästina, Syrien und Egypten.

Die Glut des Tages war eine furchtbare und verurtheilte die Fremden namentlich zu einer fast gedankenlosen Unthätigkeit, einem Hingelagertsein auf dem Teppich bei fast völlig geschlossenen Fensterläden. Nur das wasserrauschende Nargileh brachte einige Zerstreuung und wir lernten die Lust des Orientalen am »Teschreb duham«, was Tabak »trinken« heißt, erst recht begreifen, wie er die halbe Zeit seines Lebens träge, rauchend, träumend hinbringt. In tiefen Athemzügen schlürft er den Rauch des schwarzen syrischen Latakia, oder des gelben persischen Tombak, er blickt den blauen verschwebenden Ringen, Tulpen und Rosen nach, die von seinen Lippen künstlich geformt aufsteigen, er ist von einer duftigen Wolke umgeben und seine Fantasie zaubert ihm die Mühen des Lebens fort. »Kef« nennt der Araber diese irdische Ruhe, denn als Höchstes erscheint dem Orientalen: unter dem Schatten eines Baumes, an einer frischen Quelle der Rauch seiner Pfeife. Ist doch das Leben nur der Traum eines Schattens, flüchtig wie die Welle und zerfließend wie der Rauch!

Der Tabakbau wurde erst zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts im Oriente begonnen und nur wenige Jahrhunderte zuvor der Tabak überhaupt bekannt. Es wäre nicht uninteressant zu erörtern, womit der Orientale, der sein halbes Leben rauchend verbringt, vor der Bekanntschaft mit dem Tabak seine Tage ausfüllte.

Die Eisenbahn von Alexandrien nach Cairo führt nur jeden andern Tag dahin, und da es am folgenden nach unserer Ankunft so

traf, beschlossen wir mehrere Landsleute Alexandriens erst nach unserer Rückkehr kennen zu lernen und schon am nächsten Morgen abzureisen.

Vor Sonnenuntergang machten wir noch einen Ritt an den Nilkanal. An jeder Ecke der Hauptstraßen Alexandriens stehen gesattelte, kleine Eselchen von Knaben gehalten bereit. Der Reiter streift mit seinen Füßen fast die Erde und es ist vorsichtig, sie nicht in den Bügel zu setzen, weil die kleinen Thiere, so gelenk und rasch sie sind, doch häufig stürzen. Die Knaben sind hinter dem Reiter her, treiben die Thiere an und setzen sich mit diesen zugleich in Galopp. Ihre Ausdauer, die oft Stunden lang geprüft wird, ist bewunderungswürdig.

Ueber den prächtigen Hauptplatz hin, der uns an den großartigen Roßmarkt in Prag erinnerte, gelangten wir durch ziemlich breite Straßen, durch Alleen und Baumgruppen, an die Stelle, wo sich die sogenannten Nadeln der Cleopatra befinden, zwei Obeliske aus rothem Granit. Thotmes III. soll diese Monolite vor 3459 Jahren in Heliopolis errichtet haben. Nach Alexandrien gebracht standen sie vor dem Tempel, der dem Cäsar errichtet wurde. Sie sind beide mit Hieroglyphen bedeckt, die fast unkenntlich geworden sind. Der größere 70 Fuß hohe Obelisk steht aufrecht und ist als Geschenk Mehmed Ali's an Frankreich übergegangen; der kleinere 66 Fuß hohe liegt umgestürzt auf der Erde und gehört England. Bis jetzt haben beide Länder, wahrscheinlich die Kosten des Transportes scheuend, das Geschenk nicht abholen lassen.

Wir gelangten endlich an den Mamudieh-Kanal, an dessen Ufer schön gebaute Landhäuser in duftigen Gärten liegen. Sykomoren, Palmen, Blumen von zauberhaft fremden Formen umgeben diese Gebäude, welche größtentheils der Besitz reicher Kaufleute sind. Auf den Dächern sahen wir schleierlose Frauengestalten, in weißen wallenden Gewändern und wenn sie stille standen, erschienen sie wie Marmorstatuen auf europäischen Palästen.

Auf dem Kanale zogen einzelne Barken mit auffallend hohen dreieckigen Segeln; manche beladen, um Nilauf nach Oberegypten

zu fahren, andere leer, die ihre Waaren oder Reisenden schon ausgeladen haben und vor Anker lagen. Wir begegneten nur wenigen Menschen auf dem ganzen Ritte, der doch zwei volle Stunden in Anspruch nahm; auffallend genug in einer Hafenstadt, die mit der ganzen Welt im Verkehre steht und zu der jedes Jahr 2000 Schiffe aus allen Theilen der Welt gelangen, während sie selbst 60,000 Einwohner zählt.

Am Kanale steht ein schöner hölzerner Kiosk, von den duftigsten Gesträuchen und den farbenhellsten Blumen umgeben. Schwarze Sklaven reichen hier dem Eintretenden Kaffee, Scherbet und Tschibuk. Wir waren die einzigen Gäste. Als wir Limonade verlangten, wurde uns erklärt, daß in den Monaten des Hochsommers in ganz Egypten weder eine Zitrone, noch eine Orange zu haben sei.

Die Sonne war untergegangen und eine plötzliche Nacht eingetreten, als wir vor unserem Hotel wieder eintrafen.

Auf der Eisenbahn.

Eisenbahn und Wüste. — Dörfer und Bewohner. — Egyptische Reiter. — Pferde. — Der Nil. — Gruppen und Gestalten. — Mohammedanische Sorglosigkeit. — Elegantes Frühstück. — Die Königin von Auhd. — Cairo.

Der menschliche Geist hat zu den vielen Triumfen, die er fort und fort feiert, Triumfe, welche die des menschlichen Herzens weit überragen, den glänzendsten hinzugefügt: indem er seine neuesten Erfindungen, Eisenbahnen und Telegrafen durch die Wüste zieht. Sie sind die kühnsten Gedankenstriche der Zivilisation, die eisernen Wunderstäbe, die an das Wüstengestein schlagen und verborgene Quellen der Wissenschaft und des Reichthums hervorschießen machen, welche nicht das Meer, aber die Erde und die Landenge spalten, um zwei Meere mit einander zu verbinden, welche unter dem Ozeane hin die Gedanken tragen. Es gibt keine Welttheile mehr, nur mehr eine ganze Welt. Sie sind die Wunderstäbe, die vom profetischen Geist der Menschheit geschwungen, die Menschen aus der Knechtschaft zum Lande der Erkenntniß und der Freiheit führen.

Einen frappanteren Gegensatz gibt es nicht auf Erden, als Wüste und Eisenbahn, das ewig Todte und ewig Lebendige, die tiefste Ruhe und die tollste Hast.

Nirgend aber ergreift die Erscheinung einer Eisenbahn mehr, als im uralten Lande der Faraonen, wo von den Piramiden vier Jahrtausende auf einen größeren Sieg herabschauen, als der war, den der moderne Alexander erfocht.

Es ist eben ein Land der Wunder und der Räthsel, durch das wir fahren. Wer sich in eine Waggonecke zurückzieht, oder die Augen schließt, das Signal der Abfahrt, das Rasseln der Räder hört, die zitternde Bewegung der Wagen empfindet und wieder das Signal vernimmt, wenn sie auf einer Station stille stehen, der meint in der Heimat zu sein und eine Lustfahrt durch ihm bekannte Gegenden zu machen.

Aber ein Blick hinaus durch das Fenster und der Reisende fühlt sich verzaubert, er schaut hinaus und muß sich in Gedanken stark zusammenfassen, um sich zu überzeugen, daß er nicht träumt; bis er sich besinnt, daß er in Egypten ist und die Glut von 45° R. nicht mehr für die Nähe eines Athem raubenden Eisenschmelzofens hält.

Links und rechts hinaus unabsehbare Sandflächen, auf denen es wie ein röthlicher Nebel liegt, es ist der vom Winde getragene feinste Staubsand der Wüste. Nur selten erhebt sich ein mäßiger Hügel, dem die Lehmhütten eines Dorfes angebaut sind. Dachlose, viereckige Lehmmauern mit einem kleinen Eingange, wie in eine Höhle mit unregelmäßig angebrachten Löchern, die das Licht einlassen. Zwischen den Hütten einige Palmen. Die braunen Männer, nur um die Lenden bekleidet, die Frauen verschleiert, die Kinder nackt, so drängt sich die Dorfbevölkerung heran und gafft das vorüberbrausende Wunder an.

Wieder schmettern wir durch die endlosen Flächen, kein Vogel in der Luft, kein Wasserspiegel auf dem Boden, kein Strauch, kein Schatten. Plötzlich sehen wir an tausend Zelte aufgeschlagen, vor sie heraus treten Männer in weißes Linnen gekleidet, einen rothen Feß mit blauer Quaste auf dem Haupte, einen krummen Säbel an der Seite; es sind egyptische Reiter. Ihre Pferde gewähren einen malerischen Anblick. Unser rasselnder Wagenzug hat sie erschreckt, sie erheben die Häupter. Manches bäumt und schüttelt die Mähnen, endlich ergreifen sie die Flucht und jagen einzeln und in Gruppen durch die Wolkenwirbel des Sandes. In einiger Entfernung halten sie, scheu

zurückblickend, während einzelne nur mehr als schwarze Punkte am Horizonte erscheinen.

Nach dreistündiger Fahrt sind wir am Nile angelangt.

Die Einförmigkeit der Wüste, die Glut der Sonne, der fort und fort wirbelnde Sandnebel, der Mangel eines labenden Trunkes Wasser, all' das hat den Reisenden erschöpft und er sieht hier zum erstenmale gleichgiltig einen Strom, dessen Anblick ihn sonst mit ehrfurchtsvollem Schauer, mit heiligen Erinnerungen füllen würde.

Die Waggons werden geöffnet und die verwirrendste Menschenkarawane stürzt aus ihnen hervor; halbnackte Neger, Araber in bunt kostbaren Kaftanen, braune Abyssinier, weiß verschleierte mit schwarzen seidenen Ueberwürfen angethane Frauen, Europäer in allen Farben und Uniformen französischer Tracht, Bauernweiber in blauen Hemden mit tätowirten Gesichtern, silberne und goldene Ringe in den Nasenflügeln, ärmlich gekleidete kräftige Männer, deren einziger Reichthum die blanken schönen Waffen zu sein scheinen, die sie im Gürtel und über die Schulter gehängt tragen. Von all' diesem Volke, das alle Menschenracen der Erde darstellt, erhebt sich ein Rufen, Schreien, Reden, Zanken in nie vernommenen Sprachen und Lauten, und alle drängen rücksichtslos das etwas steil abfallende Ufer hinab, um an den Strom zu gelangen, wo ein Dampfschiff bereit steht, bis einmal die Brücke den Nil überjochen wird, und die Reisenden zum andern Ufer bringt, wo ein Wagenzug hält, um sie nach Cairo zu fahren.

Die Europäer drängen nicht so sehr hinab, denn sie wissen, daß sie das Dampfschiff, wenn auch später, doch hinüberbringen muß. Heute aber fesselt Alle die Neugierd am Ufer.

Mit uns fährt die Königin von Audh, sie und ihre zehn dienenden Frauen nehmen einen eigenen Waggon ein. Wir sehen ganz in weiße Schleier verhüllte Gestalten; sie sind alle gleich gekleidet und wir können die Fürstin nicht von ihren Sklavinnen unterscheiden. In dem zunächst anstoßenden Waggon sind zwei Jünglinge sichtbar, die

Söhne der Königin. Ihr dunkel gebräuntes Antlitz ist edel geformt, ihre schwarzen Augen leuchten, das Haupt bedeckt ein sehr niedriger, goldglänzender Helm, dessen Kamm gezackt, röthlich emaillirt und mit Edelsteinen besetzt ist. Die braunen Arme sind nackt, die Brust offen, der übrige Körper in wallende durchsichtig feine Linnen gehüllt.

Ein Gefolge von etwa dreißig Männern in buntesten reichen Trachten, während die untergeordneten Diener halb nackt waren, schloß sich den Prinzen an, als sie den Waggon verließen, um zum Dampfschiffe hinab zu gelangen.

Ein englischer Oberst, der Reise-Obersthofmeister, ließ auf dem Schiffe ein kleines weißmousselinenes Zelt aufschlagen, während welcher Zeit die eilf Frauen, in weite schleppende weiße Schleier ganz verhüllt, langsam das Ufer hinab stiegen.

Die Orientalen wendeten sich ehrerbietig ab, oder senkten ihre Augen zu Boden, um die Frauen durch ihre Blicke nicht zu entweihen. Wir Europäer, anders angewöhnt, schauten drein.

Es gingen Gerüchte in Egypten, daß die Königin einen viele Millionen werthen Schmuck als Geschenk für ihre königliche Schwester von England mitgebracht habe, der durch die Unvorsichtigkeit eines Dieners beim Ausschiffen in Alexandrien in's Meer gefallen und nicht wieder gefunden worden sei. Manche zweifelten an der Thatsache und hielten sie für ein Märchen, erfunden, um in England, wohin die Königin um Schutz zu bitten ging, ein Geschenk zu ersparen und doch an die großartige Absicht eines solchen glauben zu machen.

Das Schiff war zum Erdrücken voll, der Schritt vom Ufer an Bord über ein schwankendes Bretchen, oder frei zum Hinüberspringen, war bei dem rasenden Drängen immer ein bedenklicher und ein Sturz in den Nil ein todbringender. Kein Mohammedaner springt dem Gefährdeten nach, denn ist es sein Schicksal gerettet zu werden, so wird er ohne jede Hilfe dem Wassertode entgehen. Diese Anschauung auf alle Vorgänge des Lebens angewendet, ist es, die eine unglaubliche

Sorglosigkeit beim Araber erzeugt. Wir sahen entsetzt, mit welchen Dingen, die der größten Sorgfalt, der mathematisch genauesten Pünktlichkeit bedürfen, der leichtsinnige, oder wenn es besser klingt, der der Vorbestimmung fest vertrauende Araber spielt. Als wir von dem großen Unglück bei dieser Nilüberfahrt im Jahre 1858 vernahmen, das einigen hundert Menschen, unter ihnen dem geistvollen Erbprinzen des Vizekönigs das Leben kostete, waren wir nur darüber erstaunt, wie solche durch fahrlässigste Sorglosigkeit herbeigeführte Katastrofen sich nicht häufig wiederholen.

Jenseits des Nils nahm uns ein hohes, luftig aus Holz gezimmertes Gebäude auf, wo auf langen, fein ausgestatteten Tischen Braten, Fische, Obst, Thee, alle Sorten von Weinen für die hereinströmenden Gäste bereit war. Das fein servirte Frühstück, wie wir es etwa in Hamburg und Neapel gefunden haben, ließ uns völlig vergessen, daß wir es am Ufer des Nils, nur einige Stunden von den Piramiden fern, einnahmen.

Mittlerweile wurden die Waaren, die Gepäcke der Reisenden ebenfalls über den Nil geschafft und in den bereitstehenden Wagenzug eingepackt, was an zwei Stunden Zeit in Anspruch nahm.

Um 2 Uhr Nachmittag nahmen wir wieder die Waggons ein und fuhren durch Flächen, wie wir sie bereits geschildert haben, weiter, nur durch den kurzen Stillstand aufgehalten, den wir auf den einzelnen Stationen machten.

Die Sonne fing sich bereits zu neigen an, als sich auf fernen mäßigen Hügeln mehrere Dörfer zeigten und endlich sich in schwebenden Sandwolken Kuppeln, Minarete, Palmen, steinerne Häuser erhoben — wir waren in Cairo.

Um mich aus dem rasenden Gewühle der Ankommenden, der Harrenden und derjenigen zu retten, die ihre Dienste anboten, bestieg ich rasch einen kleinen Esel, nannte dem Knaben das einer Wienerin angehörende Hotel Madame Coulomb, und trabte unter seiner Weisung

der Stadt zu. Eine sandstaubige kahle Fläche, Schutthaufen empor und hinab, war nicht geeignet uns auf die alte Kalifenstadt würdig vorzubereiten. Eine breite, ungepflasterte Straße, in der einige stattliche Häuser mit Vorgärten standen, nahm uns auf, wir trabten links ein und befanden uns auf der schattenreichen von Mehmed Ali dem Sande abgerungenen prächtigen Esbekieh. Den üppigen Gartenpflanzungen derselben gegenüber erheben sich hohe palastartige Häuser, eines davon war unser Hôtel.

Cairo.

„Wunderbare Menschenracen
Auf den Gassen, auf den Gassen!"
Ferdinand Sauter.

Enttäuschte Erwartung. — Fels und Profet. — Zauberei. — Zehn Wunder. — Architektur. — Bazargruppen. — Dame und Fellahweib. — Wüstenstaub und Lava. — Brunnenstiftungen. — Gebet der Moslim. — Prügelexecution. — Berühmte Marktpolizisten. — Opiumraucher. — Das Schlangenwunder. — Ein Leichenzug. — Poesie der Bettler und Verkäufer. — Nilgesang.

Ich stürzte mich neugierig mitten in das Gewühl der kolossal ausgedehnten egyptischen Hauptstadt, um ein Leben zu sehen, das von allen Reisenden so fremd und fantastisch geschildert wird, daß jede abenteuernde Fantasie überboten und der Glaube erzeugt wird, man werde die Märchen von Tausend und einer Nacht erleben.

Der geistvolle Jean Paulisirende Bogumil Goltz gibt eine Schilderung der uralten Kahira, als ob er, ehe er ihre Straße betrat, Haschiesch geraucht hätte.

Ich befand mich ebenfalls in einer fort und fort aufgeregten Stimmung, aber ernüchternder Art, in Cairo. Ich wartete immer auf die Wunder, die da kommen müßten wie auf ein mir zugesagtes Recht. Aber die Wunder kamen nicht.

Als Mohammed dem Felsen hieß zu ihm kommen und dieser unbeweglich wurzeln blieb, verfügte sich der Profet zum Felsen.

Ich nahm mir denn, dieser moslemitischen Legende eingedenk, vor, zu den Wundern zu kommen und sie aufzusuchen.

Ich sah die prächtigen Gebäude und die verfallenden Ruinen, die Wunderlichkeit der Menschen in ihren Farben und Trachten, eine fantastische Thierwelt, Gräber und Moscheen, ich hörte ein seltsames Sprachengewirre und blieb vor merkwürdigen Gruppen und Szenen stehen; religiöse Aufzüge wechselten mit nackten Gauklern, die ihre Künste trieben, und ich wartete noch immer auf ein Außerordentliches, Neues, welches all das Außerordentliche und Neue um mich her überbieten sollte.

Es wurde aber nicht überboten und das war meine Schuld.

Ich trat meine Reise in den Orient über Griechenland, über Smyrna und Constantinopel an. Ich sah so viele orientalische Städte und Länder, Rhodus und Cypern, Beirut und Jerusalem, Nablus und Tripolis, vor allen aber Damaskus, und so gewöhnte sich reisend meine Fantasie an die fremden Erscheinungen einer großen morgenländischen Stadt, sie wurde allmälig erzogen und ich fand in der kahirinischen Welt schon bekannte und oft gesehene Erscheinungen. Selbst die Bevölkerung gegen die in Constantinopel ist eine bedeutend kleinere; während man in dieser Stadt fort und fort Völkerkaravanen begegnet, ist es in Cairo eben nur das Drängen eines Menschengewühls in einigen Hauptstraßen.

Nicht jeder Leser dieser Blätter aber war so glücklich, die genannten Inseln und Städte des Morgenlandes zu sehen und da ich nicht unbescheiden die Kenntniß meiner flüchtigen Zeichnungen derselben als allgemein bekannt voraussetze, so sei es versucht, den Eindruck Cairo's zu beschreiben, den diese Wunderstadt auf mich gemacht hätte, wenn ich von dem Anblick anderer Städte noch nicht blasirt gewesen wäre.

Wer hat nicht einmal im Leben sich bezaubert gefühlt von der Pracht einer großartigen Naturszene, von der Schönheit einer Menschengestalt, von den gesungenen Gedanken eines großen Dichtergeistes? Wer hat nicht, in seiner Kindheit wenigstens, sich darnach gesehnt, selbst zaubern zu können, oder in einen Zauberpalast, in einen

Zaubergarten, einen Zauberberg, oder in ein großes Zauberland zu gelangen?

Ich will die Filister, die trägen und die prosaischen Naturen lehren, sich wirklich etwas zaubern zu können.

Es ist unglaublich und geradezu geistentwürdigend, wie Menschen, die durch Reichthum unabhängig, oder doch in der Lage sind, nach mühevoller Arbeit sich eine Ferienreise zu gönnen, häufig in einer Stadt ihr ganzes Leben hinbringen und — zu leben meinen!

Der einfache Entschluß: Wir wollen Egypten sehen, das jetzt, z. B. von Wien aus, leichter zu erreichen ist, als Paris, ehe Eisenbahnen gebaut waren, und es thun sich uns Genüsse und Welten auf, die ein geistiges Eigenthum, eine niemals versiegende Quelle von großen und schönen Erinnerungen gewähren.

Wir treten die Reise an:

Man weiß von sieben Weltwundern, wer aber den Riesenbau des Semmerings befährt, erlebt nicht allein ein achtes Wunder, es ist vielmehr würdig, als erstes genannt zu werden, dem fortan die andern im Range folgen müssen.

Von der Höhe von Triest erblickt der Reisende das weithin aufgerollte, glorreiche Meer.

Fünf Tage und fünf Nächte trägt, wenn man die paradiesischen jonischen Inseln begrüßt hat, das Dampfschiff den Reisenden an die Gestade Egyptens.

Wir betreten die antike Alexanderstadt.

Mitten durch die Wüste führt uns die Eisenbahn, Strecken durch in Stunden, die sonst nur in so vielen Tagen zurückgelegt werden konnten.

Ein breiter Strom, seine sandig gelben Ufer verschwimmen mit der Farbe seiner Gewässer, er trägt uns hinüber und tiefer in das Land der Faraonen. Es ist der uralt heilige Nil.

Wir wandeln durch die Straßen Al-Kahira's, wir sehen die Völker der Erde, aller Sprachen und Trachten. Das fantastische Ka-

meel trägt die Lasten des Marktes, der riesige Vogel der Wüste wird von Knaben an einer Kette geführt. Paläste und Moscheen, Minarete und Grabkuppeln, wie fremd, wie zauberhaft Alles!

Eine Riesensäule in weitem flachen Lande, der einzige Ueberrest der Sonnenstadt, wo die Weisheit der alten Welt sann und lehrte, und die Weisesten wie Plato zu Schülern hatte, wo der egyptische Josef, der Gesetzgeber Moses weilten — der Reisende steht vor dieser Säule.

Wir ziehen durch die Wüste, wir erklimmen die Piramiden, tief zu unseren Füßen liegt die Sphinx im Sande und weit hinaus die lybische Wüstenei, und in der Nähe der Nil und das Schlachtfeld Napoleons.

Noch ein Zug durch die Wüste, und wir sind in Suez und stehen am rothen Meere.

Sind dieß nicht eben so viele Zauber, als der Profet Wunder im Egypterlande gewirkt hat. Oder ist es kein Zauber, wenn man vor dem Stefansthurme in Wien steht und schon zehn Tage darauf mit einer Karavane am rothen Meere lagert?

Ist es kein Zauber, wenn man all' das für eine Summe erreichen kann, das ein Diner kostet, bei welchem freilich im Jänner ein Körbchen mit frischen Erdbeeren den Gästen gereicht wird, oder mit einer Summe, die ein Aufenthalt im Bade von Homburg oder Ischl in Anspruch nimmt?

Die armen Reichen! Die filisterhaften Naturen, die noch nach ihrem Tode verdienen ausgebälgt oder mumisirt zu werden, um als Muster der Fantasielosigkeit, der ausgesuchtesten Ledernheit, der geistigen Finsterniß, die noch dicker ist, als die berühmte egyptische, angestaunt zu werden. Wie viele Eltern schicken ihre Söhne auf Reisen, aber wohin? In das Paradies des Kankans, oder zwischen die tausende Riesen-Schornsteine der Industrie! Sie ahnen nicht, welche Welt von Gedanken und Anschauungen auf einer so kurzen Reise gewonnen werden kann, die zum Ursitze der bekannt ältesten Weisheit der Erde führt.

Und wenn man eine solche Reise vollendet hat, ist es allerdings zu den zehn aufgezählten ein eilftes Wunder, nicht Schiffbruch erlitten zu haben, oder vom Schwindel ergriffen von der Höhe der Piramiden gestürzt zu sein, oder den Sonnenstich empfangen, oder vom Kameele gefallen, den Hals gebrochen zu haben.

Wir aber sind in Cairo, oder was noch besser ist, glücklich heimgekehrt, ohne den Hals gebrochen zu haben, und schildern — wenn nur nicht die Decke über unserem Haupte zusammenstürzt, was wir in Cairo gesehen und erlebt!

Wie fremd uns die Häuser anstarren! Alle Pforten sind geschlossen, es ist der schönste Spitzbogenstyl, der sie überwölbt. Die Fenster haben statt gebrechlicher Scheiben filigranartig durchschnittene Läden, es sind Brüsseler Spitzen aus Holz und hinter ihnen verborgen die Geheimnisse des Harems. Das Haus selbst, wenn es auch in offener belebter Straße steht, ist eine unzugängliche Festung und statt einer Kanone aus einer Schießscharte ist an manchem ein ausgebälgtes Krokodil, als Wächter an Ketten aufgehängt.

Ein Zug Kameele zwingt, uns an die Wand des Hauses zu drücken, um von ihnen nicht zertreten zu werden, denn die Straße ist schmal und das plumpe Thier weicht nicht aus. Ein kleines Eselchen führt den Zug an, die Kameele, zwanzig an der Zahl, schreiten, durch einen Strick miteinander verbunden, eines hinter dem andern besonnen ruhig daher. Der Kameeltreiber, eine blaue Schwimmhose um die Lenden, einen weißen Turban ums Haupt, rothe Pantoffeln an den Füßen, sonst nackt, reitet entlang dem Zug, bald vor bald nach, was ihn nicht stört aus einer langen Pfeife zu rauchen.

Der Zug ist vorüber, und unsere Fantasie ist thätig, um sich all' die Kostbarkeiten Indiens vorzuzaubern, welche diese Kameele, von Suez kommend, tragen.

Wir kommen in breitere Straßen, links und rechts sind Buden, in denen die kostbarsten Waaren, Waffen, Gewänder, Teppiche, Perlen, Korallen, Muscheln, Tiger- und Löwen-, Hyänen- und Gazellen-

felle, Nasenringe und Elfenbein, bunte Pferdegezieme und Kameelsättel verkauft werden.

Die Kaufleute sitzen in den Buden mit gekreuzten Beinen, sie neigen und beugen sich, wenn sie eben unbeschäftigt in dem Koran lesen, wie die Juden beim Gebete; oder sie rauchen aus einem weit vor ihnen hingestellten Nargileh, an dem ein dünner, drahtumwundener Safianschlauch wie eine rothe schimmernde Schlange angebracht ist. Ein kleines Kohlenbecken steht im Hintergrunde der Bude, eine Kanne mit Wasser darüber, um den Käufer gleich mit frischem Kaffee zu bewirthen. Dabei geschieht es, daß der Kaufmann dem Käufer auch die Pfeife vom Munde weg gastfreundlich reicht. Manche der Kaufleute, die eben nicht beten oder nicht rauchen, oder nicht mit Käufern beschäftigt sind, geben sich, von der Glut des Tages ermattet, dem Schlafe hin, während ein Knabe gewöhnlich den Laden bewacht.

Zwischen den Buden der Kaufleute sind andere, in denen das Handwerk thätig ist, und es bringt auf den Europäer, der an den Anblick rüstig frischer Arbeit gewöhnt ist, eine fast komische Wirkung hervor, wenn er einen edlen Moslem sieht, mit ehrwürdig weißem Barte, wie man sich nur die Gestalt eines Patriarchen denken mag, der — eine Hose flickt, oder als Schlosser, sitzend, langsam träge den Hammer schwingt und so vorsichtig ruhig, daß die neben ihm stehende gläserne Pfeife ja nicht umgeworfen werde.

Alle diese Budenstraßen sind, um die Sonnenstrahlen abzuhalten, mit Strohmatten überdeckt, so daß in ihnen ein schattiges Dunkel herrscht, und den Besuch dieser Bazare, welche die Stadt in allen Richtungen durchstreichen, wenigstens in der Morgenzeit nicht drückend macht.

Wir würden zu müde werden, all die Pracht und Seltsamkeit der Waaren zu betrachten, wenn nicht fort und fort neue Gestalten und Szenen in den Straßen unsere Aufmerksamkeit anzögen.

Zwei Damen begegnen uns, sie sitzen auf hohen, schneeweißen Eseln, die von zwei Eunuchen, an der völligen Bartlosigkeit als

solche kennbar, an rothen, silberfunkelnden Zügeln geführt werden. Sie machen sich leicht Platz, denn jeder Moslem weicht Frauen mit bescheiden abgewendetem Antlitz aus. Die Damen tragen einen von der Stirne herabhängenden undurchsichtigen weißen Schleier, in welchem nur für die Augen Ausschnitte sind. Ein weiter Mantel von schwarzer Seide, der an der Stirne befestigt nach rückwärts fällt, verhüllt die ganze Gestalt und theilweise noch das Thier, auf dem sie reitet. Die Damen halten mit beiden Händen diesen Mantel vor der Brust zusammen, und so ganz frei sitzend, da der Sklave die Zügel führt, bewegen sich die Gestalten wie Masken auf unseren Redouten.

Im Gegensatze zu diesen morgenländisch-verhüllten Geheimnissen überraschen uns nicht selten Fellahweiber, in blauen bis an die Knöchel reichenden Hemden, ihre Brüste sind unverhüllt, das zigeunerhaft, eigentlich egyptisch-braune Gesicht ist am Kinn und an der Wange blau tätowirt, ebenso die Lippen, aus denen, wenn sie zu sprechen beginnen, die weißesten Zähne glänzen. Die Augen sind schwarz geschminkt und ein silberner Nasenring gibt der Frau den Eindruck des wild Barbarischen. Ein schmutzig weißer Schleier hängt an der Stirne befestiget nachlässig den Rücken herab, denn sie kann ihn nicht mit den Händen vor das Gesicht ziehen, weil sie auf dem Kopfe einen Korb trägt, den sie mit beiden Armen festhält, was der ganzen Gestalt das Ansehen eines zweihenkeligen Kruges gibt.

Manches dieser Weiber läßt ihr Kind auf der Schulter rittlings sitzen, dasselbe ist meist völlig nackt. Zuweilen kauert eine solche Gestalt auf dem Boden und gibt dem nicht selten schon zwei- auch dreijährigen Kinde zu trinken. Wer belächelt die Ehrwürdigkeit der Gruppe und wendet sich von der durch langes Säugenlassen plastisch unschön gewordenen Brust dieses armen Weibes, aber dieser reichen und beglückten Mutter ab? Keine Mutter im Oriente würde, die Reichste nicht, ihr Kind einer Amme übergeben; jede ist zu eifersüchtig auf das Lächeln, auf das Kennen, auf das sich nähernde Glück ihres Kindes, als daß sie all das einer bezahlten Amme gönnen sollte!

Bunter als das Auge durch die verschiedenen Farben der Menschen, welche von der Schwärze des Ebenholzes durch alle Schattirungen des Tiefbraun, des Braun, des Olivengelben, Blaßgrünen bis zum Weiß wechseln, wird das Ohr in Anspruch genommen durch alle Sprachen, die am Thurme Babel zum letzten Male beisammen erklungen sind. Das schwirrt, näselt, gurgelt, schreit, kaut, lispelt und führt auf dem Trommelfell einen so wahnsinnig tollen Tanz auf, daß es zu zerspringen droht.

Nicht lieblicher dringen jetzt die Töne einer Trommel aus der Ferne, wir gehen ihnen entgegen. Ein Mann in bunten, weiten Gewändern auf einem prächtig geschirrten Pferde folgt dreien Männern, die zu Fuße sind. Einer trägt eine kleine grüne Fahne, die beiden andern machen Musik, indem sie Pauke schlagen und Flöte blasen. Einige Männer folgen dem Reiter, der so umgeben und begleitet von der Wallfahrt nach Tanta, — einem Dorfe zwischen Cairo und Alexandrien -- zurückkehrt.

Das Volk, das sich auf dem Platze bewegt, achtet nicht auf den Reiter, er mag ihm eine gewöhnliche Erscheinung sein.

Auffallend sind die vielen Blinden, oder an den Augen Leidenden. Der unsichtbar feine Staub, der von der Wüste weht, ist der Grund dieser traurigen Erscheinung, die sich nur in Neapel so häufig wiederholt durch den Staub der Lava, mit der die Straßen gepflastert sind und durch den Blitz des Golfes, der fast überall dem durch die Straßen Wandernden blendend entgegenleuchtet.

Wir sind in den Hofraum einer Moschee eingetreten, zahlreiche Tauben, deren Atzung durch die thierfreundliche Stiftung eines frommen Moslem gesichert ist, trippelt, gurrt, flattert und pikt und läßt sich von den Kommenden nicht stören.

Ein vergitterter runder Raum wölbt nach Außen hinaus ein großes Marmorbecken. Zwischen den vergoldeten Stäben sind messingene, mit frischem Wasser gefüllte Becher an Kettchen befestiget. Ein Mann innerhalb des Gitters füllt sie fort und fort, so oft sie Durstige leeren.

Kann ein Sterbender sich ein schöneres Andenken begründen, als durch diese Anstalt, deren es in Cairo wie in Constantinopel viele gibt? Für nichts ist der Morgenländer, der aus der Wüste kommende Pilger dankbarer als für einen frischen Trunk Wassers. Wer erquickt sich nicht dankbar im heißen Lande und denkt nicht an den frommen, längst hingeschiedenen Mann, der diesen Brunnen und den Wächter bestellt hat, daß er fort und fort frisches Leben gebe, während der Stifter selbst todt ist und unter dem, dem Brunnen meist angelehnten Grabmonumente ruht!

Wir thun die Schuhe ab und treten in die Moschee. Aus einer hohen Kuppel fällt Licht auf den mit einem grüngelben geblümten Teppich bedeckten Estrich. Die Wände sind kahl, nur auf einem großen einfärbigen grünen Teppich, welcher dem Eintretenden entgegen der Wand angeheftet ist, glänzen die Worte:

»Gott ist Gott und Mohammed sein Profet.«

Da und dort kniet ein einzeln Betender und legt die Stirne an den Estrich. Das Gebet des Moslem erscheint immer inniger, weil es zum Schöpfer allein redet. Das gemeinsame Gebet verwirrt und zerstreut und ist allgemein, während der Einzelne, je nach seiner Stimmung, nach seinem eigensten Bedrängniß, oder nach tief aufgeregtem Danke und glühender Sehnsucht, wie sie das Leben mannigfach emporblühen läßt, sich an Gott wendet. Der Moslem bedarf aber selbst der Moschee nicht, um fromm zu sein, mitten auf dem Markte, in der Wüste, im Garten, selbst im Kaffeehause, wenn es Betenszeit ist, kniet er unbekümmert um seine Umgebung hin und betet. Der gebildete Europäer, wenn auch in andern Dingen nicht, bewährt dagegen ein seltsames Schamgefühl.

Wir sind wandernd und schauend in den Fleisch- und Brodbazar gelangt. Einem Manne, der eine große Wage trägt, folgt ein ansehnlich gekleideter, mit einem Schwerte Bewaffneter zu Pferde, diesem folgen einige Sklaven.

Es entsteht einige Bewegung unter den Verkäufern. Der Mann hat das Amt, die Gewichte und Maße zu prüfen, wohl auch die forteilenden Käufer anzuhalten, um das Gewicht und den Preis der gekauften Waare zu fragen und beide zu prüfen.

Dieser Beamte heißt Mohtesib und übt eine schnelle Justiz. Der unredlich befundene Verkäufer wird vor seiner Bude hingelegt und mit Stockstreichen abgestraft.

Wir waren die unwillkürlichen Zeugen eines solchen Schauspiels.

Der in egyptischen Sitten und Gebräuchen überaus kundige Lane erzählt uns, folgende grauenhafte Szene erlebt zu haben:

Ein Brodverkäufer betrog seine Kunden im Gewichte. Der Mohtesib ließ ihm einen Nasenflügel durchbohren, eine Schnur durchziehen und an diese das zu leicht befundene Gebäcke hängen. Dann hieß er ihn bis auf die Lenden entkleiden, die Hände auf den Rücken binden und so an die Fensterstange einer Moschee anknüpfen. Den glühenden Strahlen der Sonne und der gaffenden Menge preisgegeben, mußte er Stunden lang sein Vergehen büßen.

In der Erinnerung des kairinischen Volkes lebt noch die Gestalt und Grausamkeit eines Mohtesib, der Mustafa Kaschif hieß und ein geborener Kurde war.

Er liebte es, für oft kleine Vergehen den Verkäufern ein Ohrläppchen abschneiden zu lassen. Als er eines Tages einem Melonenverkäufer begegnete und diesen um den Preis einer Frucht fragte, erwiederte er, sein Ohrläppchen hinhaltend: »Schneide nur ab, Herr!« der Mohtesib hielt sich für mißverstanden und fragte noch einmal. Der humoristische Melonenverkäufer erwiederte: »Welchen Preis ich immer nenne, du wirst ihn zu hoch finden, und wenn ich einen Faddah (Pfennig) sage. So lasse Dir nur mein Ohrläppchen abschneiden und mich weiter ziehen!«

Mustafa Kaschif lachte, was er nur selten that und ritt davon.

Einem Fleischhauer ließ er 4 Loth Fleisch aus dem Rücken schneiden, weil er einen Käufer um so viele Lothe betrogen hatte; einem andern

einen eisernen Haken durch die Nase bohren und ein Stück zu leicht gewogenes Fleisch daran anhängen. Flaschen, deren Inhalt ein Getränk von schlechterer Beschaffenheit enthielten, ließ er an den Köpfen der Verkäufer zerschmettern. Ein Kuchenbäcker mußte sich nackt in ein heiß glühendes kupfernes Becken setzen, in welchem er um zu theuern Preis buck.

Es ist jedenfalls eigenthümlich, daß in einem Lande, wo von der Faraonen bis zu Mehemed Ali's Zeit der Mensch keinen Werth, das Volk keinen Schutz hatte, just die Marktpolizei dessen Rechte so ausnahmweise beschützte. Die Grausamkeit, mit der dieß geschah, ist minder auffallend in einem Lande, wo trotz der in den Briefen eines »Verstorbenen« vielgerühmten Zivilisation Mehmed Ali's der Preis eines Viehstückes oft höher war, als der eines Fellah.

Ein Beamter Namens Ali Bey, der die Aufsicht über den Linnen-Bazar hatte, ließ mehrere Weber, weil sie es gewagt hatten, für ihre eigene, nicht für die vizekönigliche Rechnung zu weben, in ihr Produkt, das früher in Oel getränkt wurde, einhüllen und sie an einen Baum hängen. Das Linnen wurde darauf angezündet und die Armen gingen entsetzlich unter.

Es war eine Nemesis eigener Art, die diesen Grausamen erreichte: er selbst starb den Flammentod bei der Explosion eines Pulvermagazins in Cairo im Jahre 1824.

Eine Szene bei seinem Begräbnisse erinnerte an das alte egyptische Todtengericht:

Der Scheikh an der großen Moschee El-Azhar sprach an seiner Leiche die Todtengebete und als er, wie dieß gebräuchlich ist, die Versammlung anrief: »Gebt Zeugniß für ihn!« herrschte lautloses Schweigen. Die Anwesenden hätten der Sitte gemäß antworten müssen: »Er war Einer von den Tugendhaften!«

Noch einmal rief der Scheikh: »Gebt Zeugniß für ihn!« Wieder schwiegen Alle. Da rief er entsetzt: »So möge Gott sich seiner erbarmen!«

Wir sind müde und treten auf unserer Wanderung in eines der tausend Kaffeehäuser, die Cairo besitzt. Ein hölzernes Geländer scheidet eine kleine schmutzige Stube von der Straße ab, vor demselben ist eine kleinere niedere Bank mit einem zerschlissenen Teppich bedeckt; solche Bänke sind auch im Innern, wo in einer Ecke für jeden Gast frischer »Kahweh« bereitet wird. Dieser schmeckt vortrefflich, ein chocoladeartiger Schaum bedeckt die Oberfläche des Getränkes, das nicht klar ist und dasjenige, was wir im Abendlande den Satz nennen, schwimmend und wirbelnd enthält. Zucker wird keiner hineingethan. Eine Tasse dieses duftigen Kaffees kostet fünf Pfennige, und ersetzt dem Moslem den Wein, der im Altarabischen ebenfalls Kahweh hieß.

Wir sitzen vor dem Laden, einige Araber genießen ruhig beschaulich neben uns ihr Kef, das heißt Vergnügen, indem sie den gelben persischen Tabak, Dumbak genannt, aus Nargilehs, oder den schwarzen Latakia aus Syrien aus einem Tschibuk rauchen.

In dem Laden aber sind die Gäste lustig, schwätzend und voll komischer Bewegungen. Es sind Haschieschraucher, Männer aus den untern Schichten des Volkes, welche derselben Achtung genießen, wie im Abendlande die geistig und körperlich herabgekommenen Fuselsäufer in berüchtigten Branntwein-Buden.

Wir waren neugierig die Art und Weise des Haschieschrauchens kennen zu lernen und ließen uns durch einen Araber, der eben mit der Absicht eintrat, sich eine Pfeife reichen zu lassen, es vormachen. Der Kahwehtieh, der Kaffeebereiter, vermischte einige Hanfblätter mit Tabak, stopfte die Mischung in einen Tschibuk und reichte ihn dem Araber. Dieser setzte sich auf den Estrich, that etwa zehn Züge und dann einen letzten, langen Zug, worauf er den Rauch durch Mund und Nase ausstieß und heftig zu husten begann. Nachdem er sich beruhigt hatte, blieb er etwa eine Viertelstunde apathisch sitzen, dann fing er an sich heftig zu bewegen, lärmend zu sprechen, seine Augen glänzten und das Gesicht nahm einen zärtlichen Ausdruck an. Er war berauscht.

Wir entfernten uns bald, um weiter durch die Stadt zu wandern, doch wurden wir bald durch eine bunte Menschenmenge aufgehalten, in deren Mitte sich ein Schlangenbändiger produzirte.

Wenn wir dem Manne in Europa begegneten, wir würden ihn für einen Zigeuner halten, so braun ist er, so weiß glänzen die Zähne aus seinen dunkelrothen Lippen. Die Augen aber haben nichts vom funkelnden Glanze und die Haare sind nicht kraus. Er saß in einem Kreise, den er mit kleinen Steinen und bunten Muscheln um sich und einen schönen abyssinischen Knaben gezogen hatte. Dem Knaben windet sich eine Schlange um das Haupt, dem Manne um den Hals, grüngelb schillernd sind sie ein lebendiges Diadem, ein sich windendes Halsband. Er hat schon die Menge lange unterhalten und macht nun auf sein letztes Kunststück aufmerksam.

Er holt aus einem Sacke eine etwa drei Fuß lange Schlange hervor, er läßt sie, während er sie am Schwanze hält, sich langsam um seinen Arm winden, in zwei, drei Ringen, bis sie bis an seine Schulter emporgekommen ist. Sie züngelt an dem Munde des Schlangenbändigers, indem er ihr den Kopf seitwärts zuneigt. Sie ist um seinen linken Arm geringelt, jetzt ruft er:

»Ihr Moslim seht den Zauber an,
Ums Schlangenleben ist's gethan!«

Bei diesen Worten ergreift er mit der Rechten den Kopf der Schlange und im Nu, während die Menge schreiend auseinander läuft, schleudert er sie von seinem Arme weitab. Die Schlange liegt ausgestreckt auf dem Boden. Der Bändiger hebt sie am Kopfe fassend auf und geht mit ihr, wie auf einen elastischen Fischbeinstock gestützt, im Kreise herum. Die Zuschauer scheinen das Kunststück schon oft gesehen zu haben, denn es entlockt ihnen keine außerordentlichen Zeichen der Verwunderung. Der Bändiger streift jetzt mit der Hand den Stab auf und nieder, er legt den Hinterkopf der Schlange an seinen Mund, er bläst ihn an und der Stab wird weich, beginnt sich zu winden und ringelt wieder um seinen Arm.

Wer nur all' die Bemerkungen der Zuschauer verstände! Verschleierte Weiber, halbnackte Neger, ehrwürdige Greise in weiten bunten Gewändern, ekelhaft schmutzige Kinder, Lastträger und Effendis, Alles redet durch einander und aus den Geberden und dem Lachen zu schließen, müssen es witzige Bemerkungen sein, die sie machen.

Der Schlangenbändiger zieht weiter, die kleinen Jungen laufen ihm nach, um seine Künste noch einmal zu sehen.

Um das Geheimniß der geschilderten Erscheinung zu erklären, müssen wir Folgendes mittheilen:

Die egyptische Brillenschlange (Uraeus Haje Wagler), die Haje, oder der Näschor der Araber, ist eine der giftigsten Schlangenarten, welche nicht nur in Egypten vorkommt, sondern über einen großen Theil Afrika's und bis an das Cap der guten Hoffnung verbreitet ist. Diese Schlange, welche bei den alten Egyptiern geheiligt war und häufig auf ihren Denkmälern erscheint, ist dieselbe Art, mit welcher die egyptischen Priester dem Farao ihre Künste zeigten, um das Wunder Mose's zu profaniren; indem sie ihren Stab in eine Schlange und diese wieder in einen Stab verwandelten. Diese Erscheinung, welche wir von dem Schlangenbändiger in Cairo eben wiederholen sahen, wird durch einen Druck auf den Nacken der Schlange hervorgerufen, wodurch sie in einen Starrkrampf geräth, der sie plötzlich streckt und aus dem sie sich nach längerer Zeit wieder erholt. Ein Erwärmen in der Hand, ein magnetisirendes Streichen bringt dieß rascher zu Wege.

Wir winden uns aus dem Menschenknäuel, neue Gäßchen, so schmal, daß nur zwei Menschen neben einander gehen können, zwischen hohen schmutzigen Häusern, nehmen uns auf. An mancher Hausthüre sind barbarisch gezeichnete, grell gemalte Blumen, arabische Sprüche, geschmacklose Arabesken angebracht. Sie sind ein Zeichen, daß der Hausherr nach Mekka gewallfahrtet und glücklich zurückgekehrt ist.

Es ist ein labyrinthischer Stadttheil, in dem wir uns befinden, und nur langes Wohnen oder sehr häufiger Besuch daselbst kann all'

die Winkel und Gäßchen, die natürlich keinen Namen haben, sich merken und in ihnen zurechtfinden.

Wir gelangten endlich wieder in einen belebteren Stadttheil und standen vor der Moschee Sejideh; ein Leichenzug bewegte sich aus ihr hervor. Unser Dragoman deutet uns die seltsamen Gestalten und übersetzt die Gebete und Gesänge, die wir zu hören bekommen.

Zwei Kameele, deren eines Brot in Körben, das andere Wasser in Schläuchen trägt, eröffnen den Leichenzug. Brot und Wasser werden nach der Beerdigung auf dem Leichenfelde unter die anwesenden Armen vertheilt.

Zehn alte Männer, vier von ihnen sind blind, folgen paarweise den Kameelen. Sie schreien singend:

»La ilaha illallah,
Mohammadur rasulullah!«

(Es gibt keinen Gott, außer Gott und Mohammed ist sein Gesandter.)

Vier Neger schließen sich ihnen an, zwei tragen silberne Flaschen, aus denen sie auf diejenigen, die dem Zuge zusehen, Rosenwasser sprengen; zwei schwingen silberne Kohlenbecken und schütten zuweilen Weihrauch auf dieselben.

Zwei Derwische, jeder mit der Fahne seines besonderen Ordens, und eine Anzahl Knaben folgen, der erste von ihnen trägt auf Palmenzweigen einen mit einem goldgestickten Tuche bedeckten Koran den übrigen vor. Alle, gleichzeitig mit den alten Männern, singen Verse aus einem Gedichte, welches das Weltgericht beschreibt.

Den Singenden nach wird von vier Freunden des Hingeschiedenen, die nach kurzen Strecken von andern abgelöst werden, die Bahre getragen. Die Leiche zieht mit dem Kopfe voran, so daß sie nach rückwärts sieht, sie ist mit weißen und grünen Gewändern angethan. Ein purpurrother Shawl hängt über die Bahre herab.

Dem Todten folgen die Frauen tief verschleiert, begleitet von Klagefrauen, die mit aufgelösten Haaren in einer seltsamen Art rhythmischen Ganges daherschreiten und laut weinen und schreien:

»Die Palme ist gebrochen!« — »Wird je die Sonne wieder eine solche Gestalt bescheinen?« — »Der Löwe schüttelt seine Mähnen nicht mehr.«

Den Klagefrauen schließen sich alle Diener und Sklavinnen des Hauses an, sie tragen, wie auf den alten Königsgräbern noch heute zu sehen ist, eine Binde um das Haupt, die rückwärts gebunden mit langen Zipfeln herabhängt, sie ist von blauer Farbe, der Trauerfarbe im Morgenlande.

Ein Ochse beschließt den Zug, der als Sühnopfer für den Todten bestimmt, am Grabe geschlachtet und unter die Armen vertheilt werden wird.

Wir ließen erstaunt und durchschauert den fantastischen Zug an uns vorübergehen.

Am häufigsten begegnen wir, wenn wir wieder in belebtere Stadtviertel gerathen, Bettlern. Auffallend viele von ihnen sind blind, ihr Anzug ist entsetzlich zerschlissen. Wir sahen auch ganz nackte Männer und Mädchen, die, nur um die Lenden verhüllt, bettelten. Die Rufe und Bitten um Almosen sind häufig sehr poetisch und mahnten uns an die wahrhaft dichterischen Bettlerlieder der Serben. Ein Bettler rief uns an: »Ich bin der Gast Allah's und seines Profeten!« Ein Mädchen bettelte mit den Worten: »Deine Gabe, Effendi! wird meine Mahlzeit sein!«

Manche schlagen Tambourine, oder messingene Becken und singen das Lob Gottes, ohne daß sie die Vorübergehenden ansprechen; man bezeichnete sie uns als Derwische.

In allen Ländern der Welt spricht die Armuth im Namen Gottes, mit einem frommen Spruche an; es gewährte uns eine angenehme Erscheinung, daß auch die Verkäufer von Wasser, Brot, Früchten, Gemüsen, diese mit irgend einer frommen Beziehung ausbieten und von dem, dem mohammedanischen Volke tief innewohnenden ethischen und poetischen Sinne ein schönes Zeugniß geben.

Ein Mann begegnet uns mit einem Wasserschlauche aus Ziegenfell, in seinen Händen trägt er zwei messingene Trinkschalen,

die er mit dem Rufe an einander schlägt: »Süß, wie Selsebil, die Quelle des Paradieses!« oder: »Trinke von der Weisheit des Stromes!«

Derwische tragen eine irdene Wasserflasche auf dem Rücken und reichen aus ihr rosenduftendes Trinkwasser, sie rufen: »Die Worte des Profeten sind kühlende Rosen!« — »Düfte des Paradieses!«

Einen Rosenverkäufer hörten wir seine Waare mit den Worten laut feilbieten: »Auf Dorne fiel der Thau (Schweiß) des Profeten und sie wurden zu Rosen!«

In einem Korbe werden Feigen und Weintrauben an uns vorübergetragen. Die Verkäuferin muntert uns zum Kaufen mit den Worten auf: »Süß, wie die Küsse der Huris der Gläubigen!« — »Süß, wie die Frucht des Toobabaumes im Paradiese!«

Wir widerstehen der Einladung nicht und denken an die Frucht vom Baume der Erkenntniß im Garten Eden. Die egyptische Feige ist klein und von einer fast widerstehenden Süßigkeit, sie ist konglomerirter vegetabilischer Honig. Die Trauben in Egypten werden nicht gepreßt und von den Moslim als Obst verzehrt; sie sind oft einen Fuß lang und die Beeren weit abstehend, ihr Saft ist durch seine Süßigkeit nicht ohne Beigeschmack von einiger Fadheit.

Es ist nahe zur Mittagszeit und die Glut der Sonne ist die eines zehnfach überheizten Kalkofens. Wir sind fort und fort in Schweiß gebadet. Die seltsame fremde Welt hat uns sehr ermüdet und wir besteigen an einer Straßenecke kleine Esel, um rascher in unser Hotel zurückzugelangen.

Wir gelangen auf anderen Wegen, als die wir zufällig umirrend gekommen waren, durch einsame Gäßchen, über mäßig große Plätze. Die Mittagsglut hat die Bevölkerung in die Schatten der Häuser fortgescheucht. Nur da und dort öffnet sich ein Fenstergitter und es fällt eine kleine Silber-, häufiger Kupfermünze heraus, die ein kleiner Knabe, der in Begleitung eines greisen Moslem einherzieht, von der Erde mit einem Dankspruche aufhebt. Die Beiden verkünden den

Bewohnern Egyptens eine freudige Botschaft, für welche sie eine gerne gespendete Gabe empfangen.

Wenn der Nil zu steigen beginnt, so durchziehen eigens dazu bestellte Männer, jeder von einem Knaben begleitet, die einzelnen Bezirke der Stadt und tragen in einem eigenthümlichen Tone rezitirend folgende oder ähnliche Sprüche vor:

Greis:

Lob sei dem, der die Erde ausgebreitet.

Knabe:

Der uns strömende Flüsse schenkt und leitet.

Greis:

Ihm Preis, der die Felder grünen und blühen macht.

Knabe:

Der die Todten aufstehn läßt aus der Todesnacht.

Greis:

Allah gibt Ueberfluß, er läßt wachsen den Nil, bewässert das Feld.

Knabe:

Und die Berge und Wüsten der ganzen Welt.

Greis:

Gelobt sei Gott, der wechseln läßt den Tag mit der Nacht!

Knabe:

Gott! Es ist keiner außer ihm und seiner Macht.

Greis:

Er möge den Besitzer dieses Hauses schützen.

Knabe:

Und alle Guten, die ihm angehören und nützen.

Greis:

Ein guter Tag sei ihnen von Gott gegeben,
Und wie der Nil wächst, wachsen ihr Glück und Leben!

Knabe:

Gott gewähr' es!

Greis:

Gott lasse Segen über dieses Haus fließen,
Und den Nil in vollen Strömen sich ergießen.

Knabe:

Gott gewähr' es!

Greis:

Höher ist heute der Nil handbreit,
Der Spender aller Fruchtbarkeit.

Knabe:

Der Herr ist gütig!

Auf der Esbekieh.

Sklaven und Sopraneunuchen. — Christenfeindliche Romane. — Juden- und Volkserziehung. — Erzherzog Carl. — Der Kaufmann von Venedig. — Vier Oesterreicher. — Ein österreichischer Nimrod. — Unterricht für einen Sklavenkauf.

Ich hatte den Auftrag, einen schwarzen Knaben auf einem Sklavenmarkte Egyptens zu kaufen und in meine Heimat mitzubringen.

Schon in Jerusalem und in Jaffa wurden mir Sklaven angeboten, dort ein abyssinisches Mädchen, hier ein mulattischer Knabe. Als ich den Kauf ablehnte und äußerte, erst in Egypten einen Sklaven kaufen zu wollen, wurde mir bemerkt, daß daselbst der Sklavenhandel streng verboten und nur darum noch in Palästina und Syrien gestattet sei, weil das Verbot in diesen Provinzen des türkischen Reiches noch nicht veröffentlicht worden war.

Nichtsweniger wimmelt es im ganzen türkischen Reiche von Sklaven und Sklavinnen und nicht fern einer Moschee in der türkischen Hauptstadt selbst sah ich ein Kaffeehaus, das von Sklavenhändlern besucht wird und wo sie gleichsam Börse halten.

Ich erinnerte mich an das Gesetz eines europäischen Staates, wo die Verstümmelung von Knaben, um sie zu Sopransängern zu bilden, bei Galeerenstrafe verboten ist und wo sie, wenn das Verbrecherische denn doch an ihnen heimlich vollbracht worden ist, »zur

größeren Glorie — des Barbarenthums« öffentlich angestellt werden und die ihnen widerfahrene Schmach singend vor entzückten Hörern verkünden dürfen!

Als ich in Cairo anlangte und dem Dragoman meine Absicht mittheilte, that er sehr bedenklich, sprach mit mir von dem strengen Verbote und erzählte, wie eben jetzt in Tanta, einem Wallfahrtsorte zwischen Cairo und Alexandrien, ein Mann, der sechs Knaben heimlich zu verkaufen dahin gebracht hatte, von der türkischen Behörde festgenommen und ins Gefängniß geworfen worden sei. Nach dieser Mittheilung versprach er aber — zu denken, vorsichtig umzuschauen, ob es nicht doch möglich wäre.

Bald rieth er mir, als wir durch die Straßen Cairo's selbander ritten, bei einer offenen Tabakbude zu halten und etwas Tabak zu kaufen; ein Knabe werde mir die geforderte Menge vorwägen und wenn er mir gefiele, würde er mit dem Herrn unterhandeln. »Der Knabe«, fuhr er fort, »ist der Sohn dieses Herrn und einer Sklavin, die ihm bereits vier Kinder geboren hat, daher er heimlich gerne geneigt sein dürfte, eines der Kinder zu verkaufen.«

Ich sah den Knaben, der etwa acht Jahre alt, aus funkelnden Augen mich anblickte und aus wülstig schwarzen Lippen weiße Zähne wies. Der Dragoman hatte sich von mir getrennt, als ob er mich nicht kennte und ritt mir voran. Als ich ihn wieder eingeholt hatte, fragte er mich: »Hat Dir der Knabe gefallen, Herr?«

Als ich ihm dieß bejahte, meinte er: »Wir werden noch andere Kinder sehen. Wenn ich Dir rathen darf, Herr, kaufe nur ein Kind. Die Herangewachsenen sind unbändig, während das Kind, wie ein Thier zu seiner säugenden Mutter, Liebe zu Dir fassen wird.«

Am Abend desselben Tages genoß ich des kühlen Hauches auf der Esbekieh, der prächtig grünen, dem Sande abgerungenen Gartenanlage. Hunderte von Lampen schimmerten bunt durch die Bäume, Männer in edler morgenländisch-bunter Tracht saßen auf Teppichen, die ihnen die schwarzen oder braunen Sklaven nachgetragen hatten

und bedienten ihre Herren mit Tschibuk oder Nargileh, während sie von einigen aus Palmenzweigen luftig aufgezimmerten Buden den daselbst für jeden Gast frisch bereiteten Kaffee holten.

Bei einzelnen Gruppen saß ein Erzähler, um die tausend und einmal gehörten Märchen wieder zu erzählen, und sie zuweilen mit einer christenfeindlichen Schilderung einer Begebenheit aus den Kreuzzügen zu unterbrechen.

Wenn jemals die Christen Herren des Orientes werden sollten, werden sie die den europäischen Regierungen übrigens politisch geläufige Maßregel anwenden und manche Lieder und Romane verbieten müssen. Männer, die eine tiefe Kenntniß des orientalischen Volkslebens, seiner Gebräuche und Anschauungen erworben haben, versicherten mir, daß diese Romane mehr Haß in die Gemüther der Mohammedaner flößen, als die strengsten Regierungsmaßregeln könnten. Die Fantasie eines Volkes läßt sich so schwer mit Feuer und Schwert bekriegen. Diese Romane, meist Darstellungen aus den Kreuzzügen, stellen die Christen als die furchtbarsten Menschen, als Mörder, Räuber, Frauenschänder, als Freiheitsvernichter und blutdürstige Eroberer dar. Diese Romane flößen mehr Haß und Zorn in die mohammedanischen Gemüther, als der Koran und die — Willkühr der europäischen Consuln.

So sind es auch die Märchen und Sagen von Kindern, welche die Juden abschlachten, um am Osterabend Christenblut zu trinken; die Drohung mit langbärtigen bösen Juden, wenn die Kinder weinen, das überaus geistvolle Autos sacramentale am Charsamstag, wo öffentlich der Judas auf Kirchenplätzen verbrannt wird, welche in der Kinder- und Volksfantasie mehr Haß und Abscheu verbreiten, als jemals der Geist der Aufklärung gut machen kann. Diejenigen, welche schon aus staatsökonomischen Gründen naturrechtlich gebotene Gleichstellung der Menschen im Staate wollen, müssen, wenn sie vom Geiste der Humanität nicht beschämt, von der gerechten Weisheit der Geschichte nicht erst belehrt und sittlich gezwungen werden wollen; sie müssen vor Allem den Männern der Kanzeln verbieten, fanatisch-

dumme Märchenerzähler zu sein von dem Blutbedürfnisse der Juden zur Osterzeit, sie müssen ihnen verbieten das die heiligen Stätten entweihende Schauspiel der Verbrennung des Judaspopanzes. Sie müssen Priestern, die Liebe lehren sollen, wenn sie echte Priester ihres Heilandes sind, befehlen, solchem Fabuliren entgegen zu treten und den Lehrern der Volksschulen sagen: Ihr sollt die Kinder fromm und hell und nicht unchristlich und finster machen.

Der glorreiche Sieger bei Aspern, Erzherzog Carl, verbot ausdrücklich in Wien die Aufführung des todesfürchtigen »Prinzen von Homburg« zu einer Zeit, wo der österreichischen Armee der Todestrotz Noth that, mit dem sie das deutsche Vaterland befreien half. Ebenso müßte, wenn nicht nach allen Richtungen hin dieselbe Freiheit gegönnt ist, »der Kaufmann von Venedig« von den Bühnen verschwinden, bis er nicht mehr einen künstlich wach erhaltenen Volkshaß nähren kann und die Zuschauer gebildet genug sind, jenes Schauspiel als ein geniales Kunstwerk zu betrachten und nicht als ein stammgehässiges dramatisches Manifest in sich aufzunehmen.

Eine solche Maßregel wäre um so gerechtfertigter, seitdem es historisch nachgewiesen ist, daß es unter Papst Sylvester V. ein Christ und kein Jude gewesen ist, der auf die wörtliche Erfüllung des ihm zugestandenen Rechtes bestand: ein Pfund Fleisch einem Juden aus dem Leibe zu schneiden.

Selbst der protestantisch klare, unsterbliche Dichter huldigte so dem gemeinen Vorurtheile seiner Zeit, indem er den Fall umkehrte.

Doch wo sind wir hingerathen? Wir sitzen auf einer Gartenoase Egyptens. Die Juden singen noch heutzutage in der Osternacht: »Sklaven waren wir im Lande Mizraim« und so war die Erinnerung an sie natürlich.

Der Märchenerzähler berichtet eben in unserer Nähe von glänzenden Rittern, von prächtigen Helden, die hunderttausende Christen-

hunde geschlachtet oder in die Sklaverei geführt haben, und die Moslims hören zu und nicken mit den beturbanten Häuptern und sagen: »Maschalla, Imschalla!«

Die Franken sitzen vor einfachen Tischchen auf hölzernen Stühlen und lassen sich Limonade, grauviolettes Scherbetpulver, um es in Wasser aufzulösen, reichen, oder sie trinken Kaffee und filtrirtes Nilwasser, das wie Milch schmecken soll.

Wir nahmen einen kleinen Tisch ein: der österreichische Consul in Chartum, Herr Heuglin, der vom Sultan Abyssiniens, Teodoro, die interessantesten Geschichten erzählte. Dr. Natterer aus Wien sprach von Ketten, von Gebißstangen, die er anfertigen lasse zum Gebrauche für die Löwen, Tiger und Krokodile, welche er von Oberegypten mitzubringen hoffte, wohin er mit Herrn Heuglin zu gehen sich eben vorbereitete. Ein österreichischer Graf schwärmte von der Jagd in Egypten. Ihn widerten bereits die feigen Hasen an, die in Netze gelockten dummen Rebhühner, die sumpfigen Schnepfen, die Wildschweine und Rehe des eigenen Vaterlandes. Seine Seele sehnte sich, dem Krokodile in die unbeschützte Weiche eine Kugel zu jagen, mit dem Löwen in der Wüste zu ringen, und so war er in das alte Land der Faraonen gekmomen. Wäre es in seiner Macht gewesen, das noch immer verschleierte Bild zu Sais zu enthüllen, er hätte es unterlassen, wenn just ein Aasgeier ihm in Schußweite sich genähert hätte. Die Piramiden schienen ihm nicht die Gräber der Faraonen, sondern nur deren Standorte bei den Jagden in der Wüste gewesen zu sein. Mich, der ich eben aus den Klüften und von den Höhen des Libanon und aus dem völlig entwaldeten Palästina kam, fragte er nur, was man da jagen könne? Als ich ihm von den vielen Gazellen sprach, schien er, weil sie zu sehr den heimischen kleinen Rehen gleichen, keinen Werth auf sie zu legen. Als ich ihm von einem Leoparden erzählte, den ich Nachts, von Naplus nach Jaffa reitend, begegnete, fingen seine Augen zu funkeln an, und er rief: »Wenn mich der Himmel liebt, wird er mich solche Wege führen!«

Ein vierter Oesterreicher, der Naturforscher Krasalkowitsch, Besitzer eines naturhistorischen Kabinets in Cairo, lud den Grafen ein, den mächtigen Steinbock in seinem Hause zu sehen, der auf dem Sinai jung gefangen, nun an einer Kette liegt und selbst denjenigen, wenn sie nicht vorsichtig sind, gefährlich ist, die ihm seine Atzung reichen. »Ich schieße ihn!« rief der gräfliche Nimrod in seiner Jagdlust, daß wir laut auflachen mußten.

Es war uns interessant, daß wir eben vier Oesterreicher, jeder mit einem andern Gedankengange, mit einer andern Lebensrichtung uns hier in einem andern Welttheile zufällig an einem Tischchen eines morgenländischen Kaffeehauses zusammenfanden, und mitten unter dem babylonischen Sprachengemurmel, das uns umgab, gut deutsch reden konnten.

Ich theilte meine flüchtige Sklavenbeschau mit und erhielt manche Weisung und Warnung für den Kauf, den ich vorhatte. Ich wurde von den Herren sorgfältig und theilnehmend belehrt, wie etwa ausgepichte Roßtäuscher, wenn sie einen guten Freund von einem schlechten Pferdekauf retten wollen, ihn unterrichten möchten.

»Untersuchen Sie genau die Ellbogen — und vorzüglich die Kniegelenke, wenn Sie einen Negerknaben kaufen; wenn seine Knochen an den bezeichneten Stellen hart herausgetrieben sind, so ist das ein Symptom der der Race eigenthümlichen Gelenkskrankheit. Sehen Sie, ob der Bauch nicht aufgetrieben, ob das Zahnfleisch rosenroth und nicht weißlich ist. Die Schönheit der Zähne ist wichtig. Vor Allem aber betrachten Sie den Schädel genau! Wenn er zugespitzt nach rückwärts lauft, so ersparen Sie sich jede weitere Untersuchung, denn diese Schädelbildung deutet untrüglich Dummheit und Störrigkeit an. Die Schädelbildung verstehen die Sklavenhändler besser als Gall, und er hätte manchen belehrenden Aufschluß von ihnen empfangen können. Die größte Täuschung findet aber bei Mädchen Statt. Was Ihnen auch der Sklavenhändler beim Leben des Profeten versichern mag, — doch, Sie sind ja ein Arzt.«

Ueber die Mischung der Racen, die in Egypten so häufig ist und über die aus ihr hervorgehenden geistigen Mannigfaltigkeiten erhielt ich hier vortrefflich gesprochene und wissenschaftlich begründete Ideen und Erfahrungen, die wohl geeignet und merkwürdig genug sind, um an einem andern Orte zu einer kleinen Abhandlung verbunden zu werden.

Aus der Ferne ertönte jetzt das monotone dumpfe Schallen einer Pauke, dazwischen grelles Schrillen einer Pfeife und Glöckchen mischten sich mit einem aufjauchzend gurgelnden Gesange. Es nahte ein fantastischer Aufzug von Musikanten, denen ein nur lendenbekleideter Neger mit einer kolossalen buntpapiernen Tulpe, in der sich eine Lampe befand, voranschritt.

Die Musikanten setzten sich auf einen für sie ausgebreiteten Teppich in unserer Nähe nieder und störten mit ihrem unharmonischen Lärm, der den Arabern sehr angenehm zu schallen schien, jedes Gespräch.

Es war zwei Stunden nach Mitternacht, als wir uns trennten, während die Esbekieh noch von tausend Gästen wimmelte.

Romanerzähler.

Ihre Namen. — Begleitende Musik. — Der singende Bettler. — Drei Dichterinnen. — Eine Bekehrung. — Mohammeds Sterben.

Wir lagern auf einem Teppich, den uns Mohammed Omer auf der Esbekieh ausgebreitet hat. Tausend bunte Lampen erhellen die Alleen, Lauben und Kioske. Den schwarzen Himmel brennen flackernde Sterne durch. Gestalten des Morgen- und Abendlandes wandeln oder lagern in Gruppen und genießen der duftigen Kühle. Wenn es plötzlich still wird, vernehmen wir ein fernes Rauschen durch die Nacht, es ist der uralt heilige Nil, der in geheimnißvollen Wogen geht.
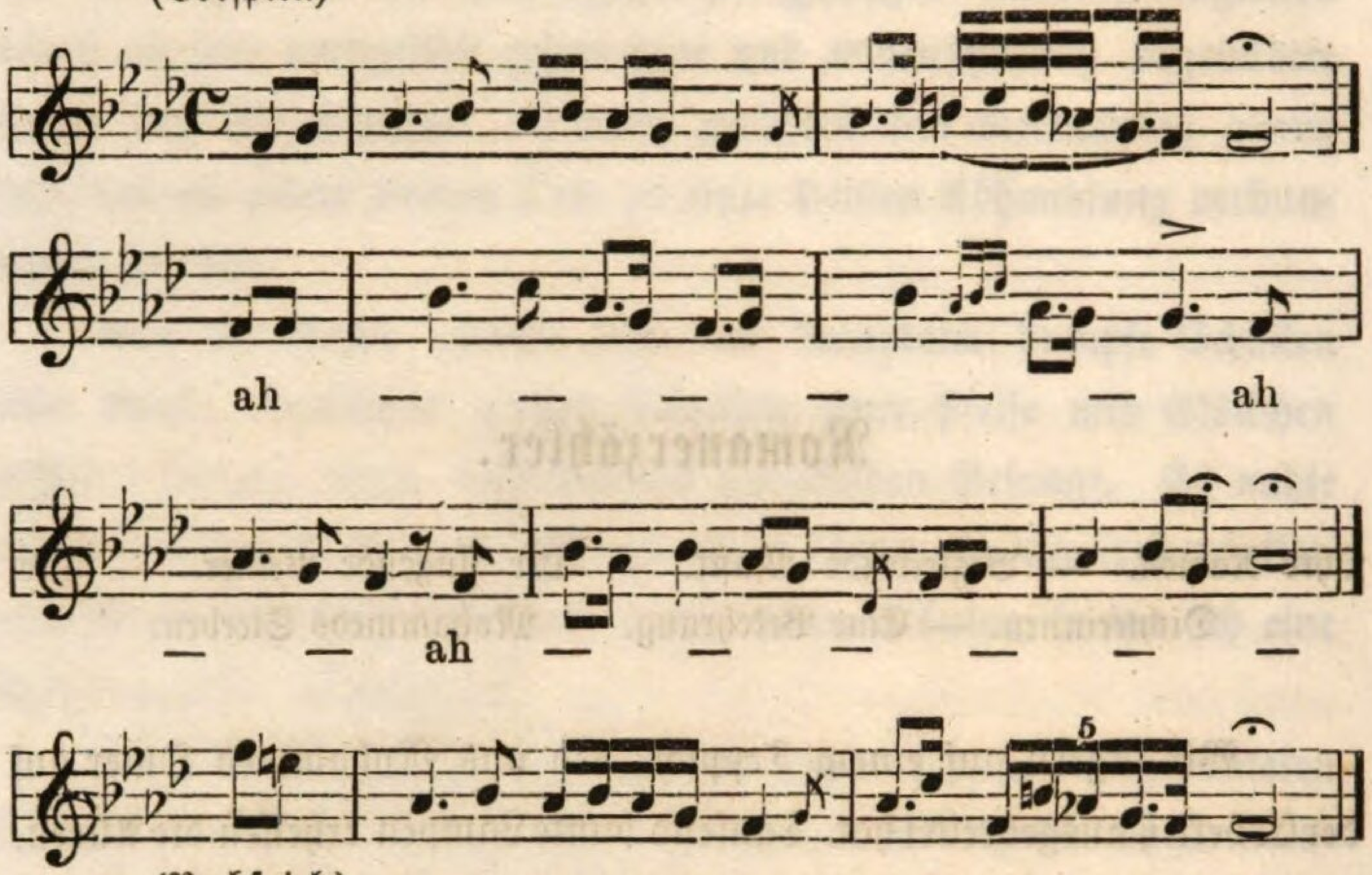
Wir aber hören heute einem Erzähler zu, den wir bestellt haben.

Ehe wir seine Geschichten anhören, wollen wir dem Leser ein Bild dieser Erzähler, deren es drei verschiedene Gattungen gibt, entwerfen.

Jeder von ihnen erzählt ohne Buch und begleitet nebst einem Genossen seine Erzählungen mit einer monochorden Geige, die der Gusle der Serben fast völlig gleicht. Diese Geige heißt die Abu-Zejidi-violine oder die Dichtergeige. Ein Ton genügt oft als Zwischenspiel oder als Einleitung, der Erzähler trägt die Prosa einfach, die Verse singend vor. Verse sind allen Romanen eingewebt und meist sind es die Ansprachen und Antworten, oder ein erhöhter Gefühlsausdruck die in gebundener Sprache geschrieben sind.

Wir geben von dieser Musik hier eine Probe:

(Vorspiel.)



(Nachspiel.)

Die Namen der einzelnen Erzähler sind meist nach den Romanen genannt, die sie erzählen und singen.

Diejenigen, welche den Roman »Siret Abu-Zejid« erzählen, heißen Abu-Zejdijeh, oder auch Schoara, was Dichter heißt. Der genannte Roman ist bändereich und soll 1200 Jahre alt sein. Die Literaturkenner räumen ihm, der halb in Prosa, halb in Versen und zuweilen in dramatischer Form geschrieben ist, keinen besondern Werth ein, doch soll er eine reiche Fundgrube für diejenigen sein, denen die Sitten und Culturzustände vergangener Jahrhunderte wichtig und interessant sind.

Die »Mohadditin« sind jene Erzähler, welche den Roman: »Siret Ez-Zahier« erzählen. Er berichtet die Abenteuer des Sultans Ez Zahir Bejbars, der im dreizehnten Jahrhunderte regierte.

Die »Anteri« erzählen den Roman: »Antar«, indem sie ihn aus einem Manuskripte, ohne Begleitung der Dichterviolin vorlesen.

Der Inhalt des letzteren Romanes ist durch Uebersetzung im Abendlande bekannt geworden.

Wir hatten nicht Lust langgedehnte Fragmente eines dieser Romane anzuhören. Wir ließen unsern Erzähler ersuchen, kurze Geschichten vorzutragen, ernste und heitere. Er saß, gekreuzter Beine uns gegenüber und legte vor dem Beginne uns grüßend, seine linke Hand an Herz, Stirne und Lippen.

Der singende Bettler.

Die Schleußen des Himmels waren geöffnet und der Regen goß in die Straßen Cairo's in Strömen herab, und weil es tiefe Nacht war, ließ sich kein Mensch vor seinem Hause erblicken und kein Freund konnte als Gast zu seinem Freunde gelangen.

Abu Said Effendi saß auf seinem Teppich und empfand, trotzdem ein kostbares Mahl vor ihm aufgetragen war, tiefe Langeweile. Er sah betrübt hinaus in die finstere Straße und sehnte sich in der wüsten einsamen Nacht um so mehr nach seiner schönen Freundin, welche die Sklavin eines reichen alten Mannes war und deren Gesang und Lautenspiel jedes Hörers Seele mit Entzücken erfüllte.

Da klopfte es leise an die Pforte des Hauses, und eine Stimme rief flehend in den Saal hinauf: »Thu' auf!«

Abu Said's Seele durchzuckte eine süße zweifelnde Ahnung und er sang hinab:

Wer ruft mir zu, vernehmbar kaum —
O wär's mein Liebchen, das mich sucht!
Dann trägt noch heut des Wunsches Baum
Der Liebe honigsüße Frucht.

Abu Said nahm die Lampe vom Tische und stieg die Treppe hinab, und da er die Pforte des Hauses öffnete stand ein Weib in einem weiten schwarzseidenen Mantel, das Haupt von einem rothgoldenen Schleier verhüllt, vor ihm. Entzückt rief er: »Bist du es, Emine?«

Die Frau antwortete: »Willst du mich von Regen triefend fragen und die Zeit verlängern, bis ich ins Trockene komme?«

Abu Said ließ sie ins Haus eintreten, schloß hinter ihr die Pforte und leuchtete der Verschleierten die Treppe voran. Im Saale angelangt, warf sie Mantel und Schleier ab und die Geliebte Abu Said's, schöner als je, stand vor ihm.

Er sprach:

Allmächtig ist der Sehnsucht Pein,
Sie zaubert Ferne in die Nähe.
Gepriesen soll der Himmel sein,
Daß ich als Gast dich bei mir sehe.

Sie sprach:

Dein Bote ist zu mir gekommen,
Mich holen durch die Regennacht.
Am Himmel sind die Sterne nicht erglommen,
Doch wachend wußt ich deiner Augen Pracht.

Abu Said hatte aber keinen Boten um sie gesendet, doch erwiederte er: »Ich hätte noch einen zweiten und einen dritten abgeschickt; so groß ist meine Sehnsucht nach dir geworden.«

Er hieß einen Sklaven Wasser wärmen und goß es selbst der Geliebten über die Füße und zog ihr die prächtigsten Gewänder statt der nassen an; dann lud er sie zu sich auf den Teppich, reichte ihr von den Speisen und kredenzte ihr den Becher.

Sie fragte:

Wer wird, wenn unsre Gläser klingen,
Gesang zum goldnen Weine bringen?

»Ich, meine Geliebte!«

»»Ich hoffe, du weißt, wenn die Geliebte bei dir ist, deinen Mund besser zu gebrauchen.««

»Soll ich meine Sklavinnen rufen?«

»»Liebst du es, Eifersucht zu wecken?««

»So singe du!«

»»Ich habe süßere Arbeit vor.««

»Wer soll dann singen?«

»»Geh hinaus durch die Straßen und hole einen Sänger.««

»Süße Blüte! Wie soll ich in diesen finstern Sturm hinaus und wer ist jetzt auf der Straße zu finden?«

»»Undankbarer! bin ich nicht im Sturme zu dir gekommen? Und war ich nicht auf der Straße?««

Abu Said kannte den Eigensinn seiner Geliebten, nahm den Mantel und ging in die Straße hinaus. Da wankte ihm, auf einen Stab gebeugt, ein Blinder entgegen und sang vor sich hin:

Wird Allah sich nicht mein erbarmen?
Dem Bettler thut sich auf kein Thor,
Meinen Gesang vernimmt kein Ohr —
O weh mir Armen! weh mir Armen!

Abu Said sprach zu ihm: »Wenn du ein Sänger bist, so find Obdach, Speise und Trank für dich gefunden.«

»»Gepriesen sei der Profet! Leite mich an der Hand, ich folge dir gerne.««

Abu Said stellte den Armen seiner Freundin vor: »Siehe da einen blinden Sänger!«

»»Besser daß er blind ist als taub. Du wirst ihm wenn wir allein sind wohl nicht zürnen, Herr! wegen seiner Blindheit.««

Der Bettler aß und trank und als ihm Abu Said die Laute reichte, stimmte er sie zu einer seltsamen, von den Beiden noch nie vernommenen süßen Melodie und sang:

Der Regen gießt in finstrer Nacht;
Die Sehnsucht fragt wo Liebchen wacht?
Da klopft es an des Hauses Thor —
Kommt Liebchen wohl zu mir empor?

Abu Said sah erstaunt seine Geliebte an, es schien ihm unwahrscheinlich, daß der Zufall diese Verse dem Sänger eingegeben. Sie

aber umarmte den Freund und liebkoste ihn, bis er ihr Wangen, Mund und Busen küßte.

Der blinde Bettler sang:

Ich küsse sanft den Flaum der Pfirsichwangen,
Ich trinke Glut aus Paradiesesquellen,
Sie wehret nicht zu landen dem Verlangen,
Dem Schiffenden auf weißen Lebenswellen.

Die Glücklichen blickten einander noch verwunderter an und Abu Said sprach: »Es ist vielleicht kein Blinder. Wir wollen ihn entfernen.« Er beschenkte ihn mit einem Goldstücke, hieß seinen Sklaven voranleuchten und folgte mit dem Sänger, um ihm das Thor des Hauses zu öffnen.

Der Sänger war aber verschwunden, noch ehe der Hausherr die Thüre geöffnet hatte.

Da merkte Abu Said, daß es der Teufel gewesen ist, der als Bote ging, da er selbst keinen abgeschickt hatte seine Geliebte zu holen, und der ihm sang und aufspielte.

Das arabische Sprüchwort sagt: »Wo ein Männlein und ein Weiblein allein beisammen sind, findet sich der Teufel stets als Dritter ein.«

Drei Dichterinnen.

Der berühmte Dichter Asmai konnte die Glut des Tages nicht mehr ertragen und suchte den Schatten einer Palme, die an einer kühlen Quelle grünte. Es hatte sich aber an derselben ein ehrwürdiger Greis gelagert und so schritt er, ihn ehrerbietig grüßend, weiter.

Da gelangte er an eine prächtige Halle ganz von gelbem egyptischen Marmor. Ein kühler Hauch von Wohlgerüchen wehte ihn an und er setzte sich auf einen schwellenden Divan.

Bald vernahm er eine wohltönende Mädchenstimme, sie sang:

Mein Liebster nahte mir zu Nacht im Traum,
Ich küßt' ihm unbemerkt des Mantels Saum.

Eine noch heller tönende Mädchenstimme erhob sich; sie sang:

Ich schlief, mein Liebster ist vorbeigegangen;
Ach, warum hielt der Schlaf mein Aug' gefangen!

Inniger ließ sich eine dritte vernehmen; sie sang:

Er kommt zu jeder Nacht mit mir zu kosen,
Mein Linnen duftet Tags darauf wie Rosen.

Während Asmai noch dem Nachhalle lauschte, der von den Liedern in seiner Seele wachgerufen wurde, trat eine schwarze Sklavin zu ihm in die Halle und reichte ihm ein Blatt, auf dem zu lesen stand:

»O Herr! Möge Allah die Zahl deiner Jahre vermehren! Wir sind drei Schwestern und wetteten jede um hundert goldene Dirhem, welche von uns den schöneren Vers singe? Wir wählen dich zum Preisrichter. Sei gesegnet und richte nach Gerechtigkeit.«

Asmai bat die Sklavin, ihm Dinte, Feder und Papier zu bringen. Sie brachte ihm alsbald Papier, wie Seide fein, Dinte, die von Ambra duftete und eine Feder von Gold.

Asmai schrieb auf das dargereichte Blatt:

Ich saß von einem Wohllautmeer gefangen
Und lauschte still, drei Frauenstimmen sangen,
Ihr tiefstes Fühlen ist mir aufgegangen.

Die Erste sang, wie Wind durch Harfen rauscht,
Ihr tiefstes Sehnen hab ich still erlauscht:
»Mein Liebster nahte mir zu Nacht im Traum,
Ich küßt' ihm unbemerkt des Mantels Saum.«

Die Zweite sang, errötend hold in Scham,
Der Wohllaut lächelte, als er's vernahm:
»Ich schlief; mein Liebster ist vorbeigegangen —
Ach warum hielt der Schlaf mein Aug' gefangen!«

Die Dritte sang, es konnten Lerchen lernen
Von ihrem Ton, so jauchzt' es in die Fernen:
»Er kommt zu jeder Nacht mit mir zu kosen,
Mein Teppich duftet Tags darauf von Rosen.«

Die Ersten spielen nur mit Leidenschaften;
Den Preis erkenn' ich zu der Lerchenhaften.

Die Sklavin empfing von Asmai das Blatt, um es den Frauen zu bringen. Bald kehrte sie mit dem Gruß zurück: »Heil dir, Asmai, Lieblingsdichter des Kalifen!«

Er fragte erstaunt: »Wer hat dir deinen Namen verrathen?«

Die Sklavin erwiederte: »Dein Gedicht!«

Sie hieß ihn auf den Divan sich setzen und warten auf ihre Gebieterinnen.

Die erste Sängerin, in himmelblaue Seide gekleidet, schön wie der Mond am Himmel, trat heraus und reichte dem Dichter Süßigkeiten.

Die zweite Sängerin, in rothe Seide gekleidet, reich mit Gold bestickt, ihre Augen wie Sterne glänzend, kam heraus und reichte dem Dichter in einer silbernen Trinkschale Scherbet.

Der Vorhang des Harems ging noch Einmal auf und die dritte Sängerin trat hervor. Sie war in weißes Linnen gekleidet, von dem sich ein Wohlduft, wie von Rosen, verbreitete. Sie reichte dem Dichter 300 goldene Dirhem auf einem silbernen Teller. Sie sprach zu ihm: »Dieses Gold habe ich durch deinen Richterspruch gewonnen. Es ist dein, Asmai, den Allah gesegnet hat mit der Gabe der Dichtung.«

Die drei Frauen winkten ihm nun, sich zu entfernen. Nur ungern schied Asmai von der Schönheit der Mädchen.

Abends erzählte Asmai dem Kalifen sein holdes Abenteuer. Dieser fragte ihn, warum er der dritten Sängerin den Preis zuerkannt habe?

»Herr der Rechtgläubigen!« erwiederte Asmai: »Die erste Sängerin träumt nur vom Geliebten und wagt noch keinen Wunsch. Die zweite Sängerin wünscht schon den Geliebten, ihre Fantasie spielt mit ihm. Die dritte Sängerin spielt und wünscht nicht, sie ist die Lebensfrischeste, gesund und selig im Genusse. Ich aber, Fürst der Rechtgläubigen! habe mit den 300 goldenen Dirhem nur Sehnsucht nach der Schönheit der drei Mädchen mitgenommen.«

Der Kalife fragte: »Welcher würdest du aber winken, wenn sie deine Sklavinnen wären?«

»Fürst der Rechtgläubigen!« antwortete Asmai: »Der zweiten Sängerin der Sehnsuchtsvollen, denn die erste, die Traumhafte, ist noch ein Kind. Die dritte Genußselige ist eine angereihte Perle.«

Nicht alle Erzählungen unseres Geschichtenkundigen edlen Egyptiers wären nachzuerzählen. Viele sind gesungene Illustrationen des türkischen »Karagös«, höchst frivolen Inhalts. Die meisten sind voll unverschleierter Natürlichkeit; doch ist vielfach zu bemerken, daß ihnen trotzdem in irgend einer Wendung, in einzelnen Sprüchen und Gedanken eine ethische Idee innewohnt, was diese Erzählungen, welche europäische Leserinnen entsetzen möchten, gar sehr von denen unterscheidet, die sie ohne Erröthen, aber nur unter — zwei Augen lesen.

In Goethe's ewigem Faust sind die Verse zu lesen:

»Man darf es nicht vor keuschen Ohren nennen,
Was keusche Herzen nicht entbehren können.«

Jedenfalls haben diese Erzählungen vor vielen abendländischen — siehe Paul de Kock — den Vorzug, daß sie, nur zu natürlich, Sitten und Gebräuche des exotischen Bodens, auf dem sie wuchern, charakterisiren und den Culturgrad des Volkes messen lehren, das sie erfindet und dem sie vorgetragen werden dürfen. Zu bemerken ist noch, daß sie von Männern nur Männern erzählt werden.

Doch nur die geringere Anzahl ist in dieser Weise, und wir wollen auch zwei ernste Geschichten aus der Biografie des Profeten hier mittheilen, die eine in Prosa, die andere in Versen.

Eine Bekehrung.

Gelobt sei Gott, der Herr!

Zaid, der Heide, wurde wiederholt von seinem Freunde Abdallah, welcher sich unter denen befand, die sich die Ersten zu der Lehre Mohammed's bekannt haben, aufgefordert, diesen als Profeten anzuerkennen. Seine Bemühungen waren jedoch vergebens. Umsomehr war er erstaunt, seinen Freund Zaid eines Tages betend in der Moschee zu finden. Neugierig fragte er ihn, was ihn denn bekehrt habe?

Zaid erwiederte ihm:

Ich las von der Weisheit des Profeten und in mir erwachte die Neugierde, zu sehen, ob er in seiner Erscheinung auch einem Weisen gleiche. Ich ging zur Moschee und mehr als das Feuer seiner Reden ergriff mich eine Szene, die seine Milde im schönsten Lichte erscheinen ließ. Ein Beduine kam in die Moschee und ohne Rücksicht auf die weihevollen Reden des Profeten unterbrach er diese schreiend und rief: »Mein Stamm und ich haben Deine Lehre angenommen, sie bewahrt uns aber nicht vor Hunger. Gib zu essen!«

Ohne zu zürnen, fragte der Profet seinen Vezier: »Ist von unseren Vorräthen etwas übrig?« Ali antwortete: »Nein, o Herr!« Da näherte ich mich Mohammed und sprach zu ihm: »Nimm Gold von mir und zahle es zur Zeit der Dattelernte.« Er nahm das Gold und schenkte es dem Beduinen.

Die Dattelernte war gekommen, ich lustwandelte zwischen Gräbern und siehe da, der Profet kniete vor einem Leichensteine und sprach das Todtengebet.

Ich ließ ihn, in absichtlich roher Weise störend, mit den Worten an: »Profet des Herrn! erstatte lieber geborgtes Gut, anstatt zu beten, was besser ist. Gib mir mein Gold zurück oder Datteln dafür!«

Kaum waren diese, die Sanftmuth eines Völkerlehrers prüfenden Worte meinen Lippen entfahren, schwirrte es hinter mir wie ein gezogenes Schwert. Es war Omar, der für meine Frechheit mir den Kopf herabschlagen wollte.

Der Profet aber sagte ruhig zu ihm: »Hier ist das Schwert nicht, hier sind Datteln nöthig. Gib ihm so viele, als sein Gold werth war und noch darüber für den Schreck, den du ihm zugefüget hast!«

Der Profet winkte mir, zu gehen, und versank wieder in das Todtengebet; ich aber war im Innersten meines Herzens von so viel Ruhe und Milde ergriffen und schwur zu seiner Lehre.«

Gott ist Gott und Mohammed sein Profet!

Mohammed's Sterben.

Wie währt die Nacht unendlich lang,
Mohammed liegt in Schmerzen;
Er fühlt die Todesstunde bang
Anschleichen sich zum Herzen.

Das Haupt im Schooß der Lieblingsfrau
Harrt er dem Tod entgegen.
Wie auf versengte Palmen Thau
Fließt ihrer Thränen Segen.

Rings sitzen sorgenvoll und bleich
Gefährten seines Ruhmes;
Die Erben sind's von seinem Reich,
Nicht des Profetenthumes.

Er spricht sie an mit mildem Ton,
Zu trösten seine Lieben:
»Ist ewig ein Profete schon
Bei seinem Volk geblieben?

Die Seele kommt von Gott und irrt
Im Westen und im Osten;
Und muß, eh sie heimkehren wird,
Den bittern Tod verkosten« *.

Und wieder lagert Schweigen bang
Sich rings umher im Kreise.
Wie zieht die Nacht unendlich lang
Die langen finstern Gleise!

Mohammed liegt in Qualen da,
Und sehnt sich nach dem Ende.
»Ist denn noch nicht der Morgen nah?«
Und faltet seine Hände.

Am Himmel bricht hervor und weht
Des Lichtes junges Leben —
Und Gott zurück hat der Profet
Die Seele still gegeben.

* Diese und die folgenden Worte Mohammeds sind historisch und Koranverse geworden.

Die Citadelle.

Die Bürger in Wien. — Mehmed Ali's Moschee. — Mamelukenmord. — Der „Verstorbene". — Anblick Al Kahira's. — Die Piramiden. — Der Josefsbrunnen. — Mamelukengräber. — Mehmed Ali's Gruft. — Egyptisches Bier. — Süßigkeiten. — Eine Tänzerin. — Märchenerzähler.

Der Morgen und Abend wird als die beste Zeit empfohlen, die Citadelle, die am Abhange des Mokatam liegt, zu besuchen.

Durch die engen Straßen der Stadt gelangten wir auf einen großen Platz, der sich am Fuße der Citadelle ausdehnt, ritten eine breite Anhöhe empor, zwischen Mauern durch und gelangten vor die hohe Pforte, die in das Innere der Citadelle führte.

Ein lustiger Wiener Volksdichter schrieb eine Posse: »die Bürger in Wien,« und ließ in derselben, während die Franzosen die Stadt belagern, einen, auf einem entfernten Posten Wache haltenden Bürger das ihm etwas schwer gewordene Gewehr bei Seite legen, einen Strickstrumpf hervorziehen, um ihn für seine treue Ehehälfte zu vollenden. Vor dem Schlosse des Vizekönigs von Egypten trat mir in der Gestalt einer baarfußen Schildwache dasselbe Bild in der Wirklichkeit entgegen, welches in der einst lustigen Wienerstadt alle Zuschauer zu einem unsterblichen Gelächter reizte.

Wir gelangten in einen weiten Hofraum. Es könnte kaum gelingen, ein Bild des architektonischen Chaos dem Leser vorzuzaubern, das wirr und verwirrend sich ausbreitet. Hier ist der Palast des Vizekönigs, eine Kanonengießerei, unscheinbare Ruinen der Residenz

des Sultans Saladin, des mächtigen Kriegsfürsten gegen die Kreuzfahrer, die Münze und unzählige kleine Gebäude, Wächterhäuschen, einzelne Bäume und kleine Boskette.

Das fesselndste Bauwerk auf der Höhe ist die Grabmoschee Mehmed Ali's.

Ein großer, viereckiger Platz, der von drei Seiten mit prächtigen Säulengängen geziert ist, zeigt an der vierten die prächtige Moschee, deren mächtige Kuppel von vier weißen palmenschlanken Minareten überragt wird. Einem fantasiereichen Dichter könnten sie, wenn die Spitzen im Morgenlichte roth glühen, wie riesige Wachskerzen erscheinen, die der Muezim zum Beginne des Gebetes über der Moschee angezündet hat.

Ein Diener trat uns entgegen und reichte uns Strohpantoffel, weil man nur in solchen eintreten darf, wenn man es nicht vorzieht, die eigenen Schuhe abzulegen.

Während es einem Ungläubigen nicht gestattet ist, die Moscheen in Damaskus zu betreten und der Zutritt der Omar-Moschee auf dem Tempelberge in Jerusalem jetzt wieder unmöglich ist; so ist es leicht in Egypten in jede, ohne erst eine Erlaubniß nachsuchen zu müssen, einzutreten, wenn man dem Wächter eine Kleinigkeit, eigentlich nur für das Leihen der Pantoffeln reicht.

Der Anblick des Innern der eben vollendeten Moschee ist ein überraschender. Eine weite Rotunde, deren Kuppel auf hohen mächtigen Säulen ruht, ist ganz mit Alabaster bekleidet, der wie weißrauchiger gelber Bernstein glänzt und durch bunte Glasfenster, wie eben das Sonnenlicht einfällt, opalisirt. Ein grüner Teppich lag auf dem Marmorboden ausgebreitet, auf welchem einzelne Moslim jeder für sich, in stiller Andacht ihr Gebet verrichtet.

Das mohammedanische Gotteshaus stimmt durch keinen Gesang, durch keine Musik, durch keinen Weihrauch, durch keine Statuen, durch keine Gemälde, durch keinen Priesterdienst zur Andacht. Die Moschee wirkt nur durch ihre erhabene Architektur, durch den einzigen, mit riesiger Goldschrift angebrachten Spruch: »Gott ist Einer!«

Der Mohammedaner fühlt sich nicht gestimmt, in Gemeinschaft mit Anderen zu beten. Er will allein sein, wenn er in sein Inneres betrachtend blickt und zu seinem Schöpfer redet aus der tiefsten Inbrunst und Demuth seiner Seele.

Wir waren von der Pracht des Bauwerkes geblendet, als wir eintretend uns dem Hintergrunde näherten und erst, da wir uns wendeten, bemerkten wir rechts vom Eingange hinter einem fantastisch geschmiedeten reich vergoldeten Eisengitter einen hohen marmornen Sarkofag. Purpurner Damast mit Goldfransen bedeckte ihn fast ganz, in ihm ruht Mehmed Ali.

Wie jeder Farao in urdenklichen Zeiten seine Grabpiramide, oder seine hieroglyfenverzierte Felsengruft sich baute, begann auch Mehmed Ali sich sein Grabmonument zu errichten, das aber erst nach seinem Tode vollendet wurde.

Er hätte keine unglücklichere Stätte für seine ewige Ruhe aussuchen können.

Es war im anstoßenden Hofraume, wo er die Mamelukenhäuptlinge verrätherisch ermorden ließ. Er lud die Mamelukenbeys zu einer Festlichkeit auf die Citadelle ein. Die Fürsten erschienen in prächtigen Gewändern auf reich geschirrten edelsten Pferden. Der Vizekönig empfängt sie mit der größten Freundlichkeit, die Arglosen erfreuen sich an den Genüssen des Festes. Nachdem es endet, grüßen sie ihren Wirth, der sich in seine Gemächer zurückzieht. Die Gäste wollen sich entfernen, aber die Pforten sind geschlossen. Ein kreuzendes Gewehrfeuer kracht durch lange Minuten ununterbrochen durch den Hofraum. Die Fürsten stürzen todt von ihren Pferden nieder, die sich erschrocken noch da und dort mit einer Leiche bäumen. Vierhundert vierzig Leichen liegen auf dem blutdampfenden Hofraume.

Nur Einer der Fürsten entkam, Emim Bey. Als er keine Rettung sah, setzte er wie der böhmische Ritter Horimir vom Hradschin in Prag, über die niedere Brustwehr des Platzes, den jähen Felsen hinab. Sein Pferd trug ihn, wie mit Flügeln, so sicher hinab, daß

es in die Ebene gelangt, den nachknatternden Kugeln durch rasende Flucht sich und seinen Herrn rettete.

Noch andere tausend Bey's sollen außerhalb Cairo zu derselben Stunde ihren Tod gefunden haben.

Diese That allein — zu der sich noch unzählige Grausamkeiten, Verrath und Barbarenthum gesellten — charakterisirt den Mann, den sich der nunmehr auch literarisch »Verstorbene« zum Helden seiner prosaisch geschriebenen Lobgesänge wählte.

Sie nannten ihn den Napoleon des Orients und wie groß sein Herrschertalent, die Kraft seines Willens war, die Geschichte der Menschheit wird seinen Namen, wie jenem des wilden Hunnenkönigs die Bezeichnung »Gottes Geißel« beizufügen haben. Die Plagen, die er über das Volk Egyptens verhängte, wägen die Wunder hoch auf, die er gewirkt hat.

Nachdem wir die Moschee verlassen hatten, gingen wir in einen andern Hofraum, wo vor einer Kaserne eben Soldaten sich im Voltigiren übten. Sie waren nur um die Lenden und mit einem Feß bekleidet. Wir sahen lange den kühnen Sprüngen und gewagtesten Sätzen zu. Der Dragoman machte uns aufmerksam, daß die Bewegungen und die Art und Weise des Sprungs meist dem der Löwen und des Tigers abgelauscht und nachgethan seien.

Wir gingen durch den ganzen Hofraum bis zu einer niedern Umfassungsmauer und hier that sich ein Anblick zu unsterblicher Erinnerung für uns auf:

Uns zu Füßen lag die auf den Ruinen von Memphis gebaute Al Kahira d. i. die Siegreiche. Ein lang hin sich dehnendes Chaos von gelb grauen Häusern mit flachen Dächern, deren Einförmigkeit durch die Kuppeln von Moscheen, durch schlanke hochaufstrebende Minarete, da und dort durch einzelne Palmen und Sykomoren unterbrochen wird.

Unser Standpunkt ist so hoch, daß von dem gewaltigen Leben, welches in diesem Häusermeere treibt, nichts zu uns herauftönt und

die Stadt erscheint so unheimlich ernst, als ob alle Bewohner sich wie bei einem Erdbeben aus ihr geflüchtet hätten; oder als wären sie durch eine Pest hingerafft worden. Im Jahre 1824 verlor sie wirklich 80.000 Einwohner von den 300.000, die sie damals bevölkerten.

Ein röthlicher Duft lagert über der Stadt und dehnt sich die weiten Flächen hinaus, bis wo sie von den Piramiden begränzt werden; es scheint wie Morgenroth, aber es ist der vom Winde emporgehobene röthliche Sand der Wüste.

Das Auge ruht zum Erstenmale, wenn man mit der Eisenbahn in Cairo anlangt, auf den Piramiden, und der Reisende hat Mühe, es sich selbst zu glauben, daß er es ist, der diese berühmtesten und ältesten Denkmale der Erde sieht. Er möchte, wenn dieß möglich wäre, sich selbst beneiden, um die Gunst des Lebens, die ihm einen solchen Anblick gewährt hat.

Zwischen der Stadt und den, den äußersten Punkt des Horizontes bezeichnenden Piramiden liegt es wie eine Landkarte vor uns ausgebreitet. Eine unübersehbare Thalfläche, die der Nil breit und glänzend durchströmt, auf welchen Palmengruppen grünen, ein Riesen-Obelisk auftaucht, der die Stelle bezeich net, wo das von der Erde verschwundene Heliopolis lag.

Wenn das entzückte Auge über all die Wunder die Blicke sendet, immer wieder ruhen sie auf den Piramiden aus, und die Fantasie fliegt in die endlose Wüste, die sich hinter ihnen ausdehnt.

Wer Beginn und Verfall der Reiche, der geschriebenen und gebauten Denkmäler, der Religionen und Bauwerke, wer Verachtung alles Menschentreibens lernen und sich von der Sisyfusarbeit des menschlichen Geistes überzeugen will, der gehe auf diese Anhöhe, die wie ein Lehrstuhl der Weltgeschichte mächtig empor- und hinausragt, auf welchem ein Dämon mit sieghafter Gewalt zum pochenden Herzen und zum beschämten Geiste redet. Es ist was Ungeheueres, das auf dieser Szene der mythischen und der gegenwärtigen Welt dem fremden Gaste aus dem Abendlande entgegentritt und er fühlt sich angeweht

von allen Schauern und allem Hohn einer dämonischen Poesie, die keine Versöhnung kennt und der Spruch des Profeten im Koran übt eine demüthigende Gewalt aus: »Staub auf Staub, im Staub!«

Wir gingen, um den Josefsbrunnen zu sehen, dessen Name nichts mit dem Patriarchen gemein hat. Der Sultan Jussuf Sal-ha-edin ließ den in alten Zeiten gegrabenen und verschütteten Brunnen im 12. Jahrhunderte wieder herstellen, und die Bevölkerung legte ihm den Namen des mächtigen Herrschers bei. Er ist 250 Fuß tief in den Felsen geschnitten und reicht so bis an den Nilspiegel. Man gelangt wie durch einen fort und fort sich mäßig absenkenden Thurm bei Beleuchtung einer Fackel hinab, um, ermüdet, etwas kühleres Wasser zu trinken, als das des Nils.

Vom Josefsbrunnen fort, stiegen wir eine mäßige Anhöhe herab und gelangten, den rothgelben Mokattam, der sich hier wie die zerklüfteten Wände eines Steinbruches darstellt, zur Linken an einen mohammedanischen Leichenhof.

Dann ging es eine breite, zwischen kleinen Häusern gelegene Straße weiter, bis wir bei den Mamelukengräbern anlangten.

Verfallende Kuppeln, eingesunkene mit Turbanen geschmückte Leichensteine, zerstörte Mauern bezeichnen die Stelle, wo Mehmed Ali seine Feinde begraben und seltsam genug die Grabstätte sich selbst und seiner Familie errichten ließ.

Wir hielten vor einer hohen Mauer, durch die uns eine kleine Pforte in einen mäßigen Hofraum führte, aus dem wir durch einen gedeckten Gang in zwei Säle gelangten. Das Licht fällt durch die Kuppel herein und beleuchtet etwa ein Dutzend Sarkofage, aus weißem Marmor prächtig gemeißelt, reich mit blauem und rothem Purpur und mit Gold geschmückt.

Im ersten Saale, wo zwei Moslim sitzend, sich wie die Juden beim Gebete vor- und rückwärts neigend, laut den Koran lasen, sind die Sarkofage der Frauen, Kinder und Geschwister Mehmed Ali's.

Im zweiten Saale, dessen Boden mit kostbaren Teppichen belegt ist, erhebt sich des mächtigen modernen Farao Grabmal. Es ist mit einem grünen, schwer seidenen Vorhange verhüllt und erzählt mit goldener arabischer Schrift vom Leben des Fürsten.

Ein zweiter, noch imposanter sich emporhebender Sarkofag aus blauem Marmor mit goldener Inschrift ist der seines tapfern Sohnes. Eine der entgegengesetzten Wand eingefügte, mit einem grünseidenen Vorhang verdeckte blaue Marmortafel berichtet mit goldenen Lettern von den Feldherrnthaten Ibrahim Pascha's.

Wie im Morgenlande Alles licht und farbenreicher ist, so ist es auch diese Fürstengruft. Vielleicht ist es eben der Gegensatz vom Licht des Himmels und der Finsterniß des Grabes, der einen schauerlicheren Eindruck hervorruft, als der ist, den wir in einer finsteren abendländischen Gruft empfinden.

Als wir zurückritten, forderte ich Mohammed Omer auf, mich, wenn es möglich wäre, in das Innere eines der kleinen Häuser zu führen, um deren Einrichtung zu sehen.

Wir bogen zur Seite der breiten Hauptstraße in ein kleines schmales Gäßchen ein und traten durch eine leicht angelehnte hölzerne Thüre in eine gedeckte Vorhalle, dann in eine viereckige Stube, deren Estrich mit einer Decke, von Palmenstroh geflochten, bedeckt war.

Eine alte und eine junge Frau, beide schleierlos, empfingen uns und luden auf den niedrigen schmutzigen Divan — nebst einem in einer Nische angebrachten hölzernen Kasten, das einzige Einrichtungsstück — zum Sitzen ein.

Mohammed Omer, der hier, wie Mefisto auf dem Blocksberge, sich als Herr vom Hause spielte, selbst der Fliegenwedel fehlte ihm nicht, mir die Mücken zu verjagen, hatte den Auftrag gegeben, uns mit Buza zu bewirthen.

Buza ist das egyptische Bier. Zerriebenes Gerstenbrod, oder Weizenbrod und Hirse werden mit Wasser übergossen und der Gährung

überlassen. Dieses Getränk, welches berauschende Kraft hat, sieht wie Lehmwasser, schmutziggelb aus. Die alte Frau reichte mir das Getränk mit dem üblichen morgenländischen Gruße und ich that ihr aus Artigkeit und Neugierde tüchtig Bescheid, trotzdem es unangenehm essighaft schmeckte.

Dieses Getränkes erwähnt schon Herodot, und in den Gräbern von Theben ist in Krügen diese Buza eingetrocknet als Bodensatz schon erkannt worden.

Die junge Egyptierin, schlanker, mit einem bunten Shawl umgürteter Lenden und edlen braunen Hauptes, die Brust nur halb von einem rosenrothen seidenen Hemde verhüllt, reichte mir mit einschmeichelnd tönender weicher Stimme eingemachte Süßigkeit, sogenanntes »Mague«, das aus Opium, Hanf, Nießwurz und aus aromatischen Kräutern zusammengesetzt ist.

Ich wagte nur zu kosten, was der Spenderin leid that, indem sie sagte: »Von so Wenigem wirst du nicht fröhlich werden, Herr!«

Sie erzählte mir von den verschiedenen Arten dieser Süßigkeiten und ihren verschiedenen Wirkungen. Manche Mischung stimmt zu Schwatzhaftigkeit, eine andere zum Singen, eine dritte zum Tanzen, wieder eine andere versenkt in süße Ruhe. Die Männer, welche diese »Himmelsbissen« im Bazar verkaufen, heißen Magungi.

»Willst du, Herr! daß ich singe oder tanze?«

»»Thu' Beides, schönes Weib!«« Sie holte ein Tamburin mit Glöckchen. Ihre aufgelösten langen Haare, von linsengroßen Goldflittern funkelnd, flogen wie ein schwarzer Königsmantel um ihren Leib; sie zog tanzende Kreise um mich, die metallenen Ringe an ihren feinen Knöcheln schlugen aneinander. Der Glanz ihrer Augen, schon durch Schminke erhöht, fing sich wild leuchtend zu verklären an, bis sie müde auf den Palmenestrich niedersank.

Es war schon nach Sonnenuntergang und ich mahnte Mohammed Omer zum Aufbruch.

Das Mädchen fragte ihn erschrocken: »Zürnt mir dein Herr?«

Mohammed Omer lächelte und tröstete sie: »Dein Anblick war ihm wie der einer Lotosblume, Dein Tanz wie die Palme, wenn sie der Sturm bewegt.«

Ich ließ ihr ein Geschenk reichen und eilte zurück in die Stadt.

Am Fuße des Castells saß ein Mann in einem großen, von Männern, Kindern und verschleierten Frauen gebildeten Kreise; er erzählte ihnen Geschichten und Legenden.

Heliopolis.

Dorf Matarieh. — Die große Sykomore. — Legende. — Vandalismus. — Kolossales Architrav. — Das biblische On. — Die Patriarchenfrau. — Jeremia und Plato. — Der Obelisk. — Die Sonnenquelle.

Mohammed Omer stand um drei Uhr des Morgens, um mich zu wecken vor meinem Bette. Um vier Uhr ritten wir bereits durch die Straßen Cairo's, die noch völlig menschenleer und öde waren. Wenige Stunden zuvor hatte das Leben erst zu wogen aufgehört. Weit in einer Vorstadt that sich ein kleines Kaffeehaus auf, wo einige Kameele, die Gemüse in die Hauptstadt trugen, lagerten und deren Führer sich an Kaffee und Tschibuk erfreuten. Wir mischten uns unter die Gesellschaft, die in der kaum beginnenden Morgendämmerung fantastisch genug sich ausnahm.

Wir brachen bald wieder auf und ritten durch reichliche Oelpflanzungen, da und dort zerstreute Gruppen von Palmen und Sykomoren, zum Theil auf einem Damme zwischen der Wüste von Suez und der Thalebene des Nil.

Wie die Stadt war auf dem Lande Alles noch still. Nur zuweilen stimmte ein Vogel ein Lied an, als ersten Laut des Tages, der sich in den Lüften vorbereitete; aber nicht wie im Abendlande, wo das prächtige Spiel der Wolkenfärbungen dem vollen Erscheinen des Lichtes vorangeht. Noch war die Landschaft grau und fast plötzlich von der aufgegangenen Sonne von lichter Klarheit übergossen. Der angenehm kühlende Windhauch hörte zu wehen auf und die Glut des

Tages verkündete sich, indem sie schon jetzt die Lüfte sichtbar zittern machte.

Wir erreichten nach einem dreistündigen Ritte das Dorf Matarieh, das sich in einer langen Häuserreihe um eine Moschee gruppirt. Auch hier war es noch still, aber vor demselben gruben Männer und Frauen einen Kanal. Die Frauen trugen bis an die Knöchel reichende blaue Hemden, die an der Brust völlig offen waren. Ein weißes schmales Tuch, das von der Stirne nach rückwärts gelegt, den Rücken herabhing, ersetzte den Schleier. Sie zogen diesen mit ihren von der Erdarbeit schmutzigen Händen, als wir uns ihnen näherten, vor's Antlitz.

Wir kamen wieder durch Felder, wo einem Schöpfrade vorgespannte Ochsen Wasser emporzogen, um die Saat zu bewässern. Bald waren wir vor dem Garten des Abbas Pascha angelangt, den er, wie die alten Faraonen, durch die unbarmherzig bis zur Todeserschöpfung benützte Menschenkraft aus der Wüste hervor oder vielmehr in sie hinein zauberte.

In diesem Garten steht eine uralte Sykomore, in deren Schatten Maria aus Nazaret mit ihrem Knaben Imanuel auf der Flucht nach Egypten ausgeruht haben soll.

Der Baum ist nicht so alt, als er der Legende nach sein müßte, aber prächtig und ehrwürdig genug, um von Pilgern eigens besucht zu werden, deren Genuß am Schatten nicht minder labend sein wird, wenn anders Gläubige sich ihn durch eine poetische Erinnerung weihen. Nur sollten sie denjenigen, welche die Legende für eine historische Thatsache nehmen, den Baum nicht verderben und ihm nicht einen raschern Untergang bereiten, indem sie ihre sehr unmerkwürdigen Namen in seine Rinde hineinschneiden. Ein Vandalismus, den wir auch auf den urältesten Resten der Zedern auf dem Libanon ausgeübt sahen.

Der Stamm dieser Sykomore ist nicht über Manneshöhe; eigentlich sind es zwei Stämme, deren einer einzeln, der andere dreitheilig

aufragt, und deren Ast und Blätterkrone die Höhe und Breite eines sehr mächtigen Lindenbaumes im Abendlande einnimmt. Die Stämme sind grau und zerklüftet und gewähren den Anblick eines grauschiefrigen, von Blitz und Sturm zerspalteten Felsens. Ich streckte meine Arme aus und mußte sie fünfmal um den Baum legen, um seinen Umfang zu messen.

Der Baum hing voll reifer, rothgoldener Früchte, die wie Borstorferäpfel groß, mit einem fleischigen Stiele, wie ihn Feigen haben, an den Zweigen hängen. Der Geschmack der Frucht, die reif sich wie Feigen weich anfühlt, hat auch Aehnlichkeit mit dem der Feige, nur ist er nicht so saftig und etwas holzig fad.

Der Gärtner nahte uns, während wir unter dem Baume lagerten und brachte uns einen prächtigen Blumenstrauß zum Geschenke mit den Worten: »Möge es Dir wohlergehen, Effendi! Dein Kommen ist süß, Dein Scheiden wird bitter sein.«

Als wir ihn fragten, ob es gestattet sei, einen Zweig des Baumes zum Andenken abzubrechen, erwiederte er: »Du bist der Herr und der Baum Dein Eigenthum!«

Wir zweifelten nicht, daß der Mann, wenn es möglich gewesen wäre, den Baum zu entwurzeln und ihn in die Heimat zu verpflanzen, auch dieß gegen ein entsprechendes Bakschiesch gestattet hätte.

Wir verließen den Garten und erreichten, auf einem Damme hinreitend, an elenden, einzeln hingestreuten Häusern vorüber nach zehn Minuten die Stätte, auf der vor dritthalb tausend Jahren die blühende Tempel- und prachterfüllte Priesterstadt Heliopolis stand.

Ein kolossales Marmorstück, das Fragment eines Riesenarchitravs, liegt in der Einsenkung eines Sandhügels. Die Arbeit des Meißels daran ist, trotz vielfacher Verstümmelung und des Uralters, eine plastisch schöne. Umsomehr fiel es uns auf, in den vielen Reisebeschreibungen, die Heliopolis schildern, dieses auffallenden antiken Restes eines öffentlichen Prachtbaues keine Erwähnung zu finden.

Wir stiegen vor einem verwilderten Garten ab, an dessen Saume ein knarrendes Schöpfrad von einem Ochsen gedreht wurde, um Wasser in kleine Kanäle zu leiten. Orangen- und Feigenbäume, Sykomoren und Baumwollstauden sind chaotisch hingepflanzt. Von der Staude, deren Balsam die Königin von Saba dem Könige Salomo als Geschenk brachte, und die später Cleopatra nach Egypten verpflanzte, ist keine Spur mehr zu finden. Durch eine alleeartig angelegte Rosmarinhecke gelangten wir zu dem auf der Erde ältesten Baudenkmale.

Osortasen I. hat zweitausend dreihundert Jahre vor der christlichen Zeitrechnung zwei Obeliske vor dem Sonnentempel in Heliopolis errichtet. Nach viertausend Jahren brach der eine zusammen und sein trauernder Genoß steht noch heute aufrecht und mächtig vor uns. Bienen haben sich in den tief geschnittenen Hieroglyfen angesiedelt.

Heliopolis ist das On der Bibel, von hier stammte das Mädchen Osnath, die Tochter des Priesters Potifera, die der Farao dem schönen Patriarchen Josef zum Weibe gab. Hier vollendete der begeisterte Dichter und Volksredner Jeremia seine Klagelieder, hier sprach er seine politisch weisen Anschauungen aus. Von hier erließ er seine feurigen Mahnungen an die Juden in Migdol, Tachpenes, Memphis und bis Theben, vom Götzendienste zu lassen, wenn sie der Zorn Jehova's nicht treffen soll, wie in der gelobten Heimat, die sie verloren haben.

In fünf Städten des heliopolischen Gebietes wohnten Juden, denen wie ihren alten Vorfahren wieder das nahe Gosen von Hophra angewiesen worden war. Hier, wo sie mit den Nachkommen jener Stammgenossen, die zur Zeit des Moses nicht mit ausgewandert sind, zusammentrafen, war die hebräische Sprache neben der egyptischen und griechischen herrschend. Die Weisheit dieser Völker vereinigte sich in den Priesterschulen von Heliopolis, wo den Jüngern die Erklärung der Symbole, die Grundgedanken der Mythe, gelehrt wurden. In Heliopolis ragte ein jüdischer Tempel, den der Priester Orcias unter

Ptolomäus Philometer erbaute und der unter Vespasian zerstört worden ist. Ein Schutthaufen heißt noch jetzt der der Juden und soll, während die ganze Stadt verschwunden ist, der Ueberrest dieses Tempels sein, der zugleich mit dem Jerusalemitanischen zerstört worden ist. Strabo und Plato wanderten noch zu den Ruinen der Tempel in Heliopolis und schöpften Weisheit und Wahrheit, entkleidet von fantasievollen Zuthaten, an denen die Völker aller Zeiten hängen und die sie, ohne den den Menschengeist demüthigenden Irrthum zu ahnen, für Religion halten.

Alle Macht und Pracht haben die Jahrtausende verschlungen, alle Weisheit und Lehre ist versiegt. Nur eine Quelle strömt noch heute hier, wie in den uráltesten Zeiten und labt den Pilger mit dem süßesten Wasser Egyptens; es ist die Quelle Ain schemes oder Sonnenquelle, welche christliche Pilger gerne die Quelle der Jungfrau nennen, weil diese das salzige Wasser derselben in süßes umgewandelt haben soll.

Nur die Quelle blieb und der Obelisk! der Grabstein einer Welt, der Schatten werfende Zeiger an der Sonnenuhr der Zeit.

Schubra.

Der egyptische Thronfolger. — Gartenanlage. — Unverschleierte Frauen. — Der Palast. — Mehemed Ali's und Ibrahim Pascha's Porträt. — Artigkeit des Prinzen.

Ein Lieblingsausflug der Cairiner Gesellschaft ist nach Schubra. Eine Allee von alten schattenreichen Sykomoren und Akazien führt eine gute Strecke hinaus, bis man zu einzelnen in Gärten stehenden Landhäusern zwischen wohl bebauten Feldern und endlich zum herrlichen Garten gelangt, den Mehemed Ali aus dem Sande hervorzaubern ließ.

Der Weg dahin ist auch rücksichtlich der Staffage voll Abwechslung. Wenn elegante Equipagen, europäisch gekleidete Reiter zu Pferde uns vergessen lassen, daß wir uns am Nil befinden, so werden wir wieder rasch daran gemahnt, wenn Kameelzüge mit Lasten, verschleierte Frauen zu Esel, halbnacktes armes Volk zu Fuße uns begegnet.

Wir selbst haben das Gitterthor des königlichen Gartens, das uns auf einem großen Platze entgegensieht, nach einem Ritte von dreiviertel Stunden erreicht. Am Thore auf einer steinernen Bank saß der junge Thronfolger des Vizekönigs, auf den die egyptische Bevölkerung seines Geistes und seiner Humanität wegen so viele Hoffnungen setzte und der bei der unglücklichen Fahrt von Cairo nach Alexandrien im Jahre 1858 im Nil ertrank.

Unser Dragoman machte uns auf den jungen Mann, der einen blauen Waffenrock und einen rothen Feß trug und durch kein äußeres Zeichen seiner Würde kennbar war, aufmerksam und hieß uns ihn

ehrerbietig grüßen, dann aber nach der rechten Gitterwand — der Prinz saß an der linken — zu treten und an ihr uns fortbewegend gleichsam hinter dem Prinzen in den Garten zu gehen. So fordert es, sagte er uns später, die egyptische Artigkeit.

Als wir so thaten, ließ der Prinz uns durch seinen Dolmetsch vor sich rufen und richtete mehrere Fragen an uns, wer wir seien, woher wir kommen, ob in unserem Vaterlande die Zivilisation vorschreite und welche Ideen man über Egypten daselbst habe? Was man in England und Frankreich darüber denke, wisse er aus den Zeitungen; aber deutsch verstünde er nicht zu lesen und so sei es ihm stets willkommen von Wahrheit liebenden Reisenden zu hören und von ihnen zu — lernen.

Die Art und Weise des Prinzen war eine elegante, etwa wie die eines gebildeten Offiziers in der Gesellschaft. Der Ausdruck seiner dunklen Augen hatte troß der Jugend etwas Ernstes aber auch Mattes.

Nach längerem Gespräche wünschte er uns einen angenehmen Abend im Garten Sr. Hoheit des Vizekönigs und reichte uns zum Abschiede die Hand.

Der Anblick eines Gartens und das Lustwandeln in ihm bringt in Afrika einen ganz andern Eindruck hervor, als in Europa. Die Schatten sind doppelt so kühl, die Düfte süßer. Der Garten des Vizekönigs ist eine französisch steife Parkanlage, die durch mannigfaltige Baumgruppen, Wiesen und Blumenplätze gebildet ist. Die Bäume sind eine Musterkarte all' derer, die wir exotisch nennen. In den Gängen sind die Rinnsäle angebracht, durch welche Wasser in alle Theile des Gartens geleitet wird, das in Verbindung mit der egyptischen Sonne die außerordentlichste Vegetation hervorbringt. So sahen wir auf dem Wege nach Schubra im Garten unserer Hotelbesitzerin Frau Coulomb, Bäume, Pflanzen und Strauchwerk, die sie sechs Jahre zuvor pflanzen ließ und die Stämmigkeit, Höhe und den Schatten zeigten, wie in Oesterreich z. B. ein Garten nach 12 bis 15 Jahren.

Wir begegneten auf unserem Gange durch alle Theile des Gartens vielen Lustwandelnden, Männern und Frauen, unter den letzteren einige in kostbar bunte Seidenstoffe gekleidet, die aus dem weiten schwarzseidenen Ueberwurf, der vom Halse bis zu den Knöcheln ging, hervorschimmerten. Auffallend war uns, daß sie die weißen Schleier zurückgeschlagen hatten und ihre eigenthümlich schönen Angesichte sehen ließen. Es waren die ersten egyptischen Frauen, die wir schleierlos sahen; unser Dragoman erklärte uns, daß es Jüdinnen seien, die ebenfalls wie die mohammedanischen Frauen immer streng verschleiert gehen und nur hier, um frische Luft zu genießen und in den Synagogen sich die Freiheit gestatten. Die Köpfe der Frauen waren klein, griechisch fein, die schwarzen Augen lang bewimpert und geschminkt, der etwas große Mund purpurroth geschnitten, während die Wangen blaßolivig schienen.

Wir näherten uns dem sich architektonisch schön darstellenden Gartenpalaste. Eine breite Steintreppe führte uns empor und durch eine schöne Pforte gelangten wir an ein im großen Viereck spiegelndes Marmor-Bassin, aus dessen Mitte sich eine von marmornen Krokodilen getragene Insel, von goldglänzendem Gitter umgeben, erhebt. Auf dieser Insel, erzählte uns der arabische Führer, liebte es Mehemed Ali die Nacht hinzubringen und sich an den Tänzen und Gesängen weißer Sklavinnen zu erfreuen.

Vier gewaltige Marmorlöwen speien Wasser in das Bassin, welches von breiten mit Marmor belegten Säulengängen umgeben ist. Ein schöner Kahn führt zur Insel.

In jeder Ecke gelangt man durch hohe goldgeschmückte Thüren in prachtvolle Salons. Die Meubles im Renaissancestile geschnitzt, völlig vergoldet, mit den kostbarsten Seidenstoffen bekleidet, erscheinen nicht so prächtig als sie wirklich sind, im Abstich zu den Tapeten, die Meisterstücke französischer Maler sind und zu den Teppichen, die das Höchste zeigen, was die Webekunst vermag.

Mehr als diese Pracht, die nichts von egyptischem Charakter an sich hat, fesseln uns in einem der Salons zwei lebensgroße Bilder:

Mehemed Ali stehend, Ibrahim Pascha zu Pferde. Beide tragen einen blauen Waffenrock und rothen Feß. Mehemed Ali stemmt die Rechte auf einen Tisch, den Pläne bedecken. Der Bart ist weiß und umgibt voll und struppig einen feinen kleinen Kopf, der durch den Ausdruck der Schlauheit ausgezeichnet ist, die namentlich aus den kleinen Augen hervorlauert. Man muß an einen Fuchs denken, der grau geworden ist. Um die feinen Lippen spielt es fast wie ein Lächeln und wer die Geschichte des modernen Farao nicht kennte, würde schwerlich in diesem Porträte den geistklaren Reformator, den kein Blut scheuenden Despoten, den Unterdrücker seines Volkes und zugleich den Befreier seines Landes erkennen.

Das Bild Ibrahim Pascha's macht einen ungleich entsprechenderen Eindruck; es ist ein Feldherr, dessen krummer Säbel in der Edelstein besetzten Scheide ruht. Sein Auge blickt scharf in die Ferne hinaus; die Lippen sind fest entschlossen, sie haben den Kampf befohlen, auf den die ausgestreckte Rechte hinweist. Das arabisch schlank gebaute Pferd, prächtig geziemt, schaut muthig klug und seine Beine möchten hinjagen, wenn der stramm gehaltene Zügel nicht wäre.

Beide Bilder haben einen bedeutenden Kunstwerth. Der Führer wußte nur, daß sie ein Franzose gemalt habe. Wir bemühten uns vergebens den Namen, oder ein Monogramm des Malers zu finden. Es warf eben die untergehende Sonne Strahlen auf die Bilder.

Wir wendeten uns von ihnen ab und sahen dem größeren Schauspiele zu, das sich am Horizonte abspielte. Die Sonne war im Versinken, die Kuppeln, Minarete und Paläste Cairo's glühten und der Nil wälzte rothe Flammen.

Zwei reich gekleidete Diener traten ein, reichten uns mit Rosenduft versetzten Scherbet, schwarzen Kaffee und Tschibuk. Es war dieß eine freundliche Aufmerksamkeit, die der Thronfolger von Egypten den Fremden aus dem Lande des »Sultan njemßa«, des deutschen Kaisers, erweisen ließ.

Der versteinerte Wald.

Gräber und Windmühlen. — Mosesbrunnen. — Die Versteinerungen keine Palmen. — Hypothesen. — Crabbe's Teufel und ein deutscher Landsmann. — Ein Tigerfell.

Die Glut der Julisonne war so gewaltig, daß wir jeden Ausflug vor Sonnenaufgang antreten mußten, um noch vor den Mittagstunden zurückgekehrt zu sein.

Zwei braune muntere Knaben, nur mit blauen Hemden und rothen Feß angethan, warteten mit zwei gut gesattelten Eselchen vor dem Hotel. Wir bestiegen die Thiere und ritten durch die noch öden und stillen Gassen der Hauptstadt.

Vor dem Thore liegen unzählige Gräber, auf denen sich steinerne Male, da und dort Kuppelgebäude erheben. Diese weithin gedehnte Gräberwelt, durch die wir reiten, ist von niederen Hügeln eingeschlossen, auf denen Windmühlen ihre schwarzen, fantastischen Flügel schwingen. Alles ist grau dämmernd und kühl und todt. Plötzlich leuchtet es auf hinter uns und wie wir uns zurückwenden sehen wir den zerklüfteten Mokatam roth glühen, die Sonne ist aufgegangen.

Nach längerem Ritte schloß sich die bewohnte Welt hinter uns ab und wir befanden uns von mäßigen kahlen Hügeln eingeschlossen, in einem bald drei- bald vierhundert Schritte breiten Thale, dessen röthlicher Sand aufwirbelte, in welchem unsere Spuren gleich verweht waren, wir waren in der Wüste. Nur da und dort erhob sich distelartig die blaßgelbe und schwarz gesprenkelte bekannte Giftpflanze. Auch dieser letzte Rest einer Vegetation verschwand. Die Hitze wurde

unerträglich, das Wasser in unserem kleinen Schlauche, der hinter dem Sattel angebunden war, fing an zu glühen und war nur mit etwas Cognak gemischt zum Trinken geeignet.

Wir ritten ziemlich schnell, die beiden Knaben liefen im Sande barfuß hinter uns her so rasch und leicht, als ob sie in angenehmster Schattenkühle über weiche Wiesen gingen.

Nach zweistündigem Ritte an dem Mosesbrunnen, einer Schlucht mit brackigem Wasser vorbei, sah uns ein schwarz aussehender Hügel entgegen, an dessen Fuße wir abstiegen, um ihn zu Fuße zu ersteigen.

»Oben und meilenweit liegt der versteinerte Wald,« sagte Mohammed Omer, und befahl den beiden Knaben an einem mitgebrachten Holzbündel Kaffee zu kochen.

Als wir den Hügel erstiegen hatten, befanden wir uns, nicht etwa, wie es sich der Leser durch die Bezeichnung »der versteinerte Wald« verleitet, denken mag, unter aufrechtstehenden Stämmen. Mitten unter Sand und Steinen lagen, selbst Stein, hingestreut liegende bis 25 Fuß lange Stämme, denen Wurzel und Krone fehlen; manche wie Säulen, wenn sie gestürzt sind, in Stücke zerbrochen. Große und kleinste Fragmente von Bäumen, die vor urweltlichen Zeiten gegrünt und die seit vielen Jahrtausenden schon hier liegen, eine versteinerte Unsterblichkeit! Ich konnte mich bei dem Anblicke des Gedankens nicht erwehren, den Kirchhof der Wüste — die Knochen all' der Menschen und Thiere, die seit Jahrtausenden in ihr begraben ruhen — plötzlich vom Sande befreit zu sehen, der auf ihr lag und den ein allmächtiger Sturm weggeweht hat in der vergangenen Nacht. Für eine Dante'sche Fantasie ein Bild der Auferstehung!

Die Stücke versteinerten Holzes sind grauröthlich, auch bläulich und erscheinen vom feinen Sande, der sie umgibt und fort und fort in Bewegung ist, wie abgeschliffen. Sie haben Wachsglanz und eine faserige Struktur, daher man lange das Holz für versteinerte Palmen hielt, wozu auch der Umstand beitrug, daß nicht ein Wurzel- oder

Kronenstück bis jetzt gefunden worden ist. Das von Nikol erfundene Instrument, Steinbildungen in so dünne Plättchen zu schneiden, um sie mikroskopisch untersuchen zu können, stellte nach der Untersuchung des gelehrten Botanikers Unger mit Gewißheit heraus, daß dieses fossile Holz von keinen Palmen, wohl aber von einem Laubholze aus dem Geschlechte der Dikotyledonen oder Malvazäen stamme, welches in Egypten jetzt nicht mehr existirt. Unger nennt es Nikol zu Ehren Nicolia aegyptiaca.

Dieses versteinerte Holz ist, wie alle bisher aufgefundenen fossilen Hölzer ohne Rinde, die als der weichere Theil bei der Petrifizirung sowie alle Weichgebilde des Baumes sich auflöst. Die Ursache ist folgende: Jeder Versteinerungsprozeß ist eine Infiltration; die Substanzen sind in Wasser gelöst, dringen die Pflanzentheile durch und lassen die amorphen Bestandtheile zurück. Da dieses Durchdringen sehr langer Zeit bedarf, gehen alle Weichtheile, Blätter, Früchte unter.

Die Entstehungsgeschichte des fossilen Waldes bei Cairo, der bis Suez reicht, und der als der größte bis jetzt bekannte auf der Erde von jeher die meiste Aufmerksamkeit auf sich zog, wird, wenn man auch den chemischen Prozeß, der Holz versteinert, genau kennt, niemals ganz aufgehellt werden.

Es wird angenommen, daß der Wald nicht an der Stelle stand, wo er jetzt versteinert liegt. Die Hypothese läßt ihn an einem entfernten Orte durch irgend ein gewaltiges Naturereigniß, vielleicht ein Erdbeben, entwurzeln und wie etwa Treibholz in einen Süßwasser-See jagen, der in unvordenklichen Zeiten dorten flutete, wo jetzt Wüste ist, auf deren Sandhügeln die versteinerten Reste jenes Waldes liegen. Weil aber Süßwasser die zur Versteinerung nöthige Menge Kieselsäure nicht enthält, so wird angenommen, daß sich Thermen in der Nähe befunden haben müssen, die nicht allein den Sand durch den Quarzkitt zum Sandstein bildeten, sondern auch das Holz allmälig versteinerten.

Es fällt auf, daß in so ungeheurer Ausdehnung nur das Holz einer Gattung versteinert gefunden wird, da es doch unwahrscheinlich ist, daß in einem so riesig ausgedehnten Walde nicht mehrere Holzgattungen vorgekommen sein sollten. Vielleicht ist schwereres Holz bei einem tumultuarischen Forttreiben an die Ufer geworfen worden, oder zum Grunde gefallen.

Der See muß eine ungeheure Ausdehnung gehabt haben, da dieses versteinerte Holz von seinem Hauptlagerorte in sehr weiter Ferne gefunden wird. So sah es der leider der Wissenschaft zu früh entrissene Burkhart, dessen Grab erst vor einigen Jahren bei Cairo entdeckt wurde, an den Ufern der Natronseen häufig liegen.

Es sind dieß Vermuthungen in vielleicht zwanzig Jahrtausende zurück, zu einer Zeit, wo der Nil vielleicht noch gar nicht gewesen ist, oder ein anderes Strombett hatte.

Vor Jahren wurde auf Kohlengruben in dem versteinerten Walde vergebens geschürft. Bei dem Graben fand man Tausende von meist aufrecht stehenden oder geneigten versteinerten Stämmen, die dicht aneinander waren und das Ansehen von Orgelpfeifen hatten.

Wir gingen, nachdem wir eine Anzahl von kleineren Fragmenten in unseren Reisesack gesammelt hatten, wieder zurück. Auf dem Wege begegnete uns ein deutscher Landsmann, der nur von einem Knaben geleitet, den Wald zu sehen kam. Es war ein Bäckergeselle, Herr Wilhelm Schweizer, bei Stuttgart gebürtig und hier, wo wir im Schweiße gebadet wurden und die heftigste Juliglut auszustehen hatten, von einem kalten Fieberfroste geschüttelt war.

Wir erinnerten uns an des fantastischen Crabbe Lustspiel, in welchem der Teufel in den Hundstagen auf die Erde kommt und, an die Höllenglut gewöhnt, friert. In dieser Noth zündet er um die Mittagsstunde auf einem sonnigen Hügel Holz an und wärmt sich.

Ich war in der angenehmen Lage, aus meiner Reiseapotheke den frierenden Landsmann mit einigen Chininpulvern zu versehen und hatte später die Freude, ihn in Cairo fieberlos wieder zu finden.

Er hatte sich das Fieber dadurch zugezogen, daß er sich auf der Terrasse eines Hauses nach Sonnenuntergang der Abendkühle aussetzte.

Nach Stunden waren wir wieder in Cairo. In einer der Straßen ging ein riesiger Neger. Nur Haupt und Lenden waren bekleidet, aber seinen Rücken herab hing ein prächtiges Tigerfell, wie der Königsmantel eines äthiopischen Fürsten.

Er trug es so, um einen Käufer zu finden. Wir tauschten es für 100 Piaster ein.

Zur Insel Roda.

Tanzende Derwische. — Schlangenesser. — Getretene Fromme. — Die Niljungfrau. — Egyptische Sage. — Juden und Todtengräber. — Ein Bluttropfen. — Tekufot. — Adonisdienst. — Tamusdienst der Juden. — Lejlet en-Nuktah. — Blutige Hostien. — Brot in Flüsse geworfen. — Symbolik an Fischen. — Abraham und Satan. — Brosamen und böse Geister. — Brunnenvergiftung. — Der Nilmesser. — Die Findung Moses.

Der Zufall fügte es, daß wir weder in Constantinopel, noch in Skutari oder in Damaskus die tanzenden Derwische gesehen. Wir ritten denn an einem Freitage nach Alt-Cairo, um das seltsame Schauspiel zu betrachten.

Wir traten in einen mit Strohmatten belegten Hofraum des Klosters, in dessen Hintergrunde einundzwanzig Derwische mit gekreuzten Beinen saßen. Sie unterschieden sich in ihrem Anzuge nur durch die Kopfbedeckung. Einige trugen einen grünen, andere einen weißen Turban, noch andere hellblaue Mützen, wie Zuckerhüte, denen die Spitze abgeschnitten ist. Durch die Kopfbekleidung unterscheiden sich die mannigfachen Orden der Derwische.

Eine Anzahl verschleierter Frauen und ihre Kinder, die von Negersklavinnen getragen, oder an der Hand gehalten wurden; die Letzteren, ohne Schleier, saßen den Derwischen gegenüber auf dem Boden. Eine immer größere Anzahl von Männern fand sich ein, unter denen uns Fremden in höflichster Weise Platz gemacht wurde. Wir saßen alle entlang den Wänden auf zerschlissenen Teppichen; die egyptischen Männer und Frauen mit gekreuzten Beinen.

Nachdem wir längere Zeit gewartet hatten, während welcher die Versammlung sich laut sprechend unterhielt, erhoben sich die Derwische, bildeten, sich mit ausgestreckten Händen fassend, einen Kreis und bewegten sich, mit dem rechten Fuße austretend, indem sie ununterbrochen »Allah! Allah!« riefen. Bei jedem Schritte hielten sie inne und verbeugten sich. Nachdem der Kreis sich eine Zeit lang so bewegt hatte, trat ein Derwisch aus der Kette mitten in denselben. Seine Arme horizontal ausstreckend, fing auch er an, sich um sich selbst zu drehen, doch in einer entgegengesetzten Richtung des Kreises und fiel in den Chor: »Allah! Allah!« ein. Seine Bewegungen wurden immer heftiger, bis er sich wie ein Kreisel schwang, aber auch die der Derwische im Kreise nahmen ein rascheres Tempo an, indem die Männer mit dem rechten Fuße, statt wie bisher zu schreiten, zu springen begannen und fort und fort, immer lauter »Allah! Allah!« schreiend sich verbeugten.

Das dauerte wenigstens acht Minuten so fort, bis der Derwisch im Kreise sich zu schwingen aufhörte und scheinbar nicht ermüdet, wieder in den Kreis der Tanzenden zurückkehrte.

Jetzt traten sieben Derwische in den großen Kreis, in ihm einen zweiten kleineren bildend. Beide fingen, wieder unter dem ununterbrochenen Rufe »Allah! Allah!« in entgegengesetzter Richtung sich zu bewegen an.

Die Zahl der tanzenden Derwische: einundzwanzig, dann die Zahl zweimal sieben des äußeren und einmal sieben des inneren Kreises schien die heilige Zahl der Orientalen zu feiern; so wie die mystischen Dichter des Morgenlandes in diesen Derwischtänzen die irdische Darstellung der sich bewegenden Sfärenkreise erblicken.

Wie seltsam auch dem Nichtmoslem diese Art und Weise der Andacht und der Gottesverehrung erscheint, der erinnere sich an die christlichen Säulenheiligen früherer Jahrhunderte, die damit ein Gott gefälliges Leben zu führen meinten, wenn sie dasselbe stehend auf einer Säule zubrachten; oder an betende Juden, die ohne heftige Kör-

perbewegungen ihr Gebet für nicht inbrünstig genug halten, und wohl auch immer mehr die Sprache zu verstehen verlernen, in der sie sich an ihren Schöpfer wenden. Die Moslemin sind angewohnt, in den Bewegungen der Derwische eine symbolisch sich ausdrückende fromme andächtige Handlung zu sehen, wie Andersgläubige, denen in einer ihnen unverständlichen Sprache Gebete vorgelesen werden, durch sichtbare, das Gebet begleitende symbolische Akte andächtig gestimmt werden.

Nachdem der Tanz der Derwische etwa eine Stunde gedauert hatte, ruhten sie aus, um denselben von Neuem zu beginnen.

Daß Moslemin, um besondere Andacht zu beweisen, oder um von irgend einem Leiden geheilt zu werden, sich von den tanzenden Männern treten lassen, mag wohl als eine passive Wallfahrt zu irgend einem Gnadenorte angesehen werden.

Eine strengere Buße, der eine Reinigung durch Gebete vorangeht, findet am Geburtsfeste des Profeten statt. Bei dieser Feier reitet der Scheik aller Derwischorden in Egypten nach der Moschee Hasanëjn, von Hunderten von Derwischen begleitet. Viele von ihnen werfen sich auf den Boden, mit dem Gesichte zur Erde, und lassen den Scheik, indem sein Pferd auf sie tritt, über sich hinwegreiten. Dabei rufen sie laut: »Gott ist lebendig!« und springen hinter den Hufen unversehrt auf. Es sollen oft dreißig bis vierzig Derwische so dicht an einander liegen, daß das Pferd durchaus nicht den Fuß zwischen die Körper setzen kann und auf sie tretend weiter schreitet.

Bei dieser Zeremonie des »Tretens« geschieht es auch, daß einige Derwische das Fleisch lebendiger Schlangen essen.

Nach einem zweistündigen Aufenthalte entfernten wir uns aus dem Kloster und statteten einen Besuch dem dirigirenden Arzte im Militärhospitale ab, das ein stattliches Gebäude mit einem schönen Garten-Vorplatze ist. Die Einrichtung des Hauses, so wie einige für den europäischen Arzt exotische, interessante Krankheitsformen, die unsere volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, sind kein Stoff der Darstellung in den vorliegenden Blättern. —

Das Durchstechen des Nildammes, da der Fluß die normale Höhe zu erreichen anfing, war schon nahe, aber leider zu spät für unsern Aufenthalt, um das eigenthümliche Fest sehen zu können, an dem die Bevölkerung Cairo's sich jedes Jahr eine Nacht hindurch und den darauf folgenden Tag in Schiffen auf dem Nil, mit Feuerwerken, Gesängen und Musik erfreut.

Wir sahen den Damm noch aufrecht und in seiner Nähe die kegelförmige Erdsäule, welche »Aruseh«, Braut, heißt, und zur Erinnerung an die Jungfrau, die jedes Jahr dem Nil geopfert wurde, um ihn dem Lande und den Menschen freundlich zu stimmen, aufgerichtet wird.

Dieser heidnische Aberglaube taucht auch in Europa in der Gestalt des Wassermannes und ähnlicher Gestalten auf, die nur durch ein Menschenopfer versöhnt werden können. Der Dichter des »Tell« verewigt die darauf bezügliche Schweizersage mit den Worten:

»Heut ist Simon und Judä,
Da ras't der See und will sein Opfer haben.«

Es wird allgemein geglaubt, daß die Sitte, diese Aruseh zu bauen, ihren Ursprung einem abergläubischen Gebrauche verdankt, dessen ein alter arabischer Schriftsteller, Namens El Makrizl erwähnt. Dieser Geschichtschreiber theilt Folgendes mit:

Es war zur Zeit der Eroberung Egyptens durch den arabischen Feldherrn Amr' Ibn 'Eld's, daß diesem gesagt wurde, es sei bei den Egyptiern die Sitte, zur Zeit, wo der Nil steige, eine reich geschmückte Jungfrau als ein Opfer in das Wasser zu werfen, um eine fruchtbare Ueberschwemmung zu erhalten.

Man sagt, daß Amr diese barbarische Sitte abgestellt habe; in Folge dieser Aufhebung stieg der Nil drei Monate nach der gewöhnlichen Frist noch immer nicht. Das Volk war sehr bestürzt und fürchtete Hungersnoth. Dem zufolge schrieb Amr dem Kalifen, was er gethan und welche Folgen daraus entsprungen sind. Omar

beantwortete diesen Brief, sprach seinen Beifall dem Amr aus und gab demselben den Auftrag, ein Briefchen, welches in seinem Schreiben eingeschlossen war, in den Nil zu werfen.

Der Brief war folgenden Inhalts:

»Von Ald Allah Omar, Fürsten der Gläubigen, an den Nil Egyptens!

Wenn Du aus eigenem Willen fließest, dann fließe nicht, wenn Dich aber der einzig mächtige Gott fließen läßt, so flehen wir zu Gott dem Mächtigen, daß er Dich fließen lasse.«

Amr erfüllte den Befehl des Kalifen und man erzählt, daß in der folgenden Nacht der Nil um 16 Ellen stieg.

Die Abtragung und Durchstechung des Dammes ist eine Pflicht der Todtengräber Cairo's und seltsamer Weise der — Juden, die mit jenen Jahr um Jahr wechseln. Es scheint dieß der letzte Rest des Sklaventhums und des Frohndienstes der Juden seit Faraonenzeit zu sein. Die Gegenwart schont wenigstens ihren Glauben; denn trifft die Durchstechung auf einen Samstag, so dürfen sich die Juden, um ihren Ruhetag nicht zu entweihen, freilich um einen sehr hohen Preis, loskaufen.

Wir müssen hier einer seltsamen abergläubischen Gemeinschaftlichkeit der Juden und Egyptier erwähnen, die unseres Wissens noch nicht bemerkt worden ist.

Die Juden glauben, daß viermal im Jahre jedesmal beim Eintritte des Jahrzeit-Wechsels ein blutiger, der Gesundheit schädlicher Tropfen vom Himmel falle. In dem Buche Abudraham, das im Jahre 5101 geschrieben wurde, erzählt der Verfasser, daß er in einem älteren Werke die Warnung gelesen habe, während der Zeit der vier angedeuteten Abschnitte, die im Hebräischen Tekufoth heißen, kein Flußwasser zu trinken, denn der aus den Wolken in dasselbe gefallene Tropfen Blut mache den Leib anschwellen. Später verbreitete sich der Glaube, daß die Warnung sich auf jedes Gefäß beziehe, in welchem,

mit Ausnahme rothen Weines, sich eine Flüssigkeit befinde, worüber in dem Buche »Jore Deah« Näheres zu lesen ist. Man hielt dafür, daß Eisen die Schädlichkeit des Bluttropfens aufhebe; daher sorgfältige Hausfrauen in dem eintreffenden Momente auf alle Gefäße, in denen sich Flüssigkeiten, oder auch nur feuchte Speisen befinden, ein Stückchen Eisen, einen Nagel oder dgl. legen. Die Kabbalisten schreiben dem Eisen eine Blut ableitende Kraft zu, denn es heißt in der Bibel (Exod. VII, 19): »Alle Gewässer Egyptens, sowohl die Bäche, Flüsse und Ströme, als überhaupt jede Wassersammlung werden in Blut verwandelt werden, und im ganzen Lande Mizraim wird in den hölzernen, als auch in den steinernen Wasserbehältern Blut zu finden sein.« Wörtlich auslegend meinen nun die Kabbalisten, daß das Eisen, von welchem Metalle die Bibel bei dieser Gelegenheit nicht redet, den Bluttropfen abhalte.

Ein anderer Meister der Kabbala gibt für die abwehrende Kraft des Eisens eine genug seltsame Erklärung: Die vier Buchstaben des hebräischen Wortes für Eisen »Brsl« (Barsel zu lesen) sind die Anfangsbuchstaben der vier Frauen des Patriarchen Jakob: **B**ilha, **R**achel, **S**ilpa, **L**ea. Es sind diese Stammmütter also, welche das schädliche Einsinken des Bluttropfens in ein Gefäß verhüten.

Minder spitzfindig und poetisch-sinnreicher erklärt ein anderer Kabbalist die Tekufah im Frühling. Im Monat Nissan bedeutet sie, daß alle Gewässer in Egypten in Blut verwandelt worden sind; die im Sommer im Monat Tamus, daß Moses gegen das Gebot des Herrn den Felsen schlug, und ihm Blut entflossen sei. Der Fall des Bluttropfens im Herbste, im Monat Tischri erinnert an eine Blutplage, die darüber entstanden sein soll, daß der Patriarch seinen Sohn schlachten wollte. Die Winter-Tekufah, im Monate Tebet, ist eine Thräne des Himmels über die durch ihren Vater geopferte Tochter des Feldherrn Jephta.

Noch andere, der Astrologie huldigende Kabbalisten meinen, daß vier Himmelsfürsten das Jahr regieren. In der Sekunde, wo

der eine Fürst dem andern die Herrschaft übergibt, tritt ein Interregnum ein, in welchem die Welt ohne Regenten und darum gefährdet ist. In diesen den Weltuntergang drohenden Momenten regieren die Fürstinnen, das sind die Stammmütter Bilha, Rachel, Silpa, Lea, also wieder das schützende Eisen.

Der Glaube an die Tekufoth wurzelt so tief unter frommen Juden, daß Rabbinen sie ihren Gemeinden noch jetzt genau ansagen, damit sie sich vor dem Bluttropfen schützen, trotzdem sie wissen sollten, daß der gelehrte 1038 verstorbene Gaon Rabbi Hai die Sache einen Aberglauben nennt, und daß einer der berühmtesten Denker, Abraham Ibn Esra, der am 23. Jänner 1167 starb, sie geradezu ein Geschwätz alter Weiber nannte.

Der gelehrte Moses Brück, der über einzelne Gebräuche und abergläubische Ideen der Juden schrieb, erblickt in dem Glauben an den Blutstropfen einen vergeistigten metamorfosirten Kult des phönizisch-griechischen Adonis, der identisch mit dem Gotte Tamus und in der hebräischen Benennung des Monats Juli-Tamus verewigt ist, in welchem die Tekufah eben eintritt.

Adonis, phönizisch und hebräisch: Adon, was Herr bedeutet, und als Sonnengott auch von den Arabern verehrt, wurde aus Eifersucht, weil ihn die Mondgöttin Astarte dem Kriegsgotte vorzog, im Libanon getödtet. Die trauernde Göttin flehte Zeus an, ihn nur die Hälfte des Jahres in der Unterwelt, die andere in der Oberwelt verweilen zu lassen. Was nichts anderes als die Sonne über und unter dem Aequator symbolisch bedeutet.

Wir selbst sahen in dem Libanon das Flüßchen, das noch heutzutage den Namen des Adonis führt und im Sommer von dem sich ablösenden rothen Sande der Berge roth gefärbt erscheint; welche Erscheinung von den Phöniziern dem Umstande beigemessen wurde, daß Adonis verwundet in dem Flüßchen seine Wunden gewaschen habe, wodurch es für alle Zeiten blutig gefärbt wurde. Eine Mythe, die sich

am alt-phönizischen Strande des mittelländischen Meeres wiederholt; wie wir in unserem »Nach Jerusalem!« näher erzählt haben.

Das Fest, das die Phönizier anordneten, traf zur Zeit ein, wo das Flüßchen sich roth färbt, an der Scheide des Frühlings und des Sommers. Sie klagten und weinten um den schönen Jüngling und nannten nach ihm den Monat Juni Tamus, welchen Namen, wie fast alle Monatnamen die Hebräer von den Syriern entlehnten. Aber nicht den Monatnamen allein, sie adoptirten auch den Adoniskult, wie aus einem Ausspruche des Profeten Ezechiel hervorgeht: »Er führte mich zum nördlichen Thore und siehe, da saßen Frauen und beweinten den Tamus.«

Die Talmudlehrer waren bemüht, die niemals ganz erloschenen heidnischen Gebräuche der Juden zu vertilgen, und suchten auch den Adonisdienst, der nicht völlig auszurotten war, zu vergeistigen, indem sie einen andern — Aberglauben an die Stelle setzten, von dem aus der Atmosphäre fallenden Bluttropfen, der schädlichen Einfluß habe.

Auch nach Egypten gelangte die Kunde von dem rothen Wunder des Adonisflusses, und sie legten zu Beginn des achttägigen Festes in einen aus Palmenzweigen geflochtenen Korb ein künstlich geformtes Menschenhaupt und setzten es dem Meere aus. Er schwamm jedesmal bis zum fernen Ufer Phöniziens.

Schwerlich wissen die Rabbinen, die noch heutzutage die Tekufoth in ihren Synagogen verkünden, um diesen Zusammenhang und ahnen auch nicht, daß sie zu einem heidnischen Glauben auffordern.

Eigenthümlich aber ist es, daß er im heutigen Egypten bei den Mohammedanern sich ebenfalls erhalten hat:

Die Egypter nennen die Nacht des 17. Juni, des Tamus, Lejlet en-Nuktah, was die Nacht des Tropfens heißt. In ihr sinkt ein blutiger Tropfen vom Himmel, der in den Nil fällt und ihn schwellen macht. Von dem Anschwellen des Niles aber hängt die Fruchtbarkeit des Landes ab; so halten die Egypter den Bluttropfen für segenbringend, während ihn die Juden als verderblich fürchten. Jenen schwellt

er den Nil, diesen den Körper. Die Egypter verbringen die Lejlet en-Nuktah am Nile, oder wachend in ihren Behausungen. Die Frauen kneten vor Sonnenuntergang einen Teig, den sie in so viele Stücke theilen, als Hausgenossen sind, und legen sie auf das Dach des Hauses. Die Stücke werden mit den Namen derjenigen bezeichnet, denen zu Ehren sie geschnitten worden sind. Wessen Stück am folgenden Morgen stark aufgegangen und geplatzt ist, dem steht ein segenreiches Jahr bevor; die wenig aufgegangenen Stücke bringen denjenigen, denen sie angehören, den Tod, oder doch Unglück. Viele kneten auch dieses Loos, um das höhere oder tiefere Steigen des Niles voraus zu wissen. Von der Größe des Bluttropfens hängt es auch ab, ob der steigende Nil mehr oder weniger sich röthen werde.

Die Männer werfen in dieser Nacht Brosamen in den Nil.

In welchem Zusammenhange mit dem Bluttropfen die den Juden oft verderblich gewesene Legende von den blutenden Hostien steht, oder ob die wahnsinnige Annahme, daß sie zum Osterfeste Christenblut brauchen, nicht in dem leider noch bestehenden Aberglauben vom Bluttropfen spielt, mag hier nur angedeutet und Forschern zur Entscheidung anheimgegeben werden. Es wäre interessant historisch nachzuweisen, in welchen Monaten die Legenden von den blutigen Hostien jedesmal wieder auftauchten und ob sie nicht mit den Tekufoth etwa zusammenfallen.

Aber auch das Werfen von Brosamen in den Nil erinnert an den Gebrauch der Juden am Neujahrfeste an einen Bach, oder an einen Fluß zu gehen, und mit dem Gebete: »Du wirfst unsere Sünden in die Tiefe des Meeres!« Brodstückchen in das Wasser zu werfen.

Dieser Gebrauch, der weder von der Bibel, noch vom Talmud erwähnt wird, wird doch von den Frommen treu geübt und von den Rabbinnen als eine Pflicht geboten. Ob die Juden von den Egyptern den Gebrauch angenommen haben, ist nicht nachweisbar, immerhin frappirt die den beiden Völkern gleiche fromme Uebung.

Die Egypter werfen das Brod in den Nil, weil sie auf seine Fruchtbarkeit hoffen.

Die Juden denken nach der Lehre der Kabbala an die eigene Fruchtbarkeit, die so groß wie die der Fische sein soll.

Sinnbildlich ist die Anschauung anderer Kabbalisten: Beim Anblick der Fische soll der Mensch denken, daß er plötzlich, wie der Fisch in das Netz des Fischers, in das des Todes gerathen könne. Dieser Gedanke stimme ihn zur Reue. Es mahne ihn aber auch der Umstand, daß die Fische ihre Augen stets nach oben richten, daß auch er den Blick und das Herz zum Himmel emporwende und Gott vertraue.

Fantastisch ist folgende von einem Kabbalisten mitgetheilte Midrasch-Legende: Als der Patriarch auf das Gebot des Herrn seinen Sohn opfern ging, wollte der Satan ihn davon abhalten. Er ließ einen gewaltigen Strom plötzlich entstehen und Abraham konnte, ohne sein Leben zu gefährden, ihn nicht durchsetzen, um auf den Berg Moria zu gelangen; da flehte er zum Herrn, den Strom versiegen zu lassen und der Herr ließ ihn versiegen.

Weil ein solches Wunder am Tage geschah, an welchem die Juden das Neujahrfest feiern, darum sollen sie an Ströme gehen und sich an die Gottergebenheit des Patriarchen erinnern und selbst solche für sich erflehen.

Wenn die Juden das Wassergebet verrichtet haben, kehren sie ihre Taschen um, in welche sie Brosamen gethan und meinen symbolisch ihre Sünden ins Wasser zu werfen. Der Gebrauch entstand aber nicht ursprünglich aus dieser Anschauung; sondern die Kabbalisten befahlen, daß jeder Fromme nach dem Gebete sein Kleid abschüttle, weil in den Falten sich böse Geister befinden.

Schöner ist die Betrachtung des arabischen Dichters, die nach Hammer-Purgstall's Uebersetzung also lautet:

»Thue das Gute, wirf es ins Meer!
Weiß es der Fisch nicht, weiß es der Herr!«

Der bereits genannte kritisch klare Schriftsteller spricht die nicht unwahrscheinliche Ansicht aus, daß durch den seltsam erscheinenden Gebrauch der Juden: unter Gebeten Brod in die Flüsse zu werfen, der durch Jahrtausende oft gegen sie erhobene Verdacht auftauchte, daß sie die Brunnen vergiften. —

Wir sind auf unserem Ritte durch Alt-Cairo an das Ufer des Nils gelangt und setzen auf einer Barke zur Insel Roda über, die mitten im Strome liegt. Wir wandern durch prachtvolle Gärten, in denen ein marmorner Palast von rothen und gelben Steinlagen das Auge in fantastischer Weise fesselt. In einem viereckigen Gebäude ist der Nilmesser, eine mit Graden versehene eiserne Säule aufgestellt, die das Steigen und Fallen des Stromes anzeigt.

In der Mitte der Insel erhebt sich eine von Wasser umgebene Terrasse; wir besteigen sie und genießen einen traumhaft schönen Anblick: Wir sehen die weißen Minarete neben der Kuppel der Grabmoschee Mehmed Ali's schlank und blank emporragen. Vor uns liegt der Palmenwald von Gizeh und hinter ihm schneiden sich scharfkantig die ewigen Piramiden im schimmernden Aether ab. Duft aller Pflanzen und Blumen der Erde umgibt uns als unsichtbarer Genius.

Am Ufer dieser Insel, die in uralten Zeiten durch eine Brücke das egyptische Babylon mit Memphis verband, läßt die Ueberlieferung von der Faraonentochter das Kind finden, dem sie den Namen Mose, was aus dem Wasser gezogen bedeutet, beilegte.

»Und die Tochter Farao's ging hernieder und wollte baden im Wasser und ihre Jungfrauen gingen am Rande des Wassers. Und da sie das Kästlein im Schilf sah, sandte sie ihre Magd hin und ließ es holen.«

Legenden von Mose.

Die Mutter des Profeten. — Der bestrafte Angeber. — In glühenden Kohlen. — Heilende Kraft. — Sagura. — Der Wunderstab. — Jussuf's Grab. — Der Engel der Meere. — Das goldene Kalb. — Der drohende Fels. — Der Fastenbruch. — Der Kampf mit Audsch. — Zusammenkunft mit Chisr. — Der Tod Arons. — Die Lampen. — Der Tod des Profeten. — Wo ist Mose?

Während die Juden ihren Religionsstifter und Gesetzgeber nur »Mosche-Rabenu«, d. h. ihren Lehrer nennen, bezeichnen und ehren ihn die Moslimin als Profeten und erzählen von ihm wunderbare Geschichten und Legenden. Viele davon stimmen mit den Erzählungen der Bibel überein, andere knüpfen nur an diese an, oder verdanken sinnreich und poetisch der Fantasie des Arabers allein ihren Ursprung.

Der Leser wird von einigen der letzteren sich angeregt fühlen und auch »die Kinder, sie hören es gerne.«

Die Mutter des Profeten.

Die Linnen sind so weiß und weich,
Und Farao kann nicht schlafen,
Ihn lassen in seinem weiten Reich
Nicht ruhen die Judensklaven.

Es gingen in der jüngsten Nacht
Durch's Haupt ihm bange Träume:
»Der Rächer dieses Volks erwacht,
Entreißt Dir der Herrschaft Zäume.«

Er sandte seine Zauberer aus,
Zu fragen die Dämonen,
Die in den basaltenen Bergen zu Haus,
Und in den Wüsten wohnen.

Der Herr hat den Cherubim vertraut:
»Mich erbarmt des Volkes Bedrängniß,
Jungfräulich feiert eine Braut
Am Freitag des Retters Empfängniß.«

Erzengeln erzählen es Cherubim,
Und die den Engeln wieder,
Und so gelangt die Botschaft von ihm
Zu den Dämonen nieder.

Die plaudern es den Zaubrern gleich,
Dem König bringen's die Sklaven.
»Bei meiner Gottheit! das Himmelreich,
Ich werd' es Lügen strafen!«

Läd't Freitag Nachts die Juden ein
In seinen Palast zum Feste;
Es duften Fische, Fleisch und Wein,
Es schmausen und trinken die Gäste.

Wie freuen sich der Königshuld
Die armen Judensklaven,
Indeß verwitwet, voll Ungeduld
Die Weiber zu Haus nicht schlafen.

Es kamen die Männer ohne Zahl,
Und preisen Farao's Güte,
Der jeden Juden zu köpfen befahl,
Der nicht kommt mit frohem Gemüthe.

Die Hände, die aus Lehm und Stroh
Nur frohnend Ziegel schlagen,
Wie greifen die in die Schüsseln froh
Und füllen mächtig den Magen.

Nur Einer hütet das Schlafgemach
Des königlichen Herren.
Vom Lager ruft Farao: »Bist Du wach?
Laß alle Pforten sperren!«

Und Amram eilt und kommt zurück:
»Herr, ruhig sei Dein Schlummer!«
Er wacht und fühlt, statt der Brautnacht Glück,
Wie die Braut daheim, nur Kummer.

Noch duftet der Kranz in ihrem Haar,
Der Schleier umwogt die Glieder,
Und aus dem schwarzen Augenpaar
Heiß fallen Tropfen nieder.

Es drängt vom Lager sie empor,
Als hätte sie Rufe vernommen —
Sie steht in der Mondnacht vor dem Thor,
Ihr Herz ist so beklommen.

Sie schreitet durch die würzige Nacht,
An Sfinxen und Tempeln vorüber.
Die Palmen neigen die Blätter sacht,
Die rauschenden Brunnen geh'n über.

Ein seltsam Treiben von Wolken geht,
Am Himmel ein leuchtendes Zittern;
Fast traumhaft wandelt sie und steht
Vor des Palastes Gittern.

Es schallen die Flöten und Zinken heraus
Und klingen die silbernen Becher.
Sie tritt in des Königs goldenes Haus,
Vorbei an dem Jubel der Zecher.

Sie ahnen Nichts und fröhnen dem Leib,
Der Sklavenlust verfallen,
Und hören nicht, als reines Weib
Die Freiheit vorüber wallen.

Die Pforten schlagen unhörbar auf
Und lenken die Jungfrau zur Stelle,
Die Stufen empor, zum Saal hinauf,
Bis vor des Königs Schwelle.

Der Hüter sieht erschrocken sein Weib
Vor Gefahr und Wonnen erblassend —
Sie schmiegt sich nieder an seinen Leib,
Er küßt sie selig umfassend.

Und Wehruf tönt von nah und fern,
Von Warten und Thürmen im Dunkeln,
Die Zaubrer seh'n einen neuen Stern
Durch finst're Wolken funkeln.

Der König ruft vom Lager empor
Dem Wächter im Säulengange;
Sie windet sich rasch und schlank hervor,
Er steht vor Farao bange.

»Was stört die nächtig tiefe Ruh,
Wie Wehruf, wenn Feuer beginnen?«
»»Es rufen, Herr, die Wächter sich zu
Die Stunde von den Zinnen.««

In Schlaf zurück sinkt Farao's Leib,
Sich sicher dünkend der Horden —
Und Amrams Braut ist, ein seliges Weib,
Profetenmutter geworden.

Der bestrafte Angeber.

Als Mose's Mutter das Kästchen bestellte, um ihren Knaben im Nil auszusetzen, damit er vor den Bluthäschern des Farao gerettet werde, eilte der Tischler, der das Kästchen gefertigt hatte, um die Mutter und das Kind anzugeben. Da er vor die egyptische Polizei kam und reden wollte, war ihm die Sprache genommen, die er zu Hause angelangt wieder fand. Er eilte sogleich fort, um seine Denunziation anzubringen; aber es erging ihm das zweitemal wieder so, und auch, als er den dritten Versuch machte. Beim dritten Heimgang fühlte er seine Augen erblindet und er stürzte in einen Brunnen.

Möge es allen Angebern so ergehen, ob sie arabisch sprechen oder — deutsch!

Im Brunnen aber bereute der Mann seine böse Absicht und als Mose sein Volk zu befreien auftrat, verehrte er ihn der Erste als Profeten. Von ihm sagt der Koran: »Ein rechtgläubiger Mann aus Farao's Geschlecht.«

In glühenden Kohlen.

Die Mutter Mose's mußte sich eines Geschäftes wegen vom Hause entfernen und übergab das Kind in der Wiege seiner älteren Schwester zu hüten. Bald darauf erschienen die Abgeordneten des Farao, um das Haus zu untersuchen. Das Mädchen warf die Wiege sammt dem Kinde in den Kohlenherd. Die Männer hoben, Alles durchforschend auch den Deckel vom Kohlenherde ab; es schlugen ihnen aus demselben Flammen entgegen. Als die Mutter heimkehrte und das Geschehene vernahm, stürzte sie in tiefster Seelenqual schreiend

zum Herde, um die verbrannten Reste ihres Kindes zu sammeln. Das Kind aber lag lächelnd in den glühenden Kohlen und spielte mit ihnen, als wenn es Rosen wären.

Heilende Kraft.

Die arabische Legende erzählt das Finden des Kindes von der Faraonentochter wie die Bibel, nur nennt sie den Namen der Prinzessin, welche Asia hieß und den Namen des Farao, welcher ein Sohn Moßabs Welid gewesen. Die Prinzessin war aussätzig und wo der Speichel des Kindes, wenn sie es küßte, sie berührte, wurde sie heil.

Sagura.

Als Mose den Egyptier schlug und nach Midjan flüchtete, befahl der Herr, daß ihn die Engel Gabriel und Michael begleiten. Als schöne Jünglinge wandelten sie an seiner Seite und erheiterten ihn mit sinnigen und anmuthigen Gesprächen. Mose erkannte sie als Rechtgläubige und freute sich ihrer Begleitung. Als die Nacht hereinbrach, verschwanden sie von seiner Seite und Mose legte sich schlafen, einen Stein zu seinem Pfühle nehmend. Am Morgen erwachend, sah Mose erstaunt eine weiße Stadt im Sonnenlichte, aus deren Thor Herden zogen, um an einem Brunnen getränkt zu werden.

Mit einer Schafherde zogen noch zwei Mädchen, die Töchter des Profeten Schoaib, dessen syrischer Name Jethro war. Mose grüßte sie und fragte, ob denn die Stadt nur diesen einen, fern gelegenen Brunnen habe? Als ihm die Mädchen antworteten, daß wohl ein viel näher gelegener Brunnen vorhanden, aber seit Jahren durch einen kolossalen Felsblock verschlossen sei, erwiederte Mose: »Ich will ihn wegheben mit der Hilfe des Herrn.« Die Mädchen sagten: »Nicht hundert Männer können das vollbringen!« Mose ließ sich zu dem Brunnen führen, legte seine Hände an den Felsenblock und sprach: »Im Namen des starken Gottes!« und hob ihn empor.

Die Mädchen dankten dem Fremdlinge und zogen heim; das eine rühmte die Kraft, das andere die Güte des Fremdlings und Beide stimmten in dem Gedanken überein, daß ein so kraft- und gütevoller Mensch den wahren Glauben besitzen müsse.

Schoaib, über die frühe Heimkehr der Töchter verwundert, befahl, als er den Grund vernommen hatte, der älteren Tochter Sagura noch einmal zum Brunnen zu gehen und den edlen Fremdling in sein Haus einzuladen, um an ihm dankbare Gastfreundschaft üben zu können.

Sagura fand Mose noch am Brunnen und lud ihn in ihres Vaters Haus. Sie ging dem Gaste voran, er folgte ihr mit gesenkten Augen.

Satan beschloß den Profeten zu verführen, und ließ einen Sturm wehen, der die Gewänder zerrend, die Schönheit Sagura's enthüllte. Mose bat das Mädchen: »Lasse mich voran gehen, der Sturm lüftet den Vorhang deines Harems und ich will keine Frauengeheimnisse erspähen.«

Schoaib erkannte an dieser verschämten Enthaltsamkeit den Gläubigen des Herrn und gab ihm nach siebenjährigem Hirtendienste Sagura zum Weibe.

Der Wunderstab.

In Mose erwachte nach Jahren das Heimweh und die Sehnsucht nach seinen Brüdern in Egypten. Er suchte unter den Hirtenstäben, die Schoaib besaß, einen der stärksten, der einen zweihörnigen Griff hatte, aus und trat seine Reise an.

Gerade diesen Stock hatte Schoaib von einem in Menschengestalt wandernden Engel erhalten, und er machte sich auf, um Mose zu erreichen und den Stab von ihm zurück zu fordern. Mose verweigerte die Rückgabe und ein erscheinender Engel wurde von ihnen zum Schiedsrichter gewählt. Dieser sprach zu Mose: »Wirf den Stab

weit weg von dir und derjenige von Euch, der ihn wieder aufzuheben vermag, dessen sei der Stab.«

Schoaib versuchte es zuerst, aber der Stab lag wie eine granitne Säule schwer auf der Erde und er vermochte ihn nicht aufzuheben. Da griff Mose nach dem Stabe und schwang ihn leicht empor und wanderte nunmehr ungehindert weiter.

Dieß ist der Stab, mit welchem der Profet später alle seine Wunder bewirkt hat.

Jussuf's Grab.

Als die Juden aus Egypten zogen, erinnerten sie sich der Worte, die der sterbende Jussuf zu seinen Brüdern sprach: »Wenn Euch Gott aus diesem Lande befreien wird, so führet meine Gebeine von dannen.« Niemand aber wußte mehr um das Grab Jussufs in einem Lande, wo der Sand der Wüste die Grabdenkmale verweht, oder der Schlamm des Nils sie unsichtbar macht. Eine alte Egypterin, die in der Nähe des Ortes wohnte, kannte das Grab. Es mußten Wasser und Schlamm abgeleitet werden, bis man auf den Granitblock stieß, welcher die Grabkammer abschloß.

Diese Frau, so wie der Mann, der die Wiege Mose's gezimmert hatte, sind die Einzigen, die vom Volke des Egypterlandes sich zum mosaischen Glauben bekannt haben sollen.

Der Engel der Meere.

Die Israeliten wurden bei ihrem Auszuge aus Egypten des Tags von einem Ungewitter, das von einem Südwinde einhergeweht wurde und des Nachts von einem Nordlicht geleitet.

Nachdem der Herr dem Mose befohlen hatte, das Meer mit seinem Stabe zu spalten, rief er den Engel der Meere. Dieser hat seinen Thron auf den Wogen und erhält das Gleichgewicht des Meeres. Seine Gestalt ist so ungeheuer groß, daß die Seeungeheuer ihm nur

bis zu den Knöcheln reichen, während die Stürme auf seinen Flügeln spielen. Die Gewässer des Meeres überschwemmen die Gestade, wenn er mit einem Fuße in sie hinein tritt. Wenn er den Fuß erhebt, rollen die Fluten wieder zurück. So bewirkt er die Erscheinung, welche die Menschen Ebbe und Flut nennen.

Der Engel der Meere ließ es auf das Geheiß des Herrn Ebbe werden, als die Israeliten durch das rothe Meer ziehen sollten, und machte die Flut kommen, als der sie mit seinem Heere verfolgende Farao mitten im Meere zog.

Dann erscholl der Siegesgesang Mirjam's, indem sie dazu die Halbtrommel ertönen ließ. Noch heutzutage ziehen die Weiber in Egypten dem siegenden Feldherrn entgegen, indem sie Lieder zu seinem Preise und die Halbtrommeln ertönen lassen, oder beide Hände zusammenschlagen.

Hammer-Purgstall war im Jahre 1801, als die türkischen Truppen von Egypten wieder Besitz nahmen, Zeuge eines solchen feierlichen Entgegenziehens der Weiber. Sie sangen:

»Allah jansur ißultan
Almensur, Al Kerim!«

Gott gab Sieg dem Sultan,
Ihm dem Sieger, ihm dem Guten!

Das goldene Kalb.

Ein Perser von Geburt, Samiri, verfertigte aus den goldenen Geräthen, welche die Israeliten aus Egypten mitgenommen hatten, das goldene Kalb. Aber es konnte nicht sprechen, eine Eigenschaft, welche die egyptischen Künstler den metallenen oder steinernen Thieren und Kolossen zu geben verstanden.

Eine Beobachtung Samiri's half ihm den Wunsch der Israeliten erfüllen. So oft der Erzengel Gabriel Mose besuchte, hörte er die

Erde unter seinen Tritten klingen. Von dieser sammelte er eine Hand voll und siehe da, es war purer Goldstaub. Mit diesem rieb er die Zunge des goldenen Kalbes ein und es gab tönenden Laut von sich.

Als der Profet vom Berge herabkam, ging von seinem Zorne Feuer aus, welches das Kalb, dessen Anbeter, und den Erzgießer Samiri verzehrte. Der Goldklumpen, aus dem das Kalb geformt war, lag zwar geschmolzen, aber noch immer da. Mose wollte ihn völlig vertilgt haben und wandte sich an Carum, dem der Herr auf die Bitte Mose's die Kunst verlieh, Gold in Staub zu verwandeln und Staub in Gold.

Mit dieser Legende ist nicht die arabische Geschichte der Kuh zu verwechseln, die im Koran enthalten und einer der schönsten Suren desselben den Titel gegeben hat.

Der drohende Fels.

Als das hartnäckige Volk der Israeliten das Gesetz des Herrn nicht annehmen wollte, erbat sich der Profet die Kraft über dem Volke ein Gebirge schwebend in der Luft erhalten zu können. Fort und fort drohte es auf das Volk herabzustürzen, und es floh nach allen Seiten um dem Vernichtung drohenden Dache zu entrinnen. Je mehr sie sich aber zerstreuten, um so mehr dehnte sich das Gebirge über ihren Häuptern aus. Als sie sahen, daß keine Flucht ihnen Rettung bringen könne, fügten sie sich und nahmen das ihnen vom Profeten gebrachte Gesetz an.

Der Fastenbruch.

Der Profet pflegte sich zuweilen zu kasteien und fastete einmal wieder vierzig Tage und vierzig Nächte; da rief ihn der Herr. Der Profet wollte nicht mit dem durch das lange Fasten verdorbenen Odem aus dem Munde vor dem Herrn erscheinen und genoß von einem duftenden Kraute. Der Herr fragte ihn, warum er das Fasten unter-

brochen, und als er ihm die Ursache genannt, sprach der Herr: »Der Odem aus dem Munde eines Fastenden ist mir duftender als Moschusgeruch.«

Der Kampf mit Audsch.

Der Sohn Anaks war der Riese Audsch, der so hoch in den Himmel ragte, daß die Sündflut ihm nur bis an die Kniee reichte. Mit seiner Hand hob er einen Wallfisch aus dem Meere und hielt ihn so lange der Sonne entgegen, bis er gebraten war, um sich von ihm zu ernähren.

Mose sandte ihm zwölf Kundschafter entgegen. Als ihn diese erblickten, erhoben sie ein Schreckensgeschrei, was ihm in seiner Höhe wie ein Fliegensummen vorkam. Mit dem kleinen Finger der Linken herabreichend hob er die zwölf Männer zu seinem Ohre hinauf. Sie sagten ihm, daß ihr Volk ihn mit Krieg überziehen wolle, worüber er unbändig zu lachen begann. Das Lachen war wie ein Donner anzuhören und die Berge zitterten rings umher. Zufällig juckte es den Riesen im Ohre und er fuhr mit dem kleinen Finger, auf dem die Kundschafter saßen, sich hinein, wo sie wie in einem Sumpfe bis an den Hals im Ohrenschmalze versanken. Da blieben sie bis zum folgenden Morgen stecken. Als der Riese erwachte, schüttelte er sich, als ob eine Kleinigkeit ihm ins Ohr gefallen wäre und es stürzten die zwölf Kundschafter wieder zur Erde.

Ihr Bericht, als sie zu ihrem Volke heimgekehrt waren, munterte dasselbe nicht zum Kampfe auf und sie zogen erst aus, als der Riese ihnen gerüstet entgegen kam, »er selbst höher als der höchste Berg, einen Berg auf den Händen über den Kopf emporhaltend, um mit einem Wurfe das ganze Volk zu vernichten.«

Mose flehte zum Herrn und der Herr ließ ein Vöglein, das ein Steinchen im Munde hatte, über den Riesen wegfliegen. Als es über dem Berge, den der Riese auf dem Kopfe trug, eben flog, ließ es

das Steinchen aus dem Munde fallen. Der Berg löste sich davon in kleine Stäubchen auf und nun näherte sich der Profet dem Riesen mit seinem Stabe, der wie der Profet selbst zwölf Schuh lang war. Der Profet streckte den Stab zwölf Schuh hoch und sprang an den Riesen hinan; er traf ihn aber nur an der Achillesferse, die er durchstieß, so daß der Riese zur Erde sank und vom Volke getödtet werden konnte.

Zusammenkunft mit Chisr.

Mose war in die Geheimnisse der Schöpfung eingedrungen, Verborgenes sah er klar und alles Dunkel der Welt hellte sich vor seinen Augen auf. Er aber war bescheiden und wollte seinen Geist immer mehr noch bereichern mit Wissenschaft und sein Herz stärken mit Liebe. Er fragte den Herrn, ob es einen Weiseren gebe auf Erden als ihn, seinen Knecht, um hin zu wallfahrten und neue ihm noch unbekannte Weisheit zu lernen.

»Ja,« sprach der Herr, »Chisr, mein Diener, der am Zusammenfluß der beiden Meere wohnt, ist weiser als Du.«

Mose machte sich sogleich mit Josua auf die Reise und nahm, wie ihm der Herr geheißen, einen gedörrten Fisch als Wegzehrung mit.

Chisr war ein Profet und ein Zeitgenosse Mose's, »er hütet den Quell des Lebens im Lande der Finsterniß und seine Gestalt ist die eines blühenden Jünglings in grünem Gewande mit grünendem Bartflaum um den Lippen. Grün ist die Farbe des Lebens, des Wachsthums, der Wiederverjüngung. Der Schein der Hoffnung, die Kraft des Ruhmes und selbst die Stärke des Alters grünt. Wenn sich im Frühling die Erde wieder verjüngt, so ist's Chisr, der die Bäume mit grünem Laube schmückt und den grünen Teppich der Fluren ausbreitet. Wenn verloschene Schönheit wieder aufblühen, und wenn das Alter sich wieder verjüngen, so ist's Chisr, dem der Herr das Geschäft überträgt. So oft der Herr Todte zum Leben erwecken, oder Königen

Lehren und Ermahnung senden will, ist Chisr das Werkzeug seiner Allmacht, das Organ seiner Langmuth, oder auch der Vollzieher seines Strafgerichts.«

Mose und Josua gelangten auf ihrer Wanderung den arabischen Meerbusen entlang, bis sie an die Stelle kamen, wo der rothe See mit dem Meere zusammenfließt. Auf einem Steine ruhten sie aus und Josua holte den letzten gedörrten Fisch aus dem Reisesacke hervor. Ueber dem Steine sprudelte eine Quelle hervor und als Josua aus ihr schöpfte und ein Tropfen auf den Fisch fiel, wurde dieser lebendig und sprang ins Meer.

Mose merkte, daß ihm der Herr den Fisch nicht allein als Wegzehrung, sondern auch als Wegweiser mitgegeben habe, und ohne daß er gesehen hätte, woher er gekommen sei, saß Chisr neben ihm.

»Seid mir gegrüßt Redner Gottes und Profeten der Kinder Israel!« Mose antwortete:

»O Chisr! willst Du mich auf meiner Rückreise begleiten, und mich in Deine Wissenschaft und Weisheit einweihen?«

»»Ich will, Mose! aber Du bist ungeduldig. Du hast den Egyptier erschlagen, Du hast, statt den Felsen um Wasser anzusprechen, ihn mit Deinem Stabe getroffen, Du hast die Tafeln des Gesetzes zerschmettert; aber nur Geduld bahnt den Weg zur Wissenschaft und zur Weisheit.««

Mose versprach geduldig zu sein, und die drei gingen zu Schiffe.

Im Tauwerk saß ein Vöglein und ließ einen Tropfen Wasser aus dem Schnäbelchen fallen und dann zwitscherte es laut und fröhlich.

Mose seines Versprechens gleich zu Beginn der Reise vergessend, fragte voll neugieriger Ungeduld, was diese Erscheinung zu bedeuten habe?

Chisr erwiederte, das Vöglein singt: »Menschliches Wissen im Vergleiche der Wissenschaft Gottes ist noch winziger als dies Tröpfchen Wassers im Vergleiche mit dem Meere.«

So reiseten die Drei viele Tage zusammen. Manches Thun, manche Handlung Chisr's auf der Reise war Mose unverständlich, oft erschien sie ihm widersinnig und immer wieder fragte oder rügte er ungeduldig die Thaten Chisr's. Jedesmal aber bewies dieser Mose'n den weisen Sinn, oder den vorsorgenden Gedanken, oder die Güte seiner Handlungen.

Dann aber sprach er: »Ungeduldiger Mensch! Du magst Deine Reise allein fortsetzen, denn die Wissenschaft gesellt sich schlecht zur Ungeduld. Nur Geduld ist der Schlüssel zu ihr und zur Lebensfreude. Du magst ein großer Redner und Gesetzgeber, Feldherr, oder gar Profet sein, nie aber kannst Du ein großer Gelehrter werden.«

Und Chisr war von seiner Seite verschwunden.

Der Tod Arons.

Dem Profeten war es bewußt, daß seinem Bruder Aron die Todesstunde nahe sei; er lud ihn ein, mit ihm auf dem Felde zu lustwandeln. Sie ergingen sich in freundlichen Gesprächen und standen plötzlich vor einem Baume, den sie früher nicht gesehen hatten. Die Aeste waren eigenthümlich verschlungen, so daß sie eine Art grünen Baldachin bildeten, und viele süß duftende goldene Früchte hingen im Laube. Das Seltsamste aber war ein prächtiger Thron, der unter dem Laubbaldachine stand; er schien aus purem Golde und ihn umspielte, wie von Edelsteinen ein seltsamer Glanz.

»Ich möchte auf dem Throne sitzen!« äußerte Aron.

»Ich führe Dich die Stufen hinan!« erwiederte Mose.

Aron setzte sich auf den Thron, Mose an den Stufen desselben und beide entschliefen.

Als Mose erwachte, war der Baum, der Thron und sein Bruder verschwunden und er wußte, daß Aron gestorben ist.

Er kehrte zurück zum Lager der Kinder Israels und erzählte ihnen von dem schönen Sterben seines Bruders; sie aber glaubten

es ihm nicht und dachten, Mose habe aus Eifersucht seinen Bruder, der auch Profet war, erschlagen.

Die Lampen.

Als noch der Herr in milder Art
Den Menschen sich geoffenbart,
Da dachte der Profet einst nach,
Mit dem der Herr oft menschlich sprach,
Ob auch den Herrn der Weltenhalle,
Der zürnt und liebt, der Schlaf befalle?

Der Herr, langmüthig, mild gesinnt,
Ein Vater jedem Menschenkind,
Er schickt auf glänzendem Gefieder,
Zu Mosen einen Engel nieder:
»Zwei Lampen brenne leuchtend an,
Die mußt du unterm Himmelsplan
Die ganze Nacht durch bis zum Tagen
Auf vorgestreckten Armen tragen.
Sei wach und sorge streng, Profet,
Daß ihre Flamme nicht vergeht!«

Und der Profet verwundert fast,
Weil's nicht zu seinem Denken paßt,
Thut folgsam doch nach dem Befehle;
Es steht ihm klar noch vor der Seele,
Wie er den Zorn einst auf sich lud,
Da er in zweifelhaftem Muth
Vom Felsen Wasser zu erhalten,
Ihn statt mit Worten mit dem Stab gespalten.

Er steht hindurch die halbe Nacht,
Der Himmel glänzt in Sternenpracht,
Fast scheint ihm Spott in seinen Händen
Der Strahl, den seine Lampen senden.
Wie sauer ihm die Mühe wird,
Vorstreckt er die Arme unbeirrt.
Doch plötzlich fühlt er sich erschreckt,
Durch Scherbenfall vom Schlaf geweckt.
Die Lampen liegen rings zerstückt,
Denn der Profet war eingenickt.

Da hört er von der Höhe nieder
Des Engels helle Stimme wieder:
»Du lerne jetzt aus diesem Spiele,
Wenn Gottes Auge Schlaf befiele,
Es würden auch die Sternenballen,
Die Weltenlampen, niederfallen!«

Der Tod des Profeten.

Als Mose müde schon und alt
Von Silberlocken war umwallt,
Das heil'ge, wunderbare Licht
Schon bleicher ward ums Angesicht,
Da fühlt' er, daß ihn von der Erde
Der Herr bald zu sich nehmen werde.

Nicht möcht' er, daß sein Volk verwaist;
Will noch bei regsam frischem Geist
Dem Diener Josua, voll Gunst
Vertrau'n der Herrschaft schwere Kunst.
Wie wandelnd sie im Felde sich berathen,
Steht da ein Mann mit einem Spaten.

Der gräbt und gräbt mit emſ'ger Haſt
Ein Bett für eine letzte Raſt,
Und der Profet fragt den Geſell',
So wie er war neugierig ſchnell,
Der einſt auf Horebs dunklen Höhen
Selbſt Gottes Antlitz wollte ſehen:

»Für wen bereiteſt du das Grab?«
»»Komm in den Grund zu mir herab,
Den Todten nenn' ich dir dann gern.««
Und als nun der Profet des Herrn
Hinabſtieg, lauſchend ſeinem Worte,
Wölbt über ihm ſich zu des Grabes Pforte.

Es war des Todesengels Hand,
Die ihm die Seele ſanft entwand;
Denn nah'n darf er Profeten nicht
Mit ſeinem Schreckensangeſicht.
Und Joſua mit betrübtem Schritte
Kehrt heim in ſeines Volkes Mitte.

Und das erhob ein Klaggeſchrei,
Und eilte zu dem Platz herbei,
Will ſeinen Führer ſeh'n noch todt,
Der es befreit aus Sklavennoth.
Wie ſie das Grab aufthun mit Beten,
Lag nur das Herz drin des Profeten.

Da ließen ſie vom Weinen ab
Und ſchloſſen wieder fromm das Grab.
Sie ſah'n als ſüße Tröſtung drin,
Daß unter ihnen iſt ſein Sinn,
Sein Fühlen, Denken und ſein Lieben,
Bei ſeinem Volk ſein Herz geblieben.

Wo ist Mose?

Als nun der Herr befahl dem Todesengel,
Die Seele des Profeten ihm zu bringen,
Ging der zur Erde, um sie aufzusuchen;
Der Engel aber konnte sie nicht finden.

Da ging er an den Strand des großen Meeres:
»Ist Mose hier?« sprach er zum großen Meere.
Und das erwiedert ihm: »Ich sah ihn nimmer,
Seit er das Volk geführt durch meine Wogen!«

Da ging der Todesengel zu den Bergen:
»Ist Mose hier?« sprach er zu allen Bergen.
Und die erwiedern ihm: »Wir sah'n ihn nimmer,
Seitdem die Tafeln er am Berg empfangen.«

Dann ging der Todesengel zum Gehenom:
»Ist Mose hier?« Da wurde ihm die Antwort:
»Der Herr, der seinen Wandel wohl gemerket,
Weiß, wo er jetzo weilt. Zum ew'gen Leben
Ist der Profete heilig eingegangen.«

Die koptische Kirche.

Unterirdische Grotten. — Die Kopten. — Verwandte Gebräuche mit denen der Juden. — Glaubensbekenntniß.

Nachdem wir in Heliopolis unter dem Schatten der Sykomore der Jungfrau Maria geruht hatten, wollten wir auch die ihr geweihte koptische Kirche besuchen.

Wir ritten zum Thore der Stadt hinaus, gegen Alt-Cairo und hielten nach beiläufig einer Stunde in einem engen Gäßchen, vor einer hohen Mauer, die nicht vermuthen ließ, daß hinter ihr sich eine Kirche befinde. Es ist den Christen in mohammedanischen Landen, wie noch vor Kurzem den Protestanten und Juden in Oesterreich, erst in letzterer Zeit gestattet, ihre Gotteshäuser mit der Fronte in die Straße zu stellen.

Wir gelangten aus einem kleinen Vorhofe in einen hohen viereckigen Raum, wo uns eine Frau empfing, Wachskerzchen anzündete und uns Treppen hinab in eine finstere große und aus dieser Grotte in eine kleinere führte. Hier sahen wir einen kleinen Altar, über welchem das schlecht gemalte Bild der den Christen heiligen Familie befestigt ist. Auf dem Altare lag ein in koptischer Sprache gedrucktes Evangelienbuch und standen zwei Messingleuchter.

An dieser Stelle, in diesen unterirdischen Grotten soll die verfolgte Familie sich vor den Feinden lange verborgen gehalten haben.

Die Kopten halten dieses unterirdische Kirchlein in hoher Verehrung und verrichten gerne hier ihren Gottesdienst.

Diese Glaubensgenossen, einst in großer Anzahl, sollen heutzutage 150,000 Seelen zählen, von denen etwa der fünfzehnte Theil in

Cairo lebt. Viele verfallene Kirchen und Klöster, namentlich in Oberegypten, sind ruinenhafte Zeugen, wie zahlreich sie einst gewesen sind. Ihre Menge wurde durch häufigen Uebertritt zum Islam und durch Heiraten mit Mohammedanern vermindert.

Abkömmlinge der alten Egyptier, gleichen sie noch jetzt den auf Monumenten abgebildeten Gestalten. Nicht groß, krauser Haare, schwarzer Augen, gerader Nasen, dunklerer Gesichtsfarbe, unterscheiden sie sich von den arabischen Einwohnern Egyptens.

Auffallend ist die Aehnlichkeit mancher ihrer religiösen Gebräuche und Sitten mit denen der Juden.

Die Sprache der Kopten wie die der Juden hat aufgehört Volkssprache zu sein, sie ist nur mehr beim Gottesdienste erhalten, und wird kaum von der Mehrheit verstanden. Ihre religiösen Bücher sind in koptischer Sprache abgefaßt, und die Bibel wird in eben derselben beim Gottesdienste verlesen.

Die Kopten beten täglich siebenmal und waschen wie die Juden vor jedem Gebete ihre Hände. Nach den Gebeten singen sie Psalmen.

Das Allerheiligste in ihren Kirchen heißt »Heikel,« in den Synagogen »Hechal«. Vor beiden hängen Vorhänge. Männer und Frauen sind im Gotteshause durch Holzgitter geschieden. Der Kopte legt, ehe er die Kirche betritt, wie der karaitische Jude die Schuhe ab und betet bedeckten Hauptes, indem er das Antlitz gegen Osten wendet. Eine Wallfahrt nach Jerusalem ist ihm heilig.

Die Juden beten an hohen Festtagen ein eigenes Gebet für die Todten, die Kopten ebenfalls.

Wenn sie sich segnen lassen, geschieht dieß durch Auflegen der Hand auf den Kopf des zu Segnenden.

Die Juden sind Monotheisten, die Kopten Monophysiten.

Die Kopten beschneiden ihre Knaben im achten Jahre ihres Alters, die Juden am achten Tage; doch ist jenen diese Handlung keine Religionspflicht, nur ein Herkommen, um Christo ähnlicher zu sein.

Ihre Priester dürfen heiraten, aber nur eine Jungfrau.

Sie essen kein Schweinefleisch und überhaupt nur dann Fleisch, wenn das Thier mit einem Messer geschlachtet worden ist.

Am Freitag essen sie Fische und Fleisch wie die Juden, sprichwörtlich »Dogim u boßor.«

Ihre vielen Fasten, vor denen sie sich baden, halten sie sehr streng, indem sie weder Speise noch Trank genießen; sie fasten, wie sehr fromme Juden auch jeden Freitag.

Die Kopten dürfen eine anders Gläubige nicht heiraten und feiern ihre Hochzeiten am Dienstag, wie auch die Juden diesen Tag für einen guten halten, um etwas zu beginnen, weil Gott der Herr an diesem Tage bei der Weltschöpfung zweimal sagte: »Ki tob!« daß es gut sei; während er an den andern Schöpfungstagen sein Werk nur einmal lobt. Die Braut muß vor der Hochzeit ein öffentliches Bad besuchen. Wie bei den Juden im Oriente wird am Hochzeittage der Kopten ein Schaf geschlachtet, über dessen Blut der Bräutigam schreiten muß; während der Schlächter bei jenen seine rechte Hand ins Blut taucht und auf der Wand des Hochzeithauses auseinander gehaltene Finger abdrückt, was die bösen Geister abzuhalten mächtig ist. Der Priester legt über den Bräutigam, wenn er getraut ist, eine Schärpe; die orientalischen Juden hüllen Braut und Bräutigam, wenn sie getraut sind, in den weißwollenen »Talit« Gebetmantel.

Die Kopten sind bigott, abergläubisch, vortreffliche Rechner und Schreiber, sie überragen die übrige egyptische Bevölkerung durch Gewandtheit und tüchtigere Handwerks- und Industrie-Befähigung.

Die Geschichte der Kopten ist, wie die der Juden, seitdem sie aufgehört haben, politisch-selbstständig zu sein, also vom 8. Jahrhunderte begonnen, ein blutiges Märtyrerthum geworden, eine Zeit der Schmach und der Verfolgung.

Die mohammedanischen Araber zerstörten ihre Kirchen und wandelten sie in Moscheen um, wie manche Kirche im Abendlande früher eine Synagoge war. Die Kopten mußten honiggelbe Kleider tragen, wie die Juden im Mittelalter gelbe Tuchlappen. Juden und Kopten

mußten um den Hals ein fünf Pfunde schweres Holz hängen, jene eines in runder, diese in Kreuzesform. Der Turban Beider mußte schwarz sein, zum Unterschiede von den Moslimin, die einen weißen Turban tragen. Im 13. Jahrhunderte wurde den Kopten ein blauer, den Juden ein gelber Turban und Gürtel von der gleichen Farbe zu tragen befohlen. Beide Religionsbekenner durften nicht zu Pferde, nur zu Esel reiten. Plünderung und Todtschlag traf diejenigen, die diesem Befehle entgegen handelten. Die Kopten mußten eine Religionssteuer bezahlen und waren wie die Juden von der Militärpflicht befreit. Oft erhob sich unter irgend einem nichtigen Vorwande der Pöbel gegen sie, um sie grausam zu morden und ihre Häuser zu plündern. Viele fanden durch das Schwert oder im Feuer den Tod. Viele, um ihr nacktes Leben zu retten, gingen scheinbar zum Islam über.

So war ihr Schicksal bis zu Mehmed Ali's Zeit, der gegen Andersgläubige toleranter verfuhr. Jetzt theilen sie das Schicksal der übrigen Christen im Oriente.

Die Kopten, von der Stadt Koptos in Oberegypten genannt, wenn nicht sie der Stadt den Namen gegeben haben, sind Christen von der Sekte der Jakobiten, deren Glaubensbekenntniß vom Konzil in Chalzedon verdammt wurde. Den Namen Jakobiten erbten sie von Jakobus Baradai, oder Zanzalos, einem Syrier von Geburt, der im 7. Jahrhunderte ihr Glaubensbekenntniß verbreitete. Nur wenige von ihnen gehören der griechischen und römischen Kirche an. Die große Mehrheit verachtet die griechischen oder römischen Christen und meidet, Verunreinigung fürchtend, jeden Umgang mit ihnen. Ihre Ueberlieferung bezeichnet den heil. Markus als den Ersten, der das Christenthum in Egypten gepredigt hat. Ihren Altar an der Rückseite des heiligen Grabes in Jerusalem und ihr Kloster haben wir in unserem Reisebuche: »Nach Jerusalem!« geschildert.

Die Juden.

Ein abyssinischer Judenstaat. — Jehud Chebr. — Der Stamm Benjamin. — Die zehn Stämme. — Der Fluß Sambation. — 24 jüdische Königreiche. — König Eliefer und König Daniel. — Juden in Chittim und Westindien. — Indianer und Juden. — Chinesische Juden. — Der Stamm Dan. — Statistik. — Ein Jude für einen Mohammedaner hingerichtet. — Tribut. — Sittlichkeit der Frauen. - Charakteristik. — Synagogen. — Beschäftigung.

Es sind dunkle, nebelhafte Ueberlieferungen, daß die Kinder Israels seit vier Jahrtausenden bis zum heutigen Tage ununterbrochen in Egypten wohnen. Nicht Alle konnten dem Befreier durch das rothe Meer in die rettende Wüste folgen. Gebrechliche Greise, kranke Männer, junge Frauen mit ihren eben geborenen Kindern mochten wohl unfreiwillig zurückgeblieben sein, während selbst kräftige und gesunde Männer, wie das zu allen Zeiten zu geschehen pflegt, dem Rufe der Freiheit mißtrauend und ohne Glauben an das Gelingen einer kühnen That, das sichere Leben der Knechtschaft dem ungewissen Schicksale einer Freiheit vorzogen, die ihnen eine — Wüste gewähren sollte. Es waren die Fleischtöpfe Egyptens, die sie nicht ziehen ließen, während die Ausziehenden sich wirklich später nach ihnen gesehnt haben.

So wahrscheinlich es nun ist, wenn ein ganzer Volksstamm auswandert, daß manche Familien und Personen aus mannigfachen Gründen zurückbleiben, so mag der dunkel erhaltenen Sage immerhin ein wenn auch zweifelhafter Glaube geschenkt werden, daß die heutigen Juden in Egypten auch von denen abstammen, die in viel späteren

Jahrhunderten nach dem allgemeinen Auszuge unter Mose wieder dahin eingewandert sind.

Ein bis jetzt ungelöstes Räthsel und die ausgesprochene Ansicht immerhin zu bestätigen scheinend, ist die Thatsache, daß ein jüdischer Stamm braunen Angesichts in den abyssinischen Bergen wohnt, der dreißigtausend Seelen zählen soll und von einem selbstständigen Fürsten regiert wird. Man rühmt den Männern einen unbesiegbaren Freiheitssinn und rauhe Tapferkeit nach, mit der sie jeden Fremden von ihren Gränzen fern halten, nur sehr selten in die Ebenen steigend.

Sind sie zurückgebliebene Juden seit Mose's Zeiten? Ist es ein Verlorener von den zwölf Stämmen? Oder ein abyssinischer Volksstamm, der, in den Bergen wohnend, das mosaische Gesetz angenommen hat, welches etwa ein Apostel des Judenthums ihn gelehrt hat?

Der Rabbi Mose Jafe aus Hebron, der im Jahre 1847 eine Reise nach Bombai unternommen hatte, erhielt vom Gouverneur von Aden die Auskunft, daß ein bisher unbekanntes Reich in Afrika entdeckt worden sei, das ein Fürst, vierzig Tagreisen vom rothen Meere entfernt, unbeschränkt beherrsche, und ein stehendes Heer unterhalte. Ein wandernder Goldschmied Rabbi Chai Lewi erzählte dem Reisenden, daß er auf seinen Wanderungen auch nach Abyssinien gekommen und daselbst mit einem Juden aus Aethiopien zusammengekommen sei, der ein mit ebräischer Quadratschrift geschriebenes Buch besaß und ihm mitgetheilt hat, daß in der Nähe der Stadt Harar viele Juden wohnen.

Nach einem Briefe des preußischen Arztes Dr. Asché, den er im Jahre 1847 an den gelehrten Rabbi Josef Schwarz in Jerusalem schrieb, sollen sich, laut Urkunden und Schriften, die ihm der Oberrabbi von Cairo zeigte, viele Juden in Abyssinien befinden, und nannte ihm als Oberrabbi in Aden einen Mann Pinchas aus dem Stamme Dan.

Der bereits genannte Mose Jafe schrieb ebenfalls an Rabbi Josef Schwarz in Jerusalem im Jahre 1848 aus Bombai einen

Brief, in welchem er mittheilt, daß er aus dem Munde eines glaubwürdigen Mohammedaners von einem jüdischen Reiche in Abyssinien vernommen habe, dessen König Zachlon in der Stadt Schimnan, 25 Tagreisen von der Stadt Aseile am rothen Meere entfernt, wohne. Sein Reich sei durch eine Kriegsmacht, die er hält, von den Nachbarn gefürchtet, es zähle viele Städte und Dörfer, der Boden sei fruchtbar und die Bewohner dieses Reiches tapfer und Ackerbau treibend.

Ein dritter aus Aden im Jahre 1848 von Dr. Asché geschriebener Brief spricht seine Hoffnung aus, daß er die ersten Juden in Gondar zu treffen gedenke. Doch gibt er an, daß die Meinungen über die jüdischen Bewohner von Chabesch nicht ganz übereinstimmen. Manche halten sie für Karaiten, Andere für Christen, welche die Beschneidung und sonstige jüdische Gebräuche angenommen haben, noch Andere für Heiden. Doch sollen die weiter im Westen und Süden Wohnenden in religiöser und sittlicher Beziehung ganz den übrigen orientalischen Juden gleichen.

Es ist uns nicht bekannt, welche Resultate die Forschungen des gerne an Fabeln glaubenden Rabbi Mose Jafe und des wissenschaftlich denkenden Dr. Asché gehabt haben.

Der kaiserlich österreichische Generalconsul in Alexandrien Ritter von Huber theilte uns mit, daß der königlich sardinische Consul so glücklich gewesen sei, ein Exemplar des Pentateuch, auf Pergament geschrieben, aus dem Besitze abyssinischer Juden zu erlangen. Diese kostbare Rolle soll einige Zusätze zur biblisch bekannten Schöpfungsgeschichte und an anderen Stellen nicht unwesentliche Varianten enthalten. Leider ist unserem Gedächtnisse der Name des glücklichen Besitzers dieses kostbaren Manuskriptes entfallen; doch dürfte er seiner amtlichen Stellung nach in Turin, wohin er zurückgekehrt ist, leicht zu erfragen sein. Auffallend ist es nur, daß bis jetzt über das merkwürdige Manuskript in der gelehrten Welt Europa's nichts verlautete.

Oder wurde der Käufer mystifizirt, wie vor einigen Jahren jener katholische Geistliche in Jerusalem, der eine am Fuße des Oel-

berges ausgegrabene Thorarolle, — welche die Juden, wenn sie schadhaft ist, immer vergraben, um sie vor profanen Zwecken zu schützen, — für ein antikes Manuskript hielt und nach Rom brachte.

Ebenso unsicher wie die Nachrichten über die abyssinischen Juden sind die, welche über die jüdischen östlichen Anwohner des rothen Meeres sagenhaft verbreitet sind.

Sie selbst nennen sich Jehud Chebr und verehren Mose's Schwiegervater als ihren Stammvater. Im Gegensatze zu den abyssinischen kriegerischen Juden treiben sie nomadisch ihre Heerden von Weide zu Weide und, von kräftiger Körpergestalt, fürchten sie es nicht, den Hirtenstab mit dem Schwerte zu vertauschen, wenn es ihr Eigenthum, oder ihre Unabhängigkeit gilt. Sie vermeiden es, von Juden als Glaubensgenossen erkannt zu werden, und äußern sogar eine auffallende Scheu vor ihnen. In der Hafenstadt Junbu am rothen Meere sollen einige von dem Stamme als Schmiede leben; die Araber nennen sie Arab Sebth (Sabat), nämlich Araber, die den Sabat feiern.

Unser gelehrte Freund Rabbi Josef in Jerusalem erzählte uns, daß zur Zeit, als Ibrahim Pascha Ordnung und Sicherheit in Syrien und Palästina herstellte, zwei jüdische Handwerker es unternahmen, über den Jordan zu gehen, um bei den Beduinenstämmen Arbeit zu finden. Eines Tages kamen berittene Araber zu den Zelten, und als sie sahen, daß zur Zeit des Mahles die beiden Männer nicht mit den Arabern und nur Brot und Milch aßen, fragten sie, wer die Männer seien? Als man ihnen mittheilte, daß es Juden sind, lachten sie und sagten: »Die Jehud Chebr kennen wir besser! Es sind riesige Männer und nicht wie diese klein und schwächlich.«

Es sollen auch schon einmal Männer dieses Stammes in Jerusalem gesehen und an ihren Kleidern Schaufäden bemerkt worden sein. »Vor wenigen Jahren«, erzählt uns Rabbi Josef weiter, »gingen zwei Juden in Tiberia zur Grabeshöhle des Rabbi Akiba beten. Während sie ihre Andacht verrichteten, sprengten zwei arabisch gekleidete Reiter heran und hielten still, bis die Männer ihr Gebet gesprochen

hatten. Dann fragten sie: welcher Zadik, was im Ebräischen und Arabischen einen Frommen bedeutet, hier begraben liege? Als ihnen die Männer den Rabbi Akiba nannten, stiegen die Fremden von ihren Pferden und gingen in die Grabeshöhle und sprachen ein ebräisches Gebet so laut, daß es die beiden außerhalb der Höhle Verweilenden vernehmen konnten. Die Männer traten bald wieder aus der Höhle und bestiegen ihre Pferde. Gefragt, wer sie seien, antworteten sie: »Jehud Chebr! Verlasset diese Stelle nicht, auf der ihr stehet, wir beschwören Euch beim einzigen Gotte, dem Gotte Israels! bis wir aus Euerem Gesichtskreise sind.« Darauf ließen sie ihren Pferden die Zügel schießen und sprengten davon.

Der Scherif von Zanaa unternahm in diesem Jahrhunderte mit großem Gefolge einen Pilgerzug nach Mekka. Sie verirrten sich in der Wüste und waren dem Untergange nahe, als sie plötzlich zu einer Oase gelangten, wo ihnen weiße Zelte entgegen schimmerten. Sie ritten vor das schönste Zelt und der Scherif rief laut bittend um Wasser für sich und die Seinen, weil sie sonst verschmachten müßten. Ein Krieger vor dem Zelte rief ihm entgegen: »Wer bist du, Unglücklicher! daß du es wagst, mit deinem Geschrei die Andachtsstunde unseres Königs zu stören?« Der Scherif erklärte seine Noth, und das Gebet war eben im Zelte vollendet. Man reichte ihnen Wasser, gab ihnen Speisevorräthe mit und führte sie auf den rechten Weg. Als sie dankbar scheidend fragten, wem sie ihre Rettung zu verdanken haben, erwiederten ihre Begleiter: »Den Jehud Chebr!« und kehrten wieder zu ihren Zelten zurück.

So eigenthümliche Erzählungen und da und dort auftauchende Gruppen und Gestalten regten die Neugierde, die Theilnahme und zuletzt die Forschung an.

Rabbi Josef theilte mir mit: »Ich veranlaßte mit mehreren Freunden gemeinschaftlich im Jahre 1846 einen Juden aus Afrika, Namens Amram, der das Leben der arabischen Stämme, ihre Sprache und ihre Sitten genau kannte, das Gebiet der Jehud Chebr aufzu-

suchen und das Geheimnißvolle derselben zu erforschen. Wir rüsteten ihn mit Geldmitteln zu seiner Entdeckungsreise aus und gaben ihm Dokumente und Reisepläne mit. Nach einem Jahre schrieb er mir aus Zanaa, daß die Beduinenstämme mit einander im Kampfe lägen und er nicht weiter reisen könne, bis sie wieder Frieden gemacht haben würden. Er berichtete, daß er, wiewohl ausgeplündert, den Reisemuth dennoch nicht verloren habe, umsoweniger, als er von den Arabern gehört habe, daß weiter nach Osten der jüdisch-arabische Stamm Benjamin seine Zelte aufschlage.«

Ob Rabbi Amram weitere Nachrichten gegeben habe, ob er zurückgekehrt sei, ist uns nicht bekannt.

Da wir uns auf dem nebelhaften Gebiete der Sagen, der fantasiereichen Ueberlieferungen und der unsicheren Berichte von Reisenden bewegen: so dürfte es hier am Platze sein, noch andere Stimmen über die zehn verloren gegangenen Stämme zu hören. Selten ist eine Sage, wenn noch so fantastisch, daß in ihr nicht irgend eine historische Wahrheit verborgen wäre. Etwa wie das kleine Thierchen im Bernstein, den die Mythe aus den Thränen der Helliaden um ihren Bruder Faëton weinen ließ.

Die Sagen über die zehn Stämme regen jedenfalls die Fantasie an und wohl auch die Forschung von Reisenden, welche in die Länder gelangen, in welche die fabelhafte Ueberlieferung oder die fromme Legende sie versetzt.

Das Buch »Geliloth Erez Israel«, verfaßt von Rabbi Gerson, das von der geistlichen Zensur in Warschau verbrannt und in nur wenigen Exemplaren gerettet wurde, enthält folgende Mittheilung:

»Als ich«, erzählt der Verfasser, »im Jahre 5390 in Cairo war, hörte ich viel von den zehn verlorenen Stämmen Israels erzählen. Es waren eben Briefe aus Salonik angelangt, die von vielen tausend Juden jenseits des Sambation sprachen. Sie kommen, heißt es, häufig in das Land der weißen Aethiopier Prister-Jan, in welches

sie zuweilen einfallen und Zerstörungen anrichten, wenn ihnen der Tribut verweigert wird.

Im Jahre 5391 reiste ich nach Salonik, wo eben eine Karavane aus Abyssinien sich zur Reise zum Sambation anschickte, um Eisen dahin zu bringen. Ich schloß mich ihr an und kam nach Mekka und Goda, durch Wüsteneien von Abyssinien, von wo der indische Ozean nicht weit ist. (?) Hier fand ich viele Juden, die Gold und Silber in Fülle besitzen.

Ich machte den Weg zu Fuß nach Indien bis nach Rebar, von da nach Daborsatan am Ganges (Gosan), endlich nach China bis nach Kalkutta. Hinter den Wüsten von Kalkutta strömt der Sambation, an dessen Ufern sich Juden wie Sand am Meere finden.

Noch zwei Tagreisen vom Sambation entfernt, hörte ich ihn schon brausen und lärmen. Als wir in die Stadt kamen, sagte man uns, daß wir den Fluß nicht übersetzen können, weil die Leute von Prister-Jan, einen Einfall der Juden in ihr Land fürchtend, daselbst Wache halten.

Ich benützte die Gelegenheit, um mich nach dem Volke jenseits des Sambation zu erkundigen und erhielt folgende merkwürdige Mittheilungen:

»Wir streifen die ganze Woche im Lande umher und gehen unseren Geschäften nach und fürchten nichts, denn der Strom toset, wirft Steine empor und es ist unmöglich, ihn zu beschiffen. Aber zwei Stunden vor dem Eingange des Sabat beruhigt sich der Strom und wir halten Wache, damit die Juden nicht herüberkommen. Samstag ziehen wir sie ein, denn trotzdem der Strom völlig ruhig ist und Sabatruhe hält, kommt kein Jude herüber, denn auch ihnen ist die Sabatruhe heilig.«

Ueber die Länder entlang der Ufer des Sambation hörte ich Folgendes:

Zwischen Prister-Jan und dem Sambation sind noch zwei Königreiche, in denen jeder hingerichtet wird, der ein Thier umbringt.

Der Sambation ist siebzehn Stadien breit, er wirft die ganze Woche Steine aus und ruht am Sabat. Die ihm anwohnenden Völker halten ihn heilig, sie trinken sein Wasser nicht, tränken ihre Thiere nicht aus ihm und glauben, daß ein Bad in ihm den Aussatz heile.

Jenseits des Stromes wohnen Juden, die sehr reich sind, aber keine Münzen kennen. Sie wägen einen Zentner Eisen, das sie nicht besitzen, mit einem Zentner Gold auf. Ihr Reich besteht aus vierundzwanzig Königreichen. Der mächtigste König reitet mit seinem Gefolge auf furchtbar schnaubenden, feurigen Rossen, er besteigt das seine auf einer Leiter aus Gold, die sieben Stufen hat. Der jetzt regierende König heißt Eliezer. Wenn er in den Kampf zieht, folgen ihm 180,000 Männer zu Fuß und zu Pferde. Sie übersetzen zwei Stunden vor Eintritt des Sabat, wo sich der Sambation zu beruhigen anfängt, den Strom und ruhen dann einen ganzen Tag. Die Pferde sind sehr ausdauernd, sie tragen den Reiter und sein Gepäcke drei Tage, ohne zu ermüden. Die Reiter sind an die Pferde festgeschnallt, damit sie beim scharfen Trabe, den sie immer reiten, nicht stürzen. Der König Eliezer hat noch nie eine Schlacht verloren.

Der König eines anderen der vierundzwanzig Königreiche heißt Daniel Hachaßid, er ist zugleich Rabbiner, ein Riese von Gestalt und milden Herzens. Wenn er sich zur Synagoge begibt, schreitet die Königin an seiner Seite. Ihre Ehe ist mit vier Söhnen, eben so eichenhaft wie der Vater, und mit zwei Töchtern gesegnet, die von wunderbarer Schönheit sind. Das Bet Hamidrasch, Lehrhaus, ist so reich ausgestattet, daß es die Schätze aller Mohammedaner und Christen übertrifft. Sein Palast ist voll Perlen und Edelgestein. Er besitzt einen Riesenkarfunkel, den der König jeden Sabat aus einem kostbaren Schreine nimmt, um den Palast, weil die Juden am Sabat kein Feuer anzünden dürfen, zu beleuchten. In diesem Jahre schickte der König von Indien an ihn Geschenke, um mit ihm Frieden zu machen. Die Gesandten kehrten ebenfalls mit Geschenken nach Sebilla, zwei Tagreisen vom Sambation, zurück. Sein Land hat

einen pechschwarzen üppigen Boden, in welchem Weizen und Oehl gedeiht.«

Im Jahre 5833 sollen acht Juden über den Sambation gegangen sein. Der König, vor den sie geführt wurden, sprach sie hart an: »Ihr habt den Sabat entheiligt. Wie wäret Ihr sonst über den Strom gekommen?« Sie aber antworteten ihm, indem sie vor den Stufen des Thrones in die Kniee sanken: »Wir thaten es, o Herr und König! um uns aus der Gefangenschaft zu retten.« Der König befahl ein ebräisches Buch zu bringen, um sich zu überzeugen, ob sie es lesen können. Sie lasen darin und der König gab ihnen einen Wohnsitz im Lande, wo sie Frauen nahmen und Söhne und Töchter zeugten.

Ich reiste weiter von Kalkutta nach dem Gebirge Chittim. Hinter diesem befinden sich die vier Stämme: Dan, Naftali, Sebulun, Ascher; sie besitzen ein sehr großes Land und liegen in immerwährendem Kampfe mit dem Könige von Kusch, d. i. Aethiopien.

Ein Reisender aus Jerusalem erzählt Folgendes:

»Ich wollte nach Persien reisen und wurde in der Wüste von Beduinen ausgeplündert, auch meinen Esel nahmen sie mir und ließen mich hilflos zurück. Ich nährte mich von einzelnen Grashalmen und stillte meinen Durst nur mit dem Thaue der Nacht. Nach zehn Tagen einsamen Wanderns aber verließ mich die Kraft und ich war dem Tode nahe. Plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, stand ein riesiger Mann mit einer Lanze vor mir und wollte mich tödten. Verschmachtend flehte ich um mein Leben und der Mann mit der Lanze fragte mich in ebräischer Sprache, welchem Volke ich angehöre? Ich anwortete ihm: »Schema Jisroel! Adonai Elohenu, Adonai echod.« Höre Israel! Der Herr unser Gott, ist nur Ein Gott! Da wandelte sich die Strenge des Mannes in Freude um und als ich ihm mittheilte, daß ich aus Jerusalem komme, schien ihm dies mehr werth, als ein gefundener Schatz. Er gab mir von seinem Vorrath zu essen und zu trinken und hieß mich verweilen, die Stelle aber

nicht zu verlassen, denn er wolle seinen Brüdern die Kunde bringen. Nach drei Tagen kam der Mann mit der Lanze wieder zurück und sagte mir, daß er eine Reise von drei Monaten während dieser Zeit zurückgelegt habe. Er gab mir einen Brief an die Brüder in Jerusalem, in welchem sie weinend klagten, daß sie noch im Goles, d. i. in der Verbannung sind. Hierauf begleitete mich der Mann drei Tage weit, bis wir in eine bewohnte Gegend kamen, hier verließ er mich mit den Worten: »Weiter darf ich nicht gehen, hier endet unser Gebiet und drüber hinaus wohnen feindliche Stämme.« Er gab mir Speise und einen Schlauch mit Wasser und Gold und hing mir eine Kmea, d. i. ein Amulet um den Hals mit den Worten: »Wenn du dieses trägst, wird dir kein Unglück begegnen.«

Als ich ihn um seinen Namen fragte, nannte er sich Malkiel und umarmte und küßte mich und sagte mir, daß ich sicher in drei Tagen nach Schinear kommen werde. Weinend trennte er sich endlich von mir und sprach: »Gott wird seine zerstreuten Schafe wieder nach Jerusalem bringen. Amen!«

Der Inhalt des Briefes, den die Brüder hinter den Bergen von Chittim schrieben, ist Folgender:

»Unsere Bruderstämme Juda und Benjamin, Söhne Abrahams, Isaks und Jakobs mögen Folgendes von uns ihren Brüdern, den Kindern Mose's unseres Lehrers vernehmen: Wir sind freie Leute und unser ist das Reich und die Herrschaft über viele große Provinzen. Es befindet sich kein Mann und kein Weib einer fremden Nation unter uns, denn Niemand kann den Sambation überschreiten. Wir wohnen ruhig und kein unreines Thier ist in unserem Lande zu sehen. Wir besitzen große Paläste und viele Edelsteine, so daß wir des Nachts kein Feuer brauchen, sie leuchten uns wie Sterne. Wir erreichen ein Alter von hundert und zwanzig Jahren. Kein Kind stirbt bei Lebzeiten seiner Eltern. Wir sind sehr zahlreich und haben Alles im Ueberflusse. Wir halten aber auch Gottes Gebote, studieren fleißig die vierundzwanzig Bücher Halachot und Agadot, und ver-

fahren streng nach ihren Vorschriften. Aber doch ist es uns nicht gegönnt, wie Euch, in der heiligen Stadt zu wohnen, wo trotzdem fremde Nationen den Tempel verunreinigen. Doch ragt noch die westliche Mauer desselben und Gott wohnt daselbst. Wir beklagen und bedauern sehr, daß ihr noch immer von anderen Völkern bedrängt werdet. Fasset Muth! Wen Gott liebt, den züchtigt er, und wie er schon Wunder gethan, wird er auch jetzt thun und uns Alle bald erlösen und nach der heiligen Stadt bringen!«

Das bereits angeführte Buch enthält auch einen Bericht über die Juden in Westindien:

»Im Jahre 5604 (1644) am 18. des Monats Elul (August) kam ein spanischer Jude, Namens Aron Lewi, spanisch Antonio de Montesinos genannt, nach Amsterdam und erzählte Folgendes mit Bestimmtheit:

»Ich ging vor 2 1/2 Jahren von Hendira in Westindien, um nach Paevian zu gelangen. Ich mietete von einem indianischen Treiber, Namens Francisco de Castilla, den aber die Indianer Kasikwe nannten, ein Maulthier. Ich bestimmte unsere Reise, nachdem ich ihm vertraut hatte, daß ich ein Jude sei, zu den Glaubensbrüdern. Er versprach, mich zu ihnen zu führen, doch mußte ich auf seinen Rath mein Schwert ablegen und nur einen Stock mitnehmen.

Wir zogen durch viele Gebirge, wateten durch kleine Flüsse und zogen durch lange Ebenen, sechs Tage lang; am siebenten, einem Sabat ruhten wir. Am folgenden Dienstag gelangten wir an einen Fluß, der breiter als der Duero ist, hier sollte ich meine Brüder sehen.

Francisco zog ein Fahnentuch aus seinem Gepäcke, steckte es an einen langen Stock und ließ es durch die Luft wehen. Sogleich stieg als Antwort, jenseits des Flusses ein gewaltiger Rauch auf.

Bald kam ein Kahn, in welchem drei Männer saßen, den Strom herüber. Die Männer im Kahne wechselten mit Francisco Worte, während sie mich betrachteten, sprangen dann aus dem Kahn

und als ich ihnen sagte, daß ich ein Jude aus dem Stamme Levi sei, umarmten und küßten sie mich. Dann kehrte einer von ihnen in den Kahn zurück, die beiden anderen setzten sich am Ufer nieder und nahmen mich in ihre Mitte. Francisco dolmetschte mir ihre Worte, sagte mir aber zugleich, daß ich nicht allzuviel erfahren werde. Einer der Männer, indem er vier seiner Finger emporhielt, sprach:

»Unsere Väter sind Abraham, Isak, Jakob und Reuben. Wer bei uns wohnen will, dem weisen wir einen Platz an. Josef wohnt in der Mitte des Meeres.« Bei der letzten Rede hob er zwei Finger empor, um die beiden Stammtheile Josefs anzudeuten.

Während wir sprachen, schifften noch viele Kähne zu uns stromüber, bis sich 300 Männer bei uns befanden. Ihre Gestalten waren nicht groß, ihr Antlitz braun, sie trugen lange Haare und Turbane auf dem Haupte. Wir sprachen drei Tage lang mit einander, aber ich durfte nicht über den Strom zu ihnen kommen. Sie bewirtheten mich sehr gastfrei mit Speise und Trank.

Ich erfuhr noch Folgendes von ihnen: sie waren vor undenklichen Zeiten durch göttliche Wunder hierher geführt worden, mußten viele Kriege mit den Indianern bestehen, aus welchen sie immer sieghaft hervorgingen, indem sie ihre Feinde vernichteten. Die Indianer waren sehr bestürzt und fürchteten sich. Ein Magier vertraute den Fürsten, daß dieses Volk das wahrhaft gläubige sei und daß es zu ihrem Heile wäre, wenn sie sich demselben anschlößen, denn sie werden dereinst die Herrschaft über das ganze Land gewinnen.

Ich bat vergebens zu ihnen jenseits des Stromes kommen zu dürfen; sie verweigerten mir es und sagten: »Wir werden einmal vereinigt werden! Es sind schon Zeichen geschehen: es sind die Spanier in dieses Land gekommen, damit wir diese Hasser der Juden vernichten. Schiffe aus Tyrus landeten schon an den Gestaden des Meeres und deine Ankunft selbst ist von guter Vorbedeutung und wir sehen, daß sich die Worte des Profeten erfüllen werden. Sei nicht besorgt um dieses Land, denn durch die Gnade Gottes sind die Indier auf

unserer Seite und wenn wir die Spanier erschlagen haben, so werden wir kommen und euch erlösen aus eurer Verbannung, wenn es Gottes Wille ist.«

Ein anderer Schriftsteller, Ganebrardus, erzählt im ersten Theile seiner Chronik, daß man auf einer der Inseln von Amerika einen Grabstein mit jüdischer Inschrift gefunden habe, welche aber schlecht kopirt wurde und daher unverständlich ist. Er berichtet auch von jüdischen Gebräuchen der Indianer, die sie von Juden angenommen haben müssen. Die in Jokſan und Alsomal haben die Beschneidung, ebenso die Urbewohner von Mexico, sie warnen vor Götzendienst, sie opfern an Feiertagen auf Altären, sie feiern den Sabat, scheiden sich von ihren Weibern durch Scheidebriefe.

Ueber den Weg, den die Juden nach Amerika in uralten Zeiten gefunden, meint der christliche Missionär Malfenda, daß dieser die Landenge Amian zwischen China und Amerika gewesen sei, da doch das Festland Arsaret, dessen Plinius unter dem Namen Tabi erwähnt, Amerika mit China verbindet.

Um das auf China Bezügliche hier anzuschließen, erwähnen wir des Buches: »De christiana expeditione apud Sinas suscepta« von Nicola Trigozio. Es enthält folgende Mittheilung:

Ein Jude kam zum Geistlichen Matthia Richia in Peguin und erzählte ihm: »Ich habe in einem chinesischen Buche gefunden, daß die Christen dem einigen einzigen Gotte dienen.« Er erzählte dieß mit großer Freude, denn er glaubte, daß die Christen auch die Lehre von Mose glauben, er wußte nichts vom Evangelium. Der Geistliche nahm ihn in die Kapelle mit und zeigte ihm die Bilder Christi, Johannes, Maria's. Der Jude meinte, es sei Rebeka mit ihren Söhnen Jakob und Esau. Vier andere Bilder der Apostel hielt er für vier Söhne Jakobs. Als ihm der Geistliche einen ebräischen Pentateuch zeigte, erkannte er die Schrift, doch konnte er sie nicht lesen. Er erzählte von einer jüdischen Gemeinde in Ham-ko, in der Provinz Areg-

vian, die eine große Synagoge und eine auf Pergament geschriebene Thorarolle, die 600 Jahre alt ist, besitzt.

Der Geistliche schickte später in die genannte Stadt und erhielt die Ueberzeugung von der Wahrheit des ihm durch den Juden gewordenen Berichtes. Er sandte ihnen ein ebräisches Evangelium, sie ließen antworten, daß der Messias noch nicht gekommen sei; aber er werde sicher erscheinen und sie erlösen. Sie gestatteten bereitwillig die Abschrift mehrerer ihrer Bücher.

Alfonso de Semedo behauptet, daß auch nördlich von Sina, in der Provinz Hod-wen viele Juden wohnen, die nichts vom Dasein des Christenthumes wissen und so von den 10 verloren gegangenen Stämmen zu sein scheinen. Von hier kamen sie vielleicht, wie schon angedeutet wurde, nach der neuen Welt, nach Neukastilien durch die Landenge zwischen Anian und Quipira, von da nach Panama und so weiter.

Diejenigen Leser, die sich über all das hier Mitgetheilte näher unterrichten wollen, verweisen wir auf das in ebräischer Sprache verfaßte Buch: »Mikwe Jisroel« von Rabbi Menasse ben Jsrael in Amsterdam.

Der Rabbiner Herr Josef Schwarz, den wir schon wiederholt hier anzuführen hatten, theilte uns Manches über die verlorenen Stämme mit, dem wir hier einen Raum gönnen wollen.

Ein indischer Derwisch, der als Pilger nach Jerusalem kam, erzählte ihm von einem großen jüdischen Reiche, das 120 Tagreisen nordöstlich von Caschmir entfernt, von hohen Gebirgen umschlossen ist, zu dem nur ein Paß führt. Der König dieses Reiches herrscht in der Stadt Ajulum. Keinem Fremden ist der Eintritt in sein Reich gestattet; wenn es einer wagt, einzudringen und entdeckt wird, so büßt er seine Kühnheit mit dem Leben. Der Derwisch weilte einige Zeit in der Residenz des Königs, in welcher nur die Sklaven Nichtjuden sind. Die Synagogen und Paläste schilderte er als reich und prächtig.

Ein alter glaubwürdiger Mann in Jerusalem, der nach Kalkutta reiste, hörte von einem Glaubensgenossen daselbst eine sehr merkwürdige Begebenheit. Dieser, in seiner Jugend aus Bagdad in Kalkutta eingewandert, ging später als Kaufmann in das Reich der Birmanen. Vor einer Stadt daselbst angelangt, durfte er, weil einem Fremden kein Eintritt gestattet war, mit allen übrigen Kaufleuten seine Waaren nur vor den Thoren feilbieten. Unter vielen Käufern drängte auch ein Jude heran, der ihn heimlich berauben wollte. Er bemerkte es, schlug ihn, und der Jude sank todt zur Erde. Der Kaufmann wurde von Bewaffneten ergriffen, in die Stadt vor Gericht gebracht, welches ihn zum Tode verurtheilte. Auf einem weiten Platze vor dem Palaste des Königs, schon auf dem Schaffote entkleidet, um enthauptet zu werden, winkte der König, der vom Palaste zusah und begnadigte den Juden und ließ ihm Freiheit, auch in der Stadt seine Waaren zu verkaufen.

Der Jude erfuhr erst später den Grund seiner Rettung. Das Land war einem mächtigen jüdischen Könige tributpflichtig. Einmal verweigerte es denselben und wurde von dem Fürsten jenes mächtigen jüdischen Reiches mit Krieg überzogen. Als der Jude auf dem Schaffote entkleidet ward, merkte der König, daß der Mann, wie die Krieger jenes mächtigen Reiches Schaufäden trug. Er erkannte ihn sofort als Juden, und aus Furcht, daß seine Glaubensgenossen seinen Tod rächen möchten, schenkte er ihm das Leben.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde von der Gemeinde Zefat ein Sendbote nach Yemen geschickt, um für sie fromme Gaben zu sammeln. In Zanaa in der Synagoge lernte er einen Mann kennen, der ihm durch den Adel der Gestalt, durch das schön geformte Antlitz und mit einem langen schwarzen Barte und glänzenden Augen auffiel. Er war mit einem weiten Mantel angethan, während das Unterkleid von einem breiten Gürtel eng zusammengehalten wurde. Auf demselben war mit ebräischer Quadratschrift die Weissagung Jakobs eingestickt: »Dan wird eine Schlange werden auf

dem Wege und eine Otter auf dem Steige.« An diesem Gürtel hing ein breites Schwert. Der Mann war aus dem Stamme Dan, die Würde und Ruhe seines Wesens hielt jeden in Ehrfurcht vor ihm, er lebte sehr asketisch, man sagte von ihm, daß er geheime Zwiesprache mit seinem Genius halte, und hielt ihn für einen Seher. Er fragte um Zion und um das heilige Land. Als ihm der Sendbote ihren Ruin schilderte, weinte und klagte er, indem er sich zur Erde niederwarf. Als ihn der Sendbote um den Stamm Dan fragte, gab er nur sehr rückhaltende Antwort. »Er bildet,« sagte er, »ein großes, selbstständiges Reich östlich von dieser Stadt. Der Fürst, der wegen seiner Frömmigkeit und seines Muthes dazu erwählt worden ist, wird Nasi genannt.«

Mehr konnte er nicht von dem fremden Manne erfahren, der ihn aufforderte, ihn in seine Heimat zu begleiten, wozu aber der Sendbote keinen Muth hatte. Zurückgekehrt nach Zefat erzählte er das Erlebniß, und es erbot sich ein Rabbi Baruch Mose die Stammgenossen Dan aufzusuchen. Man rüstete ihn zur Reise aus und er ging über Egypten nach Zanaa. Ein frommer Jude daselbst wurde sein Führer und sie zogen viele Tage lang immer nach Osten. Da wurde der Führer plötzlich von einer Schlange gebissen, und geheilt erklärte er keinen Schritt mehr vorwärts zu thun, zum Stamme Dan, der durch den Segen des Patriarchen allein vor Schlangen in der Wüste geschützt ist.

Es war ebenfalls zu Anfang dieses Jahrhunderts, daß ein Derwisch nach Dameschek, d. i. Damaskus kam und Goldmünzen mit der in ebräischer Sprache eingeprägten Legende: »Unter der Regierung unseres Herrn, des Königs Jizchack«, verwechselte. Ein Jude fragte ihn, woher er die Münzen habe? Er erzählte hierauf, wie er in südöstlicher Richtung von Persien viele Monate gepilgert und endlich in ein großes Reich gekommen sei, in dessen prächtiger Residenzstadt er durch die Fremdartigkeit seiner Kleidung so sehr aufgefallen wäre, daß er vor den König geführt wurde. Dieser, ein stattlicher Mann, empfing ihn auf einem thronähnlichen Stuhle und

fragte ihn in persischer Sprache, woher er komme und ob Juden in seiner Heimat wohnen? Als er dieß bejahte und Uebles von ihnen zu berichten anfing, merkte er bald, daß sich des Königs Antlitz verfinstere und er rühmte den Juden, wie gedemüthigt sie auch seien, Tugend und Ehrenhaftigkeit des Charakters nach. Der König winkte ihm nach langem Gespräche gnädig, daß er gehe, und ließ ihm einige hundert Goldstücke reichen.

Herr Rabbi Schwarz vernahm dieß von einem Manne, der einige der Münzen, die vom feinsten Golde und etwa zwei Dukaten schwer waren, einwechselte; doch bekam er selbst keine derselben zu Gesichte.

Wir wollen das dunkle, nebelhafte Gebiet der Sagen und Legenden verlassen und uns wieder zu dem festen und sichern Boden der Thatsachen wenden.

Die Juden in Egypten, 5000 an der Zahl, wohnen meist nur in Alexandrien und Cairo; nur sehr wenige außerhalb dieser Städte. In Cairo ist es das engste, dunkelste und schmutzigste Quartier, das sie inne haben. Sie unterscheiden sich von den Egyptern nicht durch ihre Gesichtszüge; jene erkennen sie aber an der Farbe des Turbans, die mit der des Christenturbans gleich ist, und wohl auch an ihrem sonstigen vernachlässigten Anzuge, den sie übrigens häufig wählen, um nicht für wohlhabend gehalten zu werden. Von den Moslimin werden sie, wie es der Koran geboten hat, verachtet und sie selbst glauben sich von den Juden gehaßt, daher das Sprichwort in Egypten: »Er haßt mich mit dem Hasse eines Juden.« Wenn der Egypter seinen trägen Esel am heftigsten schmähen will, nennt er ihn einen Juden.

Lane erzählt eine Begebenheit, die ein entsetzliches Bild, in welchem Zustande die Juden gegenüber der egyptischen Gerichtsbarkeit sich vor einigen Dezennien noch befanden, aufrollt:

Ein türkischer Soldat mußte etwas Geld umwechseln, er ging zu einem Moslem, der Geldwechsler war, dieser gab ihm türkische Goldstücke und berechnete jedes Stück mit 16 Piastern. Er ging nun

in einen andern Laden, um Lebensmittel einzukaufen, der Kaufmann jedoch weigerte sich seine Goldstücke mit 16 Piastern anzunehmen, indem er ihm sagte, daß sie schon lange nur 15 Piaster werth seien. Der Soldat trug dieselben schnell zu dem Wechsler und verlangte für jedes Stück noch einen Piaster. Der Geldwechsler jedoch wollte ihm nichts geben. Zornig darüber verklagte ihn der Soldat beim Pascha, welcher ihn sogleich holen ließ. Der Wechsler widersprach der Thatsache nicht, und entschuldigte sich damit, daß alle Wechsler der Stadt dasselbe thäten, und auch er selbst habe diese Stücke um den Preis von 16 Piastern gekauft. Der Pascha jedoch, der ein strenges Beispiel geben wollte, machte mit der Hand ein Zeichen, welches bedeutete, daß der Angeklagte enthauptet werden solle. Der Dolmetsch jedoch hatte Mitleid mit dem Manne, er bat den Pascha ihm das Leben zu schenken. »Dieser Mann thut das, was jeder Wechsler in der Stadt thut,« sagte er, »ich selbst habe gestern diese Goldmünzen um denselben Preis gekauft.« — »»Von wem?«« fragte der Pascha. »Von einem Juden, mit dem ich seit Jahren Geschäfte mache,« erwiederte der Dolmetsch. Der Pascha ließ den Juden holen und verurtheilte denselben an der Stelle des Moslem. Vergebens flehte der Dolmetsch um dessen Leben; der Pascha wollte ein strenges Beispiel geben, und zog es vor, einen Juden hinrichten zu lassen.

»Ich sah,« schließt Lane, »den armen Mann an dem Fenster eines öffentlichen Brunnen hängen. Das Ende des Strickes war an der obersten Stange gebunden, und so wurde er hinaufgezogen. Seine Verwandten boten alles auf, den Unglücklichen zu retten, konnten jedoch nichts anderes erlangen, als daß sein Gesicht dem Fenster zugewendet wurde, damit die Vorübergehenden ihn nicht sehen konnten. Alle die den Unglücklichen kannten, betrauerten ihn, denn er stand in großer Achtung. Er hinterließ eine Familie in hilfloser Lage, welche der Dolmetsch immer unterstützte.«

Die Juden in Egypten zahlen der Regierung, so wie die christlichen Kopten einen Tribut, dafür sind sie vom Militärdienste befreit.

Der Hat humajum vom Jahre 1856, der alle Unterthanen des türkischen Reiches, welchem Glauben sie auch anhängen, gleichstellt, ist, trotz wiederholter Aufforderung der hohen Pforte vom Vizekönig noch nicht kundgemacht und zwar zur Freude der Juden und Kopten, weil sie dann wohl vor dem Gesetze gleich, aber dann auch verpflichtet wären, Militärdienste zu leisten.

Nebst dem Tribute bezahlen die Juden auch eine Abgabe dafür, daß der Mohtesib in ihrem Viertel nicht erscheinen darf. Wir haben die Bedeutung dieses Beamten auf unseren Wanderungen durch Cairo kennen gelernt.

Mohammedaner und Christen kaufen gerne die Waaren bei den Juden, weil höchst selten eine Klage gegen ihre Gewichte und Maße vorkommt, trotzdem der Mohtesib nicht bei ihnen Amt handeln darf.

Ebenso haben sich die Juden in früherer Zeit von der Aufsicht des Wali losgekauft, dessen Amt es war, die Steuer von den öffentlichen Dirnen einzutreiben und im Allgemeinen über die Sittlichkeit der Weiber zu wachen. Verging sich ein Mädchen, so wurde sie vom Wali sogleich auf die Liste derjenigen geschrieben, die Steuer zahlen mußten, beging eine Frau einen Fehltritt, so mußte sie sich, um der Schande zu entgehen, und um nicht hingerichtet zu werden, mit einer bedeutenden Bestechung loskaufen.

Die jüdischen Frauen und Mädchen, die sich auf der Straße, wie die Mohammedanerinnen kleiden und verschleiern, in ihren Häusern aber, wenn auch männliche Besuche kommen, sich unverschleiert sehen lassen, genießen des Rufes der Keuschheit und der Tugend. Keine noch so Arme sinkt so tief, daß sie ein Abscheu ihres Volkes würde.

Die Juden und Jüdinnen in Egypten haben ein meist aufgedunsenes, bleiches Wesen; die Aerzte schreiben diesen Umstand dem zu, daß sie mit Vorliebe sehr fett geölte Speisen genießen.

Die Moslimin sagen den Juden nach, daß sie geizig, aber redlich in Erfüllung eingegangener Pflichten sind; sie erkennen ihnen auch, trotzdem sie ihnen als Ungläubige gelten, mehr Religiosität als

den Christen zu, welche wie der Koran ausspricht: »Gott Genossen zugeschrieben haben.«

Die politischen Zustände der Juden haben sich bedeutend verbessert, namentlich seit der Zeit, als sich wenigstens die Wohlhabenden unter den Schutz europäischer Mächte begeben haben. Sie erfreuen sich des Schutzes von Oesterreich, von England, von Frankreich. Ihre gesellschaftlichen Zustände werden noch lange drückend bleiben, indem sie zurückgezogen in ihren Familien leben und streng, außer im kaufmännischen Verkehre, jeden Umgang mit Mohammedanern und Christen meiden.

Benjamin von Tudela und Makrizi sprechen in ihren Reisewerken von einer Synagoge in Cairo, von der zu ihrer Zeit überlieferungsweise angenommen war, daß sie 335 Jahre nach Alexander dem Großen gegründet worden sei, also 45 Jahre vor der Zerstörung des zweiten Tempels. In dieser Synagoge wird eine uralte, auf Pergament geschriebene Torarolle besonders verehrt, man hält dafür, daß sie Esra geschrieben habe.

In Cairo bestehen zwei jüdische Gemeinden, die der Karaiten und die der Rabbaniten; die ersteren waren im 15. Jahrhunderte sehr zahlreich, jetzt sind sie auf etwa 50 Familien zusammengeschmolzen, sie sind meist sehr arm und noch ärmer an jedem Wissen.

An der Spitze der Hauptgemeinde in Cairo, welche 300 Familien, beiläufig 1500 Seelen zählt, steht ein Rabbine. Er allein administrirt und spricht Recht, ohne Jemandem verantwortlich zu sein.

Die meisten Juden Cairo's sind arm, Viele leben von dem, was ihnen der Zufall als Arbeitslohn bescheert; sie sind Last- und Wasserträger. Handwerker finden sich nur wenige, und diese sind Seidenweber und Uhrmacher. Eine große Anzahl sind Geldwechsler, Sensale und Kaufleute. Das Haus Pinto ist ein reiches, angesehenes Bankhaus.

Der Kunst oder Wissenschaft hat sich von den egyptischen Juden, die der niederen Bildungsstufe nach ihren Glaubensgenossen im ganzen Oriente gleichen, kaum noch einer gewidmet, wenn wir den einer

europäischen Familie abstammenden Doktor Rossi nennen, welcher der Leibarzt Seiner Hoheit Halil Pascha's ist.

In Cairo bestehen acht Synagogen, darunter eine karaitische. In früheren Jahrhunderten war eine größere Anzahl derselben vorhanden; aber die Zeit, die Sorglosigkeit, wenn sich die Nothwendigkeit zu Reparaturen herausgestellt hat, vor Allem aber die Abnahme der jüdischen Bevölkerung hat sie auf die eben genannte Zahl herabgemindert. Unter ihnen sind zwei, die durch ihre Größe und würdige Ausstattung ansehnlich sind. In einer dieser beiden Synagogen ist ein kleines geschlossenes Mauerwerk zu sehen, von dem im Widerspruche mit seiner Grabstätte in Tiberia, wohin Maimonides seine Leiche zu bringen befahl, gesagt wird, daß er unter demselben begraben liege. Ebendaselbst befindet sich in einem hölzernen Schranke ein Manuskript, das von der Hand des berühmten Filosofen und Arztes herrühren soll. Leider bekamen wir es nicht zu sehen, um wenigstens den Titel angeben zu können.

Der neunte Ab.

Ein verhängnißvoller Tag. — Historisch-nazionales Trauerfest. — Die Tempel-Westmauer. — Gottverfluchte. — Die Synagoge. — Nazionaler Gesang. — Zionide. — Der Leichenhof. — Spiele auf demselben.

Der neunte Tag des Monats Ab ist in der Geschichte der Juden ein verhängnißvoller.

Es war ein 9. Ab, als den Vätern das Gottesurtheil verkündiget wurde, daß sie das gelobte Land nicht betreten werden. An einem 9. Ab wurde der erste Tempel in Jerusalem und auch der zweite zerstört. Am 9. Ab fiel Betar, die letzte Festung Israels, und wurde die Pflugschaar über die heilige Stadt gezogen und am 9. Ab wanderten die Juden aus Spanien in's Exil.

Der 9. Ab wird von allen Juden der Erde, also von 5.000000 Menschen durch strenges Fasten und durch Absingen von Klageliedern begangen.

Wie lebendig und gewaltig sind die historischen Erinnerungen in einem Volke, das ohne politische Einigung und über alle Erde zerstreut ein nazionales Trauerfest noch heutzutage nach zwei Jahrtausenden so allgemein feiert, wie in der ersten Zeit nach der Vernichtung des Tempels und nach dem Verluste von Zion.

Welches Volk der Erde hat ein gleiches historisches Fest aufzuweisen?

Wir sahen die Juden in Jerusalem jeden Freitag an der allein noch stehen gebliebenen westlichen Umfangsmauer des Tempels weinend und wehklagend sich versammeln und um die untergangene

Pracht und Macht trauern. Wie gewaltig muß der Schmerzensruf sein, wenn die fünftausend jüdischen Einwohner Jerusalems, Greise, Männer, Weiber und Kinder baarfuß am 9. Ab dahin wallfahrten und ihre nie versiegten Klagelieder singen und weinen!

Ich erlebte den 9. Ab im alten Sklavenlande Mizraim.

Ich forderte Mohammed Omer auf, mich in das Judenviertel zu führen. Er sah mich befremdet an und fragte: »Was willst du Herr! bei den Gottverfluchten?«

»»Ich will an dem heutigen großen Trauerfeste mit meinen Brüdern zusammen sein.««

Mohammed Omer sah mich erstaunt an, doch brachte ihn meine Bemerkung nicht in die geringste Verwirrung, er erwiederte: »Es thut mir leid, Herr! daß auch du verflucht bist von Mohammed, dem Profeten! Doch deine Seele hat sich nur verirrt in den Körper eines Juden und sie wird sich beim jüngsten Gerichte noch zurecht finden und zum großen Profeten gelangen. Ich aber werde dich getreu geleiten, wohin du es verlangst, mein Herr!«

Wir haben die engen Gassen und Gäßchen Cairo's geschildert; im Viertel, wohin wir jetzt gelangten, sind die einander gegenüber stehenden Häuser so nahe an einander gerückt, daß meist nur eine Person der andern folgen kann. Da die Stockwerke Balkone haben, so sind diese am Dache der Häuser so nahe zu einander geschoben, daß sie kaum Licht in die Gäßchen herabfallen lassen.

Man schreitet auf diese Weise fast im Dunkeln, dafür aber auch im Schatten, was bei der Tagesglut von großem Vortheile ist.

Die Häuser waren alle geschlossen, wir begegneten keinem Einzigen ihrer Bewohner, die sich, weil der Morgen vorgerückt war, bereits in den Synagogen befanden.

Endlich gelangten wir vor eine lange, hohe, von Alter und Vernachlässigung schmutzige Mauer, die keine Fenster zeigte und nur einen kleinen, schmalen, finstern Eingang hatte. Diesen durch traten wir in einen großen, viereckigen Hofraum, in dessen Mitte, wie in

den Moscheenvorhöfen sich ein Brunnen befindet, über den eine hohe Palme ihren riesigen Blätterfächer hält. Eine große Anzahl von Andächtigen saß in weiß-wollenen Mänteln auf der nackten Erde und betete.

Aus diesem Hofraume gelangte ich erst durch eine hohe Pforte in die Synagoge. Auch hier saßen die Betenden in weißen wollenen Mänteln auf der nackten Erde, neigten und beugten sich und beteten, still die Lippen bewegend, während der Vorbeter an der Bundeslade in eigenthümlichen Rhythmen die Klagelieder sang.

Der synagogale Gesang der Juden im Abendlande mit seinen seltsamen Rhythmen und nasalen, wehmüthigen, tremulirend gutturalen Melodien kann erst verstanden werden, wenn man den Araber in der Wüste, oder in den Thälern und Bergen des Libanon gehört hat. Die meisten, welche für die Synagoge Gesänge komponiren, würden gewiß nazionaler sein, wenn sie die Melodien der Araber statt des polnisch-korumpirten Gesanges studirten, um ihren Arbeiten einen echt nazionalen Charakter, statt fast komisch wirkende Schnörkeleien anzuheften. Im Oriente, wo Alles noch Jahrtausend alte Typen beibehalten hat, wo z. B. die Weiber der Beduinen noch so gekleidet gehen und Spangen und Schleier tragen, wie die Frauen, die uns die Bibel schildert, ist auch der natürliche, durch keine geregelte Kunst gebildete Gesang gewiß in seinen Grundzügen noch derselbe. Anklänge desselben haben sich noch in den Synagogen der sefardischen d. i. spanischen Juden erhalten. Die Komponisten, welche nicht an der Urquelle schöpfen wollen, können hier noch manchen Ton und Rhythmus vernehmen, den ihre Väter im gelobten Lande hatten und der dort sich noch bis jetzt erhalten hat.

Doch wir sind in der Synagoge Cairo's und hören vom Vorbeter der Gemeinde die unsterbliche Elegie des kastilischen Dichters Abu'l Haßan Juda ha-Levi singen:

Sehnsucht nach dem heiligen Lande.

Zion! du fragst nicht nach dem Wohl der Deinen,
Die an dich denken und gefesselt weinen.
Wenn auch versprengt, es grüßt dich deine Heerde,
Von Ost und West, von Nord und Süd der Erde.

Die Hoffnung ist allein das Glück von denen,
Die sich in Sklaverei nach Freiheit sehnen.
Wie Thau auf Hermon ihre Thränen fließen,
Sie möchten sie auf deinen Höh'n vergießen!

Betrachte ich ihr Leid seit alten Tagen,
Wie Eulenrufe stöhnen meine Klagen;
Doch wenn ich träume: ihr Exil wird enden,
Wie Harfen klingt mein Herz in Sängerhänden.

Nach Bet-El schmachtet es, dort will es klagen
Und Gott all seinen tiefen Kummer sagen,
Wo einst gelagert seiner Engel Schaaren
Und Martyrthum die Heiligen erfahren.

Glanz Gottes hat sich dort den Thron erkoren,
Dein Thor führt dort zu Gottes Gnadenthoren.
Was ist dir Glanz von Sterne, Mond und Sonne,
Dich, den verklärt hat seines Lichtes Wonne.

Dort möcht' ich knieend liegen im Gebete,
Wo Gottes Geist die Jünger einst umwehte.
O, dürfen auf dem Gott geruht, dem Throne,
Jetzt nied're Knechte sitzen ihm zum Hohne?

Ach, könnt' ich heimatlos als Pilger wallen,
Wo Gottes Glanz auf Seher ist gefallen!
Daß mein zerrißnes Herz doch Schwingen hätte,
Zu schweben über deiner Trümmerstätte.

Mein Antlitz würd' ich auf den Boden drücken
Und Staub und Steine küssen mit Entzücken;
Erst wenn durchschauert ich in Hebron's Nähe
Die theuren Patriarchengräber sähe!

Die Berge sähe, wo zwei Sternengarben,
Wo dein Profet und Hoheprieſter starben.
O Land, wie weht beseligend dein Odem
Gewürz und Mirh' ist Staub von deinem Boden.

In deinen frischen Strömen jede Welle
Ist süß wie Honigseim der Bienenzelle.
Es wäre Wollust nackt und baarfuß wallen,
Auf deinen wüsten und zerstörten Hallen.

Wo Cherubim mit ihren Schwingen blitzten,
Die nun verlorne Bundeslade schützten.
Den Schmuck der Haare würd' ich aus mir raufen,
Hinwerfen in den Staub der Trümmerhaufen,

Und fluchen wild der Zeit der wandelbaren,
Wo Dir Geweihte Schmach und Hohn erfahren.
Kann Trank und Speise süß sein meinem Munde,
Wenn deine Löwen sind ein Fraß der Hunde.

Wie sollen Licht und Glanz mein Auge laben,
Wenn deine Adler sind zerfleischt von Raben! —
Ich halte inne mit dem Kelch voll Wermuth,
Zu voll ist mir das Herz von bitt'rer Schwermuth.

Wie herb der Trunk, wenn ich Samaria's denke,
Und mich in seinen tiefen Schmerz versenke.
Die Hefe aber leer' ich aus voll Schauer,
Denk' ich Jerusalem's und seiner Trauer.

Zion! der Schönheit Krone! Liebesfeuer
Weckst du in Aller Herz, denen du theuer;
Wie sie zerstreut auch sind durch alle Lande,
Unlöslich sind mit Dir die Liebesbande.

Die sich mit Dir in deinem Glücke freuten
Und deinen Fall beweinten und bereuten,
Wenn auch versprengt, gequält, gefangen,
Zu deinen Thoren führt sie das Verlangen.

Auf allen Bergen, Thälern dieser Erde
Vergessen hat dich nicht die irre Heerde.
Sie möchten dich umarmen, wiedersehen,
Im Schatten deiner Palmen sich ergehen!

Kann Patras, Schinear sich dir vergleichen?
Ihr Wahn der Urim Tumin Glanz erreichen?
Wen nennen die im Götzendienst Verlornen
Gleich den Profeten, Sehern, Gotterkornen?

O, alle Reiche wandeln und vergehen,
Das deine wird in Ewigkeit bestehen;
Dich hat zu seinem Throne Gott erkiesen,
Heil denen, die bei dir sich niederließen.

Ihr Blick wird, die da harren und vertrauen,
Die Morgenröthe deines Glücks noch schauen,
Dann jubeln die Erwählten im Gemüthe,
Wenn du in Jugend wieder prangst und Blüte!

Es war sieben Uhr Morgens, als die Morgen-Trauerandacht vollendet war.

Ich hatte mich nahe dem Eingange der Synagoge auf die Erde gesetzt und als sich Alle erhoben, stand ich ebenfalls auf und ging den Chacham Baschi begrüßen. Er aber erwiederte meinen Gruß nicht und sagte: »Du bist ein Fremder, wie ich an deiner Tracht und auch an deinem Benehmen sehe. Wir trauern um die todte Herrlichkeit, wir klagen um Zion und wenn wir zu Trauernden eintreten, grüßen wir sie nicht und warten auch auf keinen Gruß von ihnen, denn ihr Schmerz ist zu tief und brennend.«

Er lud mich hierauf ein, ihn und die Gemeinde nach dem Leichenhofe zu begleiten und mit ihnen an dem großen Schmerzenstage unter Gräbern zu verweilen.

Es war ein seltsamer Zug, die Männer alle in ihren langen, weißen wallenden Gewändern. Viele führten ihre Kinder an der Hand oder gingen von ihnen umgeben.

Ein solcher Aufzug würde im Abendlande das größte Aufsehen erregen, hier, wo die buntesten Trachten, die Fantastik der Bekleidung, oder auch die Naivetät der völligen Nacktheit heimisch sind, fiel die Wallfahrt nicht im geringsten auf. Die Moslimin äußerten wenigstens, wo wir vorüberzogen, keinerlei Neugierde und kein Staunen.

Der Friedhof ist ein weiter, uneingefriedeter Raum. Die Grabsteine liegen flach auf den Gräbern, kein Baum beschattet sie, keine Blume darf sie umblühen. Nur Dornen und Disteln wuchern auf jüdischen Gräbern und mahnen noch den Todten auf die dornenvollen Wege, die er im Leben ging. In weiter Ferne, im röthlichen Sandnebel der Wüste ragen die Piramiden empor, an denen in uralten Zeiten die Väter derer, die hier ruhen, frohnen mußten.

Die Männer setzten sich zwischen den Gräbern, manche beteten, manche blickten still und geneigten Hauptes vor sich hin. Es waren ehrwürdige Gestalten, die in den malerischesten Gruppen, oder einzeln vor sich hin sannen, weinten oder träumten. Wer aus der Ferne sie

so gesehen, er hätte meinen können, daß es Auferstehung sei und daß die Einzelnen noch vom Lichte der Sonne erschreckt oder geblendet den Traum des Grabes austräumen, oder sich zu besinnen scheinen, schon einmal auf dieser Erde gewandelt zu haben.

Lustiger waren die Kinder zwischen den Gräbern. Manche mit Bogen und Pfeil bewaffnet, zielten auf ihre Gespielen. Manche lagen mit dem Antlitze auf den flachen Grabsteinen und wurden von Anderen mit Palmenblättern gegeißelt. Viele rangen mit einander, indem sie sich als feindliche Gruppen einander gegenüber stellten und dergleichen Szenen mehr.

Die Spiele der Jugend stellten den Kampf der Vorfahren gegen die siegenden Römer in Jerusalem dar.

Die Glut des Tages wurde immer drückender; ich schied von dem Leichenhofe, wo die Gemeinde bis zum Abendgebete verweilte.

Abu'l Haßan Juda ha=Levi.

— „Er war ein großer Dichter,
Stern und Fackel seiner Zeit,
Seines Volkes Licht und Leuchte,
Eine wunderbare, große
Feuersäule des Gesanges,
Die der Schmerzenskaravane
Israels vorangezogen
In die Wüste des Exils.

Heinrich Heine.

Der Dichter Juda ha-Levi, dessen Zionide wir in einer Uebersetzung versucht haben, ist durch seine religiösen Gesänge, welche die Synagoge aufgenommen hat, den Juden seit Jahrhunderten eine verehrte und glänzende Gestalt. Wie er ihr innigster und nazionalster Sänger ist, so glänzt er auch in der zahlreichen Gruppe der altspanischen Dichter als ein Stern erster Größe, ein Dichter, ebenbürtig allen poetischen Genien der Völker des Morgen- und Abendlandes.

Die Juden kennen ihn lange und freuen sich stolz seines Besitzes, den sie nach dem Psalmendichter zuerst nennen, und bei dem sie am längsten verweilen, wenn sie die Heroengestalten ihrer poetischen Genien betrachten.

Er war ein Beglückter! Nicht die Nachwelt erst huldigte seinem Genie. Sein Zeitgenosse, der Dichter Charisi, schon gab der allgemeinen Bewunderung und Verehrung Ausdruck; er sang von ihm:

»Das Lied, das der Levite Juda gesungen, ist als Prachtdiadem um der Gemeinde Haupt geschlungen, als Perlenschnur hält es ihren Hals umrungen. Am Tempel des Gesanges ist er Säule und Schaft,

zugleich weiland in den Hallen der Wissenschaft. Er ist der Gewaltige, der Liedspeer-Schwinger, hinstreckend die Riesen des Gesanges, ihr Sieger und Bezwinger. Er drang in der Dichtkunst vollauf reiche Speicher und plünderte die Vorräthe und entführte die herrlichsten Geräthe. Er ging hinaus und schloß das Thor, daß keiner nach ihm es betrete. Und denen, die folgen den Spuren seines Ganges, zu lernen die Kunst seines Gesanges — nicht seines Siegeswagens Staub zu erreichen gelang es. Alle Sänger führen sein Wort im Munde nur und küssen seiner Füße Spur. Mit seinen Gebeten reißt er die Herzen hin, sie überwindend in seinen Liebesliedern mild wie Thau und doch wie feurige Kohlen zündend. In seinen Klagetönen läßt er strömen der Wolke Thränen.«

Der Rabbi von Cordova, Josef ben Zadik, nennt ihn:

»Den Vater des Gesanges, als hätte ihn Debora die Profetin und Agur der Weise großgezogen. Er fängt die Seelen ohne Netz und Schlinge durch seinen Honigmund und sein liebliches Wort, durch seinen Gaumen wie Manna und den Thau seiner mildfließenden Rede. Ist Juda ein Leu, oder eine Gazelle, da in ihm das Sanfte mit dem Kräftigen sich vereinigt? Er ist ein Diadem der Anmuth, der Bruder der Weisheit, der Vater der Belehrung, das Kind der Erkenntniß und der Gotteslehre.«

Wie überschwenglich einer nordischen Fantasie ein solches Lob auch klingt; immer gibt es, wenn noch so sehr gemäßigt, ein glanzvolles Zeugniß für denjenigen, dem es gespendet wurde, mehr aber noch für jene, die mit ihm um die Palme des Dichterruhmes ringend, ihm dieselbe ohne Neid und Widerspruch reichen ließen. Und doch waren unter ihnen unsterbliche Dichter, wie Mose ibn Esra und Salomo ben Gabirol.

Seit drei Dezennien erst, nach dem glücklichen Funde vom Divan Juda ha-Levi's durch den gelehrten Luzzatto gelangte man zu näherer Kenntniß der weltlichen Dichtungen und biografischen Beziehungen des Dichters.

Eine Gruppe geistvoller Männer, wie Dukes, Sachs, Geiger, Kämpf bemächtigten sich des gefundenen Schatzes. Namentlich waren es die drei Letzteren — Sachs in seinem Werke: »Die religiöse Poesie der Juden in Spanien« — Geiger durch den: »Divan des Castiliers Abu'l-Haßan Juda ha-Levi«, Kämpf durch seine »Poesie andalusischer Dichter«, welche den Dichter dem deutschen Literaturkreise näher rückten.

Eigentlich populär außerhalb jüdischer und gelehrter Kreise wurde erst der Dichter zugleich mit einem Ereignisse aus seinem Leben in neuester Zeit durch einen Dichter. Es wohnt ein tiefer Zauber und eine ironische Pracht in dem Gedichte Heinrich Heine's, das in seinem Romancero den Dichter »Juda ha-Levi« besingt.

Indem wir eine kurze Lebensskizze des Dichters hier mittheilen, so geschieht es zunächst in der Absicht, einen weiteren Leserkreis mit ihm bekannt zu machen, vor Allem aber einen poetischen Genius anzuregen, der ebenbürtigen Geistes die Dichtungen Juda ha-Levi's treu und schwunghaft dem deutschen Literaturschatze aneigne.

Ehevor dieß aber möglich ist, müßte der bis jetzt nur theilweise gedruckte Divan vollständig vorliegen. Es klingt unglaublich und doch ist dem so, daß die Herausgabe bis jetzt an materiellen Mitteln gescheitert ist. Würde, wenn kein Mäzen sich findet, die deutsch-morgenländische Gesellschaft nicht die literarische Verpflichtung übernehmen, oder die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien, den Divan komplett herauszugeben? Der berühmte Luzzatto ist zwar nicht deren Mitglied, aber doch ein Oesterreicher und kaiserlicher Professor am rabbinischen Kollegium zu Padua, und zählt zu den glänzendsten Autoritäten der Wissenschaft. Kaum ein Anderer dürfte vielleicht die sehr schwierige Aufgabe der Edition leisten können, als dieser Gelehrte.

Juda ha-Levi, der nach der Sitte der jüdisch-spanischen Dichter seinem jüdischen noch den arabischen Vornamen Abu'l Haßan vorsetzte, ist um das Jahr 1080 geboren und der Sohn eines wohlhabenden

Vaters, von dem wir nichts außer seinem Namen: Samuel wissen. Frühzeitig in dem Geist der heiligen Schriften, mit dem Talmud und der damals herrschenden Filosofie vertraut, studirte er gleichzeitig die spanische und arabische Sprache, Poesie, Mathematik und Medizin.

Schon im zarten Jünglingsalter regten sich die poetischen Stimmungen in ihm. Er dichtete ein Lied an den bereits berühmten Dichter Abu Harun Mose ibn Esra, der den Genius, welcher ihn selbst später überflügeln sollte, erkannte und freudig begrüßte.

Auch bei unserem Dichter tritt die Erscheinung auf, welche die arabische, persische und türkische Literaturgeschichte in tausend von Beispielen nachweiset und was auch im Abendlande häufig wiederzufinden ist: er verband mit seinem dichterischen Berufe auch den eines ausübenden Arztes. Wiewohl viel beschäftigt, und auch zum königlichen Hofe als Arzt berufen, scheint er doch zuweilen den Widerspruch in sich empfunden zu haben, den ideale und praktische Thätigkeit wach zu rufen pflegen. Er beklagte sich einmal »über die thörichten Heilmittel, mit denen er den Tag über bis in die späte Nacht sich plagen müsse.« Ein andermal entpreßt ihm der Mißmuth die Worte: »Die Stadt ist groß, ihre Bewohner sind trotzig und hart. Ich bin ein Knecht, der seine Jahre damit zubringen muß, die Krankheiten der gestrengen Herren zu heilen.« Als er selbst erkrankt sich ein Heilmittel bereitete, betete er, demselben als weiser Skeptiker mißtrauend, in einem Gedichte zu Gott um Genesung: »Lasse mich nicht untergehen, Herr, mein Gott! Erkenne ich denn das Mittel, das mich retten soll?«

Die Liebeslieder des Dichters gehören zu den zartesten und glühendsten dieser Gattung; doch ist es nicht bekannt, ob sie einem Ideale, oder einer wirklichen Schönheit galten. Unsterbliche Perlen wanden sie sich vielleicht um den Nacken einer schönen Jungfrau, deren Namen vergessen worden ist.

Gewiß ist, daß er vermählt war, wie das aus einer Erzählung des Rabbi Gedalja ibn Jachja in seiner Chronik »Schalscheleth Hakabala« hervorgeht:

Juda ha-Levy hatte eine einzige Tochter, die sehr schön war. Als ihn einmal seine Frau bestürmte, sie noch bei seinen Lebzeiten zu verheiraten, schwor er in seinem Zorne, sie dem ersten Besten, der zu ihm kommen würde, zum Weibe zu geben. Am andern Morgen trat Abraham ibn Esra ärmlich gekleidet in seine Wohnung ein. Als die Frau ihn erblickte und ihres Mannes Schwures sich erinnerte, ward sie sehr betrübt, ging in die Studierstube ihres Mannes und weinte dort bitterlich vor ihm. »Beruhige dich,« versetzte der Dichter, »ich werde ihn unterrichten, daß er ein gelehrter Mann werde.« Hierauf begab sich ha-Levi zu dem Fremden, der ihm seinen Namen und seine Bedeutung verheimlichte. Der Unterricht im Gesetze begann und ibn Esra that, als wenn er große Fortschritte machte. Eines Abends blieb Rabbi Jehuda länger als gewöhnlich in seiner Studierstube, weil ihm die Strofe mit dem Buchstaben »Resch« in einem alfabetarischen Hymnus für das Purimfest viel Schwierigkeiten machte. Als er endlich zu Tische kam, da fragte ihn ibn Esra, warum er heute so lange ausgeblieben sei, Rabbi Jehuda aber wies ihn unfreundlich zurück. Ibn Esra drängte nun die Frau, diese ging in die Studierstube ihres Mannes, holte das Gedicht und zeigte es ihm. Dieser nahm eine Feder, verbesserte einige Stellen und schrieb die fehlende Strofe mit dem Anfangsbuchstaben »Resch« sofort hinzu. Als der Dichter dieß später bemerkt hatte, lief er auf Ibn Esra zu, küßte ihn und rief aus: »Wahrlich, du bist kein Anderer, als Abraham ibn Esra, nur du sollst mein Schwiegersohn werden. Ibn Esra gab sich zu erkennen und heiratete die schöne Baj. In dem Purimhymnus aber stehen heute zwei Strofen mit dem Buchstaben »Resch«: die eine von Juda ha-Levy und die andere von Abraham ibn Esra.

Bekannt sind die freundschaftlichen Beziehungen des Dichters zu vielen ausgezeichneten Persönlichkeiten seiner Zeit. Seinen Verkehr mit Mose ibn Esra haben wir bereits erwähnt. Die Dichter Salomon ben Al-Moallem, Juda ben Gajath, Josef ben Zadik, Juda ben Abun, Abraham ibn Esra, Filosofen und Grammatiker und sonst durch ihre

Stellung in der Gesellschaft bevorzugte Personen gehörten zu seinen Freunden. Diesen Beziehungen verdanken viele seiner Dichtungen ihren Ursprung, die zuweilen gelegenheitlich, wie Hochzeitsgesänge, Elegien auf Verstorbene, meist ethisch-filosofischen Gedanken poetische Schwingen anheften. Ein geprüftes Herz, bittere Erkenntniß, weise Betrachtung, Verachtung flüchtiger Güter klingen schon in diesen Gesängen durch und stimmen, durch einzelne Töne erst, die erhabenen Hymnen an, die den Dichter unsterblich machen.

Auf der Höhe dichterischen Ruhmes bemächtigte sich aus uns unbekannten Gründen eine tiefere Verstimmung des Dichters, dem das Spiel mit poetischen Formen nicht mehr genügen mochte, dem die religiöse Weisheit höher zu gelten begann, so daß er für eine längere Zeit verstummte.

In dieser schrieb er ein filosofisches Werk in arabischer Sprache, welches zu verschiedenen Zeiten in die ebräische, lateinische, spanische und die deutsche Sprache übersetzt worden ist. Nach dem Urtheile des gelehrten Geiger strebt es nicht eine Versöhnung der Filosofie mit der Religion, vielmehr eine Neugeburt jener aus dieser an. Er stellt die Religion als die allein berechtigte hin, von der die Filosofie nur Mittel zur Fristung ihres Daseins entlehnen kann. Er traut nicht der Erkenntniß, welche mühsam durch Schlüsse erworben wird, er verlangt die unmittelbare Erleuchtung, welche den höheren Geistern zu Theil wird, weil ihr Zusammenhang mit dem Quell der Geister ein lebendigerer ist. Ein göttliches Geisteslicht, das von dem gewöhnlichen menschlichen verschieden ist, wohnt nur den Menschen inne, welche das Herz der Menschheit bilden. Es ist Adam gegeben worden, hat sich aber nicht allen seinen Nachkommen mitgetheilt und durch Fortzeugung blos auf diejenigen, welche auch sonst durch das Zusammentreffen aller Umstände dahin befähiget waren, fortgeerbt. Konnte auch, selbst wenn ein Geschlecht getrübt war, der Enkel die Vollkommenheit des Großvaters erben, so ist doch, wenn mehrere Geschlechter die Trübung erfahren haben, diese höhere Begabung nicht mehr zu

erlangen. Der göttliche geistige Faden, welcher bis Adam hinauf sich schlingt, ist dann abgerissen. So haben denn blos die Erzväter und dann die Nachkommen Jakobs diese göttliche Anlage und von ihr die Israeliten. Und wie Personen, so haben und bewirken auch gewisse Gegenden eine höhere Empfänglichkeit, indem ein göttlicher Ausfluß, ein eigenthümlicher Gnadenstrahl auf ihnen ruht. Ein solches Land ist aber Palästina, in dem Gott sich in der Vorzeit auch kund gegeben, als es von Menschen bewohnt war, welche einer innigen Verbindung mit Gott würdig waren. Diese Offenbarung und die an sie sich knüpfende Ueberlieferung ist auch neben der inneren Erleuchtung die einzig sichere Ueberzeugung für Gott.

Dieses Werk ist in der Geschichte der Literatur unter dem Titel: »Khußari« berühmt.

Dasselbe ist in dialogischer Form. Der zum Judenthume bekehrte König der Chazaren, die sich im achten Jahrhunderte zum Judenthume bekannten und bis zum dreizehnten in Kaukasien ein selbstständiges jüdisches Königreich bildeten, spricht mit seinem Lehrer, der ihn im Judenthume unterweiset.

Nach solcher Unterbrechung stimmt der Dichter wieder seine Harfe und erhebt sich zu Gesängen, welche die Allmacht Gottes preisen, die Herrlichkeit seiner Schöpfung verkünden, die Buße und Demuth predigen, und von der Sehnsucht nach dem gelobten Lande überfließen.

Diese Sehnsucht ließ ihn nicht ruhen, sie war der Gedanke seines Tages, der Traum seiner Nacht, sein ganzes Leben lang.

Wie tief der Wunsch in ihm lebte, das gelobte Land zu betreten, das damals nicht ohne Gefahren zu erreichen und zu durchpilgern war, geht aus dem Schlusse seines filosofischen Werkes eben so lebendig, wie aus seinen Gedichten hervor.

Der Meister, nachdem er seine Vorträge über Judenthum beendet hat, nimmt Abschied vom Könige der Chazaren und theilt ihm mit, daß er nun nach Jerusalem wallfahrten wolle. Der König entläßt ihn nur ungerne und spricht zu ihm: »Was willst du jetzt

in Jerusalem? Die Verklärung Gottes ruht nicht mehr auf der Stadt. Wir können überall, hast du mich gelehrt, wenn wir reinen Herzens und sehnsuchtvoller Liebe voll sind, Gott nahe kommen. Warum also willst du dich den Gefahren der Wüsten, der Meere und der wilden Stämme preisgeben?

Der Lehrer antwortet dem Könige:

»Wohl ruht die Verklärung Gottes nicht mehr auf dem Lande, die dort nur von Profeten und dem Volke in begnadigten Momenten geschaut ward. Wir müssen aber glauben, daß eine solche Zeit wiederkehren wird — der Glanz Gottes wenn auch verschleiert, ruht doch im Herzen eines jeden Mannes, der aus dem alten Stamme und reinen Herzens, und frei von aller Schuld ist. Kanaan aber ist Gottes, dort nur können Geist und Herz frei und rein sein und zu echter Liebe entzündet werden. Dort findet der Pilger die Unschuld der Seele wieder, wenn sie von Sünden früher verdunkelt worden ist. Statt der Sühnopfer früherer Zeiten werden dem Pilger die Mühen und Gefahren der Wanderung angerechnet. Wir dürfen Gott nicht versuchen und uns Gefahren aussetzen, wenn es um gemeiner Lebensgüter Willen geschieht. Es gilt aber das Heil der Seele. Wenn der Pilger sein Ziel erreicht, sinke er hin in ein Dankgebet. Wenn er den Tod auf der Wallfahrt trifft, so stirbt er entsühnt.«

Darauf der König:

»Du preisest stets die Freiheit, und nun willst du neue Pflichten, die nur auf der gelobten Erde zu üben sind, zu deinen Herren machen!«

Der Lehrer erwiedert:

»Vor Gott sich beugen, befreit die Seele.«

Der König meint:

»Dem Herrn ist die Sehnsucht deines Herzens bekannt; ihm ist die Sehnsucht und der Glaube genug.«

Der Lehrer antwortet:

»Der Glaube und der Wille genügt, wenn die Wallfahrt unmöglich ist; nicht aber wenn Furcht oder gar Trägheit von ihr abhalten.

Gott wird durch Liebe zu noch größerer Liebe für uns gezwungen. Denke, o König, der Verse, die der Psalmen-Dichter singt: »Du, o Gott, wirst Zions dich erbarmen, es wird die Zeit der Huld herannahen wenn deine Diener dessen Steine lieben und seinen Staub mit Innigkeit umfassen.«

Der König spricht darauf:

»So ziehe denn in Frieden!«

Es ist Juda ha-Lewi selbst, der also in seinem Buche aus dem Munde des Meisters zum Könige redet.

Um's Jahr 1140, also schon sechzigjährig, reißt er sich von Freunden und Verehrern, von seiner einzigen Tochter, die ihm einen geliebten Enkel geboren, los, durchzieht Spanien, wo er in Cordova und Granada freudig begrüßt und durch edelste Gastfreundschaft ausgezeichnet wird.

Zur See dichtet er ein herrliches Ghasel, das die Schrecken des Sturmes, das Alleinsein in der ungeheuern Wasserwüste ausdrückt, die menschliche Ohnmacht gegenüber den rohen Naturgewalten schildert.

Er erreicht Alexandrien im alten wundererfüllten Lande Mizraim. Vor ihm aber ist schon sein Ruhm gelandet und die freudigste Bewegung grüßt den lorbeergekrönten Pilger. In Alexandrien, Cairo, Damiette streiten die Freunde um ihn und sind eifersüchtig darauf, wer ihn beherberge. Mit Dichtern und Rabbinern, Fürsten und Gelehrten in Verkehr, angeregt von der Reise selbst, erwachen wieder lyrische Stimmungen der Jugend in ihm, er singt seine schönsten Lieder. Im tiefsten Herzen aber klingt immer und immer als Grundton die Sehnsucht nach Jeruschalaim, nach Kanaan, »wo alle Thore offen sind zum Himmel.«

Vergebens suchen ihn die Freunde in Egypten, wo er vom Laubhütten- bis zum Makkabäerfeste verweilt, durch Wort und Lied festzuhalten, er scheidet und gelangt in das heilige Land.

Keine Nachricht, kein Ton, kein Lied dringt von ihm mehr zu seiner Mitwelt. Wie ein Stern, den man lange und liebevoll be-

trachtet und auf seinem Gange verfolgt hat, verschwindet uns der Pilger zwischen den Gräbern und Trümmern der Gottesstadt.

Wie das Grab des Profeten ist auch das seine unbekannt. Auch die Dichter, die Gott liebt, sterben leicht und schnell, berührt von seinem Kusse.

Die Nachricht, daß Juda ha-Levi vor dem Thore Jerusalems, auf Trümmern ein Lied dichtend, durch den Lanzenwurf eines zu Pferde ansprengenden Arabers tödtlich getroffen worden sei, entbehrt des historischen Beweises. Als poetische Sage werden sie Dichter und Maler sich nicht rauben lassen. Heinrich Heine hat sie behandelt. Für einen Maler ist sie ein noch nicht benützter Stoff voll drastischen Lebens.

Von einem Ungenannten wurde folgende sehr alte Grabschrift auf Jehuda ha-Levi verfaßt:

אֱנוֹשׁ דּוֹרֵשׁ מְעוֹן צֶדֶק וְחֶסֶד
וְאֵין פֹּנֶה עֲנָוָה עִם תְּעוּדָה,
שְׁלָשְׁתָּם נִקְבְּצוּ יַחַד וְאוֹמְרִים
הֲלֹא הֵן פֹּה אֲנַחְנוּ בִּיהוּדָה!

Sie lautet übersetzt:

Fragst Du: »Wo ist die Frömmigkeit und Liebe begraben?
Demuth, Erkenntniß und Licht, sind sie entschwunden der Welt?«
Und sie sprechen als Antwort zu dir, in trauerndem Chore:
»Hier in Jehuda's Grab liegen wir alle vereint.«

Beim Chacham.

Gastfreundlichkeit. — Schreiendes und stilles Beten. — Der Engel der Gebete. — Die Frau des Chacham. — Naive Frage. — Profane Unwissenheit. — Preußische und deutsche Sprache. — Deutsche und spanische Juden. — Maimonides. — Geistiger Juwelenhandel. — Sklavenverhältnisse.

Ein Volk, dessen 400jährige Sklaverei in seiner Erinnerung noch nicht untergegangen ist, das in jeder Passahnacht noch heutzutage, wenn es von seinem Auszuge aus Egypten erzählt, damit beginnt: »Sklaven waren wir im Lande Mizraim!« wie hat ein solches Volk, als es frei und mächtig geworden ist, die Sklaven behandelt und wie verhält es sich ihnen gegenüber noch jetzt in den Ländern, wo Sklaven gehalten werden?

Ich war nach dem sabbatlichen Gottesdienste bei einem ehrwürdigen Chacham zum Frühstück eingeladen.

Der schöne Greis, in einen weißen weiten Mantel, an dessen Enden die Schaufäden hingen, eingehüllt, das Haupt von einem graublauen Turban umwunden, empfing mich sitzend auf einem rothseidenen Divan, der nur einen Schuh hoch vom teppichbedeckten Estrich aufragte. Sein Antlitz war von jener edlen Gesichtsbildung, die wir orientalisch nennen und die sich im Morgenlande bei den Männern schöner als bei den Frauen ausprägt; während die jüdischen Frauen des Abendlandes, wenn sie den Stammtypus zeigen, schöner sind als in gleichem Falle die Männer.

Der Chacham grüßte mich in der den Morgenländern allgemein gebräuchlichen Weise, indem er seine Linke an Stirne, Herz und Lippen

legte; dann reichte er mir seine rechte Hand mit dem auch im Abendlande üblichen Willkommgruße: »Schalom aleichem!« Friede sei mit dir!

Er lud mich darauf ein, mich zu seiner Linken, dem Ehrenplatze im Oriente, zu setzen und klatschte in die Hände.

Ein schwarzer Diener trat ein und reichte mir auf einer silbernen Tasse ein braunweißliches, gepulvertes Gemenge mit einem silbernen Löffel. Als ich, wie es die Höflichkeit im Oriente fordert, den Herrn des Hauses zuerst begrüßend, davon nahm und kostete, merkte ich erst, daß es geriebener mit Zucker vermengter Kaffee war, der statt eines gekochten gereicht wurde, der am Sabbat nicht bereitet werden darf.

Ein zweiter Diener, der wie sein Herr gekleidet, aber baarfuß war, brachte hierauf in einer schönen kristallenen Schale in Zucker eingesottene Zedratfrucht und Eisgekühltes Wasser, über das ich nicht wenig erstaunt war. Wie mir gesagt wurde, werden ganze Schiffsladungen Schnee vom Libanon nach Alexandrien und von da auf der Eisenbahn nach Cairo gebracht.

Nach dieser Bewirthung erst eröffnete der Gastfreund das Gespräch: »Hat dich Gott heute mit tiefer Andacht gesegnet?«

»»Das Gebet der frommen Gemeinde,«« erwiederte ich ihm, »»hat auch das meine entzündet. Eine ungewohnt schöne Erscheinung war es mir, daß nur der Vorbeter laut sang und die Gemeinde ihre Gebete still und ruhig sprach. Bei uns im Abendlande ist dem nicht so und das Durcheinanderschreien der Einzelnen, als wollten sie in das Ohr des Herrn sich vor den Andern vordrängen, hat uns von Andersgläubigen vielen Spott und Entweihung des Namens zugezogen.««

»Das Gebet soll still sein,« erwiederte der Chacham; »Ein Engel des Herrn schreibt das stille Gebet jedes Menschen auf einer goldenen Tafel nach und diese wird ihm gezeigt, wenn er in den Himmel kommt. Ein frommer Rabbi, der sein Gebet immer laut verrichtete, bemerkte an der goldenen Tafel seiner Gebete viele leere Stellen und die Zeilen häufig unterbrochen. Er fragte den Engel: »Wie kommt es, daß die inbrünstigsten Rufe meiner Seele zu Gott hier nicht auf-

gezeichnet und manche durch Auslassungen traurig verstümmelt sind?« Da antwortete ihm der Engel: »Während du schreiend mit deiner Gemeinde betetest und Einer den Andern überbot, da wurde ich häufig verwirrt und konnte nicht alle deine Worte vernehmen. Die andern Engel überhörten wieder durch dein Schreien ebenfalls Gebetstellen anderer Gemeinde-Mitglieder und so sind die goldenen Tafeln lückenhaft geworden.« Das stille Gebet ist besser denn das laute. Wer wagt es vor dem Könige seine Bitten ungeziemend zu schreien, und vor dem König der Könige wäre es erlaubt?«

Schon während unseres Gespräches hatte die Frau des Chacham in reicher morgenländischer Tracht sich eingefunden und schweigend demselben zugehört. Sie trug einen Rock von schwerer rother Seide und eine grüne damastene Jacke. Ihr Haupt war mit einem rothen Feß, der von einem seidenen bunt geblümten Tuche turbanartig umgeben war, bedeckt. Grüne Edelsteine und Perlen schmückten diesen seidenen Bund. Türkische Goldmünzen von der Größe eines Silberthalers, bis zu der eines Viertel-Dukaten, hingen um ihren Hals. Ihre Augen waren mit Koh'l geschminkt und glänzten aus dem jugendlich schönen Antlitz. Ihr Busen leuchtete, um einen morgenländischen Poetenausdruck zu brauchen: wie zwei Monde ohne Wolken.

Als in unserem Gespräche eine Pause eintrat, wandte sie sich ehrerbietig an ihren Gatten mit den Worten: »Gestattet, mein Herr, daß ich unseren Gast — gesegnet sei sein Kommen in unserem Hause! — frage, aus welchem Lande er sei?

»»Es ist nicht fromm den Gast zu fragen, woher er kommt und wann er geht. Von diesem aber ist es mir schon bekannt; so befriedige Deine Neugierde, damit Du«« schloß er lächelnd, »»Deinem Gatten nicht zürnest!««

Sie stand vom Divan auf, nahte mir orientalisch grüßend und machte die Bewegung des Handkusses, ohne wirklich mit ihren Lippen meine Hand zu berühren. Dann fragte sie: »Aus welchem Lande im Westen kommt unser Herr!«

Als ich ihr Bescheid gegeben hatte, fragte sie um die Frauen, um ihre Gewohnheiten, ihre Tracht. Zumeist war sie erstaunt darüber, daß die Mädchen im Abendlande völlig freie Wahl haben, wenn sie heiraten.

»Wie soll ein zwölf- höchstens vierzehnjähriges Kind,« sagte sie, »wissen und erkennen, was ihm zum Heile und Segen ist?«

Als ich erwiederte, daß unsere Mädchen gewöhnlich erst achtzehnjährig oder noch viel später heiraten, wunderte sie sich gar sehr: »Welcher Mann mag ein so altes Geschöpf zum Weibe nehmen! Tragen die Frauen goldenen- und Edelsteinschmuck?«

»»Wenn sie in Gesellschaft, oder an öffentliche Orte gehen.««

»Wollen sie denn dem fremden Manne gefallen?«

»»Es scheint fast!««

»Wir tragen den Schmuck immer, bei allen unseren häuslichen Beschäftigungen und unsere Männer freuen sich am Glanze, den sie über uns verbreiten, und wir werden fort und fort daran erinnert, ihnen dankbar zu sein.««

Es traten während dieses Gespräches immer mehr Gäste ein, die gekommen waren, »um dem Hausherrn seinen Gast mitehren zu helfen« und wohl auch aus Neugierde, um Weltneuigkeiten zu erfahren, da sie weder Zeitungen noch Bücher lesen.

Ich fand auch hier, wie in Syrien und Palästina, die von Juden und Christen gleichgetheilte Besorgniß, namentlich einer Folge des Hat Humajum, wegen der ihnen früher erlassenen Verpflichtung Kriegsdienste thun zu müssen. Nur ein Gedanke tröstete sie, daß der Hat Humajum in Egypten noch nicht verkündet war und daher keine Giltigkeit habe. Der Vizekönig von Egypten hat trotz zweimaliger Aufforderung des Padischah ihn bis zum heutigen Tage, wo wir dieß, vier Jahre später niederschreiben, noch nicht kund machen lassen.

Das Gespräch nahm eine andere Wendung und ich wurde von einem der Anwesenden um die Zustände der Glaubensgenossen im heiligen Lande gefragt. Sie hatten vernommen, welche Kämpfe ich in Jerusalem zu bestehen hatte.

Meine Mittheilungen wurden mit dem gespanntesten Interesse vernommen. Einige Zwischenfragen über Palästina und seine heiligen Orte zeigten von der naivsten Unwissenheit mehrer Rabbinen, die um so auffallender war, als sie doch ihr ganzes Leben damit hinbringen, die Thora und den Talmud zu studieren und von der Geografie und Profangeschichte der Juden gar nichts wissen.

Ich erinnerte mich wie zum Troste einer Frage, die ein römischer Kardinal, als ich bei Mezzofante in Rom zu Besuche war, an mich richtete: ob zwischen der deutschen und preußischen Sprache ein großer Unterschied sei?

Nachdem ich den Widerstand der Juden in Jerusalem gegen die Errichtung einer Lehranstalt auseinandergesetzt hatte, fand das Benehmen der Jerusalemitaner von der Gesellschaft eine entschiedene Mißbilligung.

Der Hausherr nahm das Wort: »Gott Lob! es waren nicht meine spanischen Brüder, sondern deine deutschen Landsleute, welche von der Errichtung einer Schule nichts wissen wollten. Wir zählen«, ergänzte er stolz, »unter unseren Vorfahren Juda ha-Levi und Gabirol, Charisi und Abo, ibn Tybbon und Maimonides! Und noch hundert Leuchten der Wissenschaft.«

Ich kam in die Lage, mich meiner Widersacher annehmen zu müssen, denn ich mochte nicht durch Stillschweigen scheinbar zugeben, als ob es den deutschen Juden an Geistern fehle, die durch die Tiefe ihres Denkens, durch den Reichthum ihres Wissens, durch die Pracht ihrer Kunst sich ausgezeichnet haben und schloß mit der Frage: warum die sefardischen, d. i. spanischen Juden eben auch nicht im Geiste ihre glänzenden gelehrten Ahnen und Forscher handelten?

„Ihr ehret Maimonides, der auf der Erde Egyptens lebte und vor dessen Geist und Frömmigkeit sich auch die Juden des Abendlandes beugen. Kannte und übte er nicht die Wissenschaften der Erde? Warum wollen seine Nachkommen nur von der Wissenschaft des Himmels wissen? Er verstand die Pflanzen und bereitete Arzneien aus

ihnen. Er berechnete den Gang der Gestirne und kannte die Eingeweide der Erde. Die Systeme der Filosofen Griechenlands und Arabiens waren ihm bekannt. Das erste seiner unsterblichen Werke »Der Führer der Verirrten«, das ein Gesetzbuch jüdischer Wissenschaft geworden ist, schrieb er dieß nicht sogar in einer fremden Sprache und nicht in der ebräischen? Es ehren nicht blos seine Glaubensgenossen in Egypten, sondern die auf der ganzen Erde auch diesen Mose als einen treuen Knecht Gottes? Ist er nicht auch ein Befreier seines Volkes aus den Banden der Unwissenheit, aus dem finstern Lande des Wahnes? Haben nicht die Mohammedaner selbst, noch bei seinen Lebzeiten sein Werk in den Schulen gelehrt? Und in die Weltsprache übersetzt, haben es Thomas von Aquino und Albertus Magnus lateinisch studiert.«

Der Chacham sah mich ruhig an und sprach nach einer Pause, in welcher er seine Gedanken zu sammeln schien: »Mose ben-Maimon, gesegnet sei das Andenken des Frommen! und viele gewaltige Männer seiner und früherer Zeit standen der Ueberlieferung näher als wir, sie wußten noch um manches göttliche Geheimniß, das uns verloren gegangen ist. Sie waren stark und konnten nicht irre gehen, wenn sie sich auch auf fremde Gebiete des Geistes wagten, sie wußten doch den Weg zur unangetasteten Rückkehr. Wir aber, die wir jetzt leben und denen der letzte leiseste Widerschein der Schechina erloschen ist, wir dürfen es nicht wagen, sonst gehen wir auf finstern, rückkehrlosen Wegen unter. Die Thora allein ist unser Licht und unsere Fahne, und die Wissenschaft und das Gewerbe der Erde müssen uns fern bleiben, wenn unser Blick nicht abirren soll.«

»Verbietest Du den Glaubensgenossen auch das Gewerbe?«

»»Es sei den Unwissenden vorbehalten.««

»Trieb nicht, von dem wir eben in Ehrfurcht sprachen, Maimonides, selbst einen Juwelenhandel? weil er es verschmähte und nach der talmudischen Anschauung nicht für würdig hielt, die Wissenschaft zum Erwerbe zu benützen. Doch Dir sind, ehrwürdiger Rabbi,

die zahlreichen Heroen der Wissenschaft des alten Judenthumes alle bekannt, die wie Maimonides dachten und lebten. Auch in späteren Jahrhunderten im Abendlande lebten Männer tiefer Weisheit und frommen Wandels, und doch verschmähten sie es nicht, wie Spinoza ein Brillenschleifer, wie Mendelsohn ein Kaufmann zu sein.«

»»Ich höre diese Namen zum Erstenmale und ich kenne den Ruhm nicht, den mein verehrter Gast von ihnen meldet, und der wahrhaftig ist. Was aber den großen Mose Maimonides, gesegnet sei das Andenken des Frommen! betrifft, so scheint mir die Nachricht, daß er mit Juwelen gehandelt, nur symbolisch gemeint. Er brachte die Perlen der Halacha und die Diamanten der Hagada nach Egypten und vertheilte sie unter seine Jünger.««

Ich mochte dieser poetischen Anschauung keine Worte entgegensetzen. Mein anerkennendes Lächeln schien den Hausherrn vollkommen zufrieden zu stellen, während die anderen Gäste, die die Aeußerung sehr ernst aufnahmen, von der biografischen Berichtigung durchdrungen schienen. —

Das Ab- und Zugehen des schwarzen und weißen Dieners, so oft ein neuer Gast kam und sie ihm Kaffee und Süßigkeiten zu reichen hatten, veranlaßte meine Frage, ob die Juden in Egypten Sklaven kaufen und halten dürfen?

Sie verneinten dieß und einer der anwesenden Rabbiner bemerkte: »Wenn es uns auch gestattet wäre, wir würden in einem Lande, wo unsere Vorfahren das bittere Loos der Sklaverei empfunden haben, dasselbe nicht unseren Nebenmenschen bereiten wollen.«

Ein Anderer äußerte, daß in dem bestehenden jüdischen selbstständigen Königreiche in Abyssinien von den Juden Sklaven gehalten werden, doch seien diese Heiden.

Es entspann sich nun eine lebhafte Debatte über das Sklavenwesen bei den Juden in alter Zeit.

Dabei bekämpften oder ergänzten sich die Herren durch Bibelsprüche, durch Anführung talmudischer Anschauungen und historischer

Berichte. Wie Jongleure mit Messingkugeln, das Auge verwirrend und Staunen hervorrufend spielen, so glänzten und leuchteten von Mund zu Munde die Reden und Gegenreden, Beweise und Widersprüche. Es war eine kleine lebhafte Gedankenschlacht, bei der keiner der Anwesenden siegte, nach welcher aber der Friede in der Anerkennung der Menschlichkeit und Milde des Judenthums gegen Sklaverei geschlossen wurde.

Wir haben bald nach dem Besuche Einzelnes über den Gegenstand angemerkt und der Mittheilung vorbehalten. In neuester Zeit hat der geistvolle S. Szanto über denselben Stoff eine klare Darstellung geliefert, in der wir nicht nur Vieles aus dem angedeuteten Gespräche wiederfanden, dem vielmehr noch Manches ergänzend hinzugefügt ist. Und so wollen wir statt einer fragmentarischen, vielleicht aus untreuem Gedächtnisse niedergeschriebenen Darstellung und Zusammenstellung der gelehrt erschöpfenden folgen.

Das Sklaventhum bei den Juden.

Heidensklaven. — Ihre Rechte. — Eine bekehrte Königin. — Ergänzung eines Minjan. — Eine den Bann aussprechende Sklavin. — Trauer um einen Sklaven. — Klagelied Maimonides. — Judensklaven. — Ein Sklave ist Herr. — Sklavinnen. — Bestrafung von Knechtssinn. — Lob der Hausfrau. — Dienstbotenverhältniß. — Papst Gregor I. — Ludwig IX. — Bei Gefahr des Crepirens.

»Sie seien euch lebenslänglich dienstbar«, heißt es von Heidensklaven in der Schrift, und wie sehr auch die Leibeigenschaft in der damaligen Verwaltung nicht zu umgehen war, wurde doch darüber viel gestritten, ob jener Ausspruch als Gebot oder Konzession aufzufassen sei. Darüber war man jedoch bald einig, daß alles Sklaventhum verwerflich und nach Thunlichkeit zu beseitigen sei. So gewährte die Bibel dem heidnischen Leibeigenen die Freiheit, wenn er durch Mißhandlung des Gebieters ein Auge oder einen Zahn verloren. Die Rabbinen, damit noch nicht zufrieden, zählen noch vierundzwanzig körperliche Verletzungen auf, die auf gleiche Weise gebüßt werden; ja selbst wenn der jüdische Herr ein Arzt ist, dessen zwar wohlgemeinter aber mißlungener Heilversuch seines ohnehin kranken Sklaven solche Verstümmelung zur Folge hatte, geht Menschenbefreiung dem Besitzrechte voran. Steht es dem Herrn immer frei, seinen Sklaven zu emanzipiren, so gibt es eine Unzahl Fälle, wo er dazu gerichtlich verhalten wird. Ein heidnischer Sklave wird nämlich frei, wenn sein palästinensischer Gebieter ihn außerhalb Palästina oder an einen Heiden im Inlande verkauft; wenn es ihm gelingt, vom Ausland nach

Palästina dem ausländisch-jüdischen Herrn zu entfliehen; wenn er, im Kriege gefangen, der Haft entkommen ist; wenn der Gebieter ihn dem Tempelschatze vermacht, oder als herrenloses Gut preisgibt. Erklärt ein anscheinend Sterbenskranker seinen Sklaven zum Universalerben, und geneset wieder, so bleibt dieser emanzipirt. Gestattet Jemand seinem Leibeigenen religiöse Funktionen, die nur von Israeliten geübt werden, wie das Anlegen der Betriemen, Vorlesen dreier Verse aus der Thora, so wird das als stillschweigende Freiheitserklärung betrachtet. Wer seinen Sklaven als seinen Sohn bezeichnet, der kann die Aussage nicht mehr zu Ungunsten der Freiheit widerrufen. Kaufen zwei Israeliten einen Heiden in Gemeinschaft, und der eine Herr emanzipirt ihn, so wird der andere dasselbe zu thun gerichtlich gezwungen, und muß die Schuldverschreibung des Freigelassenen auf dessen halben Arbeitswerth als Ersatz annehmen. Ein solcher unfreiwilliger Menschenfreund hatte einst in einem ähnlichen Falle sein Anrecht auf den einseitig entlassenen Sklaven seinem unerwachsenen Sohne schnell verschrieben und pochte nun auf das jüdische Gesetz, das Unmündigen gegenüber gerichtlichen Zwang zu üben verbietet. Doch noch rascher wußten die Rabbiner der Freiheit eine Thüre zu öffnen. Sie setzten dem kleinen Sklavenbesitzer von Amtswegen einen Vormund und zwangen dann diesen, dem Gesetze gerecht zu werden.

Geht ein Heide mit seinem Sklavengefolge zum Judenthume über, so sind alle jene frei, die ihrem Herrn mit der Annahme der Judentaufe zuvorgekommen sind. Dieses Gesetz wurde sogar einst einer Königin gegenüber geltend gemacht, die mit ihrer ganzen Dienerschaft sich bekehrt hatte, und welche Veruzia, nach Andern Velurit geheißen hat, und wie ein neuerer Geschichtschreiber will, jene Veturia Paula, die Gründerin der Synagogen von Campus und Volumnia gewesen sein soll, deren Grabstein man vor mehreren Jahren zu Rom gefunden hat.

Wie man übrigens bestrebt war, die Freiheit zu allen Pforten einzulassen, beweist noch folgender Fall: Einst hatte sich zur bestimm-

ten Andachtsstunde nur eine Zahl von neun betenden Israeliten bei R. Elieser eingefunden. Nach jüdischer Anschauung verleihen aber erst zehn Personen dem Gottesdienste den Charakter der Oeffentlichkeit. Der fromme Rabbi hatte nichts Eiligeres zu thun, als seinem für theures Geld erkauften Heidensklaven den Freibrief zu schreiben, um durch diesen die Zahl zu ergänzen. Sogleich ward es zum Gesetz erhoben, daß man nichtjüdischen Leibeigenen behufs religiöser Funktionen die Freiheit gebe. Ein Gleiches hatte einzutreten, wenn die Keuschheit einer Magd durch ihre Sklaverei bedroht war.

Die Behandlung der in Unfreiheit Verbliebenen entsprach denselben Prinzipien. Schon nach der Lehre Mose's durften flüchtige Sklaven nie ihrem Tyrannen ausgeliefert werden, und büßte der mißhandelnde Gebieter die Tödtung seines heidnischen Leibeigenen mit dem Leben. Sabbate und Feiertage gewähren allgemeine Arbeitsferien, und an den Freuden der Feste, an gewissen öffentlichen Festmahlen sind Knecht und Magd zu betheiligen. Die Rabbiner fügen noch das Verbot hinzu, keinen Sklavenkauf so abzuschließen, daß der Herr von der Verköstigung zur Zeit der Hungersnoth enthoben sei.

Rühmend wird es dagegen erwähnt, daß Abuhu ben Imi sich nicht befriedigte, seinen Leibeigenen blos zu sättigen, sondern von jedem Gerichte, das und bevor er es selbst genossen, Knechten und Mägden ihren Theil zukommen zu lassen — dafür aber, setzt die fromme Sage hinzu, sprach der Geist des Profeten Elias gerne in dem Hause ein. Rabbi Jehuda konnte weder Braten essen noch Wein trinken, ohne mit den Sklaven die bessere Kost zu theilen; denn, setzte er hinzu, mein Schöpfer ist der ihre auch.

Des berühmten Rabbi Gamliels heidnische Leibeigenen sind durch die Milde ihres Herrn in der Geschichte Israels verewigt. Seinem berühmt gewordenen Knecht Tabi gesetzliche Freiheit zu verschaffen, wurden mancherlei Anstrengungen gemacht, und als er starb, nahm der sonst sehr vornehme Patriarch Condolenzbesuche entgegen, wie Leidtragende um theure Blutverwandte. In dieser durch fürstliche

Würde hervorragenden Familie gestattete man Mägden den Ehrentitel »Mütter« beizulegen, ob es gleich nicht ohne Gefahr für den Grüßenden war, Sklavinnen mit diesem Namen anzureden. Eine dieser Mägde wagte es sogar einst, einen freien Israeliten in den Bann zu thun, weil er seinen erwachsenen Sohn öffentlich gezüchtigt, was, da es leicht den Sohn zur Gegenwehr und Verletzung der Kindespflicht reizen könnte, verboten war. Und jenes Anathem, von einer Sklavin ausgesprochen, wurde drei Jahre aufrecht erhalten, als wäre es dem Munde eines Rabbiners entfahren.

Rabbi Samuel zahlte seiner eigenen Magd die festgesetzte Buße für Ehrenbeleidigung, denn, sagte er, über ihre Arbeitskraft, nicht über ihr Gemüth hab' ich zu gebieten.

Starb ein Heidensklave, so wurde er ehrenhaft bestattet, und nach damaliger Sitte ward das Klagelied am Grabe des Dahingeschiedenen also angestimmt: »Klagt um ihn, der sich so treu bewährt, von der Hände Fleiß sich so fromm genährt.«

Von all diesen Normen noch nicht befriedigt, schließt der gelehrte Maimonides seine Abhandlung über Heidensklaven in Judendiensten mit folgenden Worten: »Obgleich das Alles juridisch richtig ist, verlangen höhere Sittlichkeit und tiefere Weltweisheit von jedem Menschen Milde und Erbarmen. Erschwere daher Niemand das Joch seiner Sklaven, kränke sie nicht durch Wort und That; aber er theile mit ihnen jeden Lebensgenuß, lasse ihre Verköstigung der seinigen vorangehen, er beschäme sie nie mit Mund und Hand, denn die göttliche Vorsehung ließ ihre Kraft, nicht ihr Schamgefühl dir dienstbar sein. Fahre sie nicht barsch an, brich nicht in Zorn gegen sie aus; befiehl in Gelassenheit, sprich in Sanftmuth, und höre ruhig ihre Gegenrede an. Denn Grausamkeit und frechpolterndes Anherrschen mag bei heidnischen Götzendienern üblich sein. Abrahams Sprößlingen aber, Israeliten, denen die Gnade göttlicher Offenbarung zu Theil und die milder Satzungen und Vorschriften gewürdigt worden, ist liebevolles Erbarmen angeboren. Darum gehe jeder in jenen Wegen Gottes,

wovon es heißt: Ueber jedes seiner Geschöpfe waltet seine Liebe. Und wie wir selber Gnade üben, wird Er uns gnädig sein.«

Modernen Menschen bleibt wohl die Frage offen: Wenn so der leibeigenen, andersgläubigen Dienerschaft begegnet ward, was blieb da noch für den dienenden Glaubensbruder, was für einen freien Dienstboten zu thun übrig? Wir antworten mit dem Spruche der Rabbiner: »Wer einen jüdischen Knecht sich anschafft, der bringt einen Herrn über sich selbst ins Haus.« Wenn Verarmung Jemanden zur Knechtschaft zwang, oder wenn ein Dieb, der den Schaden nicht ersetzen konnte, gerichtlich veräußert werden mußte, ward mit peinlicher Aengstlichkeit darüber gewacht, daß der Sinn für persönliche Freiheit, das Bewußtsein seiner Menschenwürde in dem Büßenden erhalten werde. Weibliche Personen durften selbst als Diebinnen nicht verkauft werden, Knechte aber einzeln, rasch, ohne Versteigerung und in aller Stille; denn man soll mit Menschen keinen Markt halten, nicht feilschen mit dem Ebenbilde Gottes. Der Kaufschilling war der doppelte Lohn des gewöhnlich für drei Jahre sich vermietenden freien Dienstboten; denn Niemand konnte auf längere Frist von Jahren verkauft werden, als die Woche Werketage hat. Dem Sklaven liegt jedoch die Pflicht ob, durch Nebenverdienste und Ersparnisse noch vor jener Frist sich loszukaufen, daß nie das Gefühl für Freiheit in ihm ersterbe, und das Herz in feiler Knechtschaft nicht versumpfe. Der Herr suche dagegen ihn zu sich emporzuheben, und vergesse nie, daß ein verkommener Bruder, nicht ein Unterthan in sein Haus eingekehrt ist.

Erscheinen der Herr und sein Knecht auf öffentlicher Straße, so deute nichts die Unterordnung des Letzteren an. Nicht darf der Herr sich auf ihn stützen, nicht durch ihn Geräthschaften ins öffentliche Bad sich nachtragen lassen. Er soll ihn nicht zu Diensten gebrauchen, welche die Schmach der Sklaverei jedem Vorübergehenden verrathen, er darf ihn daher nicht als Färber-, Bäcker-, Fleischer-Ge-

sellen und Budendiener verwenden. Bei der Tafel sitzen beide nebeneinander, und der Gebieter darf sich keine bessere Kost, keinen ältern Wein gestatten, ohne daß der Diener mitgenießt. Auf demselben Teppiche halten beide dann ihr Mittagschläfchen, und hätte der Knecht sich auch überladen. Der Herr darf auf weichem Flaum nicht ruhen, und auf Stroh den Diener betten. Ja, wenn nur ein einzig Kissen im Hause ist, so hat der Knecht darauf Anspruch, und der Herrr muß sich bescheiden. Hat jener Weib und Kind, so ist für diese gleichfalls Sorge zu tragen.

Noch zarter aber sind Sklavinnen zu behandeln. Hat ein armer Vater seine unmündige Tochter verkauft, so wird sie frei wenn der arme Vater oder der reiche Käufer inzwischen gestorben ist, oder sie selbst mittlerweile die Pubertät erlangt hat; denn Mägde können nicht vererbt, reife Menschen von andern nicht verkauft werden. Ist endlich die Frist von sechs Jahren verstrichen, das Freijahr für Knecht und Magd erschienen, so muß ihnen der Brotherr noch eine Ausstattung mitgeben, damit sie nicht, leer und blos, den Launen des Momentes preisgegeben, wieder der Knechtschaft verfallen. Will jedoch der Knecht auch dann nicht sein Geschick in eigene Hand nehmen, ist er für Freiheit schon stumpf geworden, so diene er, bis der Posaunenschall das nächste Jubeljahr verkündiget, doch werde ihm zur Schmach das Ohr durchbohrt, das den Spruch hätte merken sollen: »Gottesknechte dürfen nicht Menschenknechte bleiben« Doch weibliche Dienerinnen schützt ihr Geschlecht, und Aroniden ihr Stand und ihre Verwendung bei dem Tempeldienste vor der letztgenannten Strafe.

Es ergibt sich aus all diesen Gesetzen die zweifache Absicht, einmal der menschlichen Barmherzigkeit zu genügen, jeder Härte und Grausamkeit der Brotherren vorzubeugen, und zuerst die Herrschaft selber zur Milde und Menschenfreundlichkeit heranzubilden; dann aber auch den dienenden Theil des Hausstandes emporzuheben, in ihm das Streben nach Selbstständigkeit wach zu halten und die Selbst-

achtung — die Grundlage aller guten Erziehung — in ihm zu begründen. Es begreift sich daher, daß gegen die blos gemieteten Arbeiter, also die Dienstboten in unserem Sinne, nicht schlechter verfahren werden durfte. Mose erklärt ausdrücklich, daß die »Holzhauer und Wasserschöpfer« in den gleichen Gottesbund wie die Volkshäupter und Befehlshaber treten, und vor Gott alle Stände gleichberechtigt seien. In den Gesetzen für Löhnlinge schwindet die letzte Spur eines Unterschiedes nach den Confessionen; ja in der Regel bedeutet in der Bibel das Wort »Löhnling« ohne nähern Beisatz einen Nichtjuden, was daraus ersichtlich ist, daß der »Löhnling« nicht am Osterlamm betheiligt werden konnte. Es wird aber verordnet, allen Dienstboten ihren Sold pünktlich zu entrichten, ihnen während der Arbeit in Feld und Weinberg alles Eß- und Trinkbare, für welches ihr Dienst in Anspruch genommen wird, zum Genusse zu überlassen, und die leutselige Behandlung wird mit solcher Selbstverständlichkeit vorausgesetzt, daß die Bibel nur hinzufügt, dem jüdischen Leibeigenen nicht schlechter als dem nichtjüdischen Dienstboten zu begegnen.

Im Talmud werden alle Löhnlinge als freie, dem Brotherrn ebenbürtige Kontrahenten betrachtet, die Lohn für Arbeit umtauschen. Die Vertragsbedingungen werden nach dem Wortlaute so genau ausgelegt, daß Rabbi Jochanan seinem Sohne die Unbesonnenheit verwies, weil dieser den Löhnlingen im Allgemeinen die Verköstigung ohne weiteren Beisatz versprochen hatte. »Und gäbest du ihnen nun eine Salomonische Tafel«, sagt er, »sie hätten das Recht, eine noch bessere zu verlangen. Gehe noch einmal hin und mache die Speisen namhaft, die sie zu erwarten haben.« In streitigen Fällen sind Dienstboten noch in dem Vortheile, daß ihnen gestattet ist, ihre Forderung eidlich zu begründen während der jüdische Zivilprozeß in den meisten Fällen nur Entlastungseide gestattet. In der Folge sah man sich sogar veranlaßt, Brotherren gegen Uebergriffe der Dienstboten durch eigene Gesetze zu schützen, »um doch der Arbeit nicht das Thor zu versperren.«

In gleicher Weise war man bemüssiget, der jüdischen, überschwänglichen Barmherzigkeit Schranken zu setzen, als der Menschenraub hierdurch zu neuerer Thätigkeit verlockt wurde. Denn um Sklaven vor Mißhandlung und Grausamkeit, denen sie bei Heiden ausgesetzt waren, zu schützen, wurden keine Opfer gescheut, sie loszukaufen. Diese Aussicht auf reichen Gewinn reizte aber zur Fahndung auf Judenknechte, und vergrößerte das Uebel, statt es zu mindern. Doch war, wie schon gemeldet, den im Lande ansäßigen Heiden weder der Ankauf noch die Benützung israelitischer Dienstleute verwehrt. Auf der andern Seite war es aber Pflicht, durch Zucht, Ordnung und gutes Beispiel auch im weitern Sinne erziehlich auf das Hausgesinde einzuwirken.

Wer kennt nicht das Lied vom Biederweib, das die tüchtige Hausfrau schildert: »Sie ist selber emsig und rührig, schafft und treibt den ganzen Tag, und löscht ihr Lämpchen erst in später Nacht. Vor Tagesgrauen ist sie wieder wach, und sorget für des Hauses Kost. Sie setzt die Tagesordnung fest, weiset den Mägden die Geschäfte an. Sie selber gürtet mit Kraft die Lenden, und rüstet den arbeitsamen Arm. Mit Umsicht waltet sie im Hause, mag selber das Brot der Trägheit nicht essen. Doch die Hand, die geschickt den Rocken führt, ist auch zur Gabe für den Dürftigen bereit. Aus ihrem Munde strömt nur weise Rede, auf ihrer Zunge schwebt die Religion der Liebe.« — Wie? fragte da ein Weiser, gibt es denn auch eine Religion ohne Liebe? »Ja wohl« entgegnete ihm der Freund, »die Religion, die man blos lernt, ist ohne Liebe; übt man sie auch, tritt erst die Liebe hinzu.«

Das ist die Löwenklaue, woran man das Judenthum erkennen mag, und man wird es nun begreiflich finden, daß die Juden das einzige Volk der Welt sind, dessen Geschichte keinen Sklavenkrieg zu verzeichnen hatte, was man den Annalen selbst der beiden europäischen Mustervölker nicht nachrühmen kann.

Schließen wir das Kapitel mit einem flüchtigen Blicke auf die Stellung des jüdischen Hausgesindes in den späteren Jahrhunderten.

Von der milden Behandlung herbeigelockt, strömten bald von allen Völkern Sklaven und Dienstboten herbei, drängten sich heran, jüdische Brotherren zu gewinnen, daß gar bald die Mißgunst hierüber in andern Kreisen rege wurde. Man erließ scharfe Gesetze gegen Verkauf von Sklaven an jüdische Gebieter, die es jedoch nicht hindern konnten, daß noch im fünften Jahrhunderte selbst christliche Geistliche durch Wort und That die Humanität der Juden anerkannten.

Papst Gregor der Erste verbot den Juden nur bedingungsweise Christenleibeigene zu besitzen, erkannte die Hörigkeit christlicher Erbpächter an jüdische Pachtgeber an, und beschränkte die freien Dienstboten nicht, in israelitischen Häusern zu dienen. Als einst der Jude Basilius, dessen Söhne zum Christenthume übergegangen waren, diesen alle Sklaven verschrieb, um doch des Eigenthumrechtes nicht verlustig zu werden, entschied der Papst selber dafür, daß die Sklaven zum Gehorsam gegen den Juden zu verhalten seien; denn, sagte der humane Kirchenfürst, hat doch die Taufe selbst die Söhne nicht des Gehorsams gegen den Vater entbunden.

Indessen gestalteten sich die Zeiten immer trüber, wie auch die weltliche Obrigkeit in dieser Rücksicht zu den Juden hielt. Ludwig IX. untersagte es streng, die bei Juden dienenden Heidensklaven zur Taufe zu bereden, weil dadurch das Besitzrecht der Israeliten gekränkt würde. Er befahl den christlichen Dienstboten ihrem jüdischen Herrn gehorsam zu sein, diesem aber sie zur Sonntagsfeier anzuhalten. Dagegen ging man anderwärts so weit, alle Dienstnahme bei Juden zu verpönen; ja selbst Hebammen wurde verboten, jüdischen Wöchnerinnen beizustehen, es wäre denn, daß die Jüdin Gefahr liefe, zu »krepiren« — so lautet der höchst eigene humane Ausdruck des liebevollen Gesetzes — womit das oben Gesagte über die Behandlung der heidnischen Sklavenleichen Seitens der Juden zu vergleichen ist.

Abd-el-Kadr's Nachelied.

Der Löwe der Wüste. — Gastfreundschaft. — Das Bad. — Ruhe am Brunnen. — Gesang. — Merkwürdiger Zufall.

Ein Effendi in Jerusalem, bei dem ich mich in Abendgesellschaft befand, als eben ein Schreiben Abd-el-Kadr's vorgelesen wurde, gab mir einen Empfehlungsbrief an einen seiner Freunde in Al Kahira.

Die Veranlassung war Folgende: ich hatte den berühmten Emir in Damaskus kennen gelernt und mußte, als mein Gastfreund dies hörte, ihm die Gestalt des Emirs zeichnen, ihm den Ton seiner Sprache, den Gang seiner Gedanken schildern. Er wurde nicht müde, selbst um die geringfügigsten Dinge und Aeußerlichkeiten zu fragen.

Abd-el-Kadr zählt Tausende der Freunde, die zerstreut im Oriente leben und die noch an seine Sendung glauben. »Er wird aufstehen, wie der Löwe in der Wüste und erwachen wie das Licht der Sonne, wenn es Zeit ist!« So sprechen die streng Gläubigen untereinander, wenn sie an den Verfall des heiligen Islam denken, wenn sie sich trösten wollen mit seinem siegreichen Aufleuchten in der Zukunft.

Der Effendi in Jerusalem wollte seinem Freunde in Cairo eine Freude bereiten und ihm Jemanden empfehlen, der ihm den Emir, sein Denken und Thun in dem strenggläubigen Damaskus aus persönlicher Anschauung schildern konnte.

So erhielt ich denn einen Brief an Abdallah Bey und wurde von ihm in einem prächtigen Garten hinter seinem Hause in Cairo gastfreundlich empfangen.

Nach der üblichen Bewirthung und den Höflichkeitsfragen: »ob ich gesund sei? ob mir die Wogen des Meeres und die Wolken des Himmels auf der Reise günstig gewesen seien« und dergleichen mehr, ging er auf den Emir über, und wie in Jerusalem seinem Freunde, mußte ich auch ihm die genaueste Schilderung Abd-el-Kadr's geben. Er hörte aufmerksam zu, die Spannung seines Antlitzes wich zuweilen einem freudigen Lächeln, wenn ich von der Schönheit des Emirs sprach, oder einen weisen Gedanken wiederholte, den er zu mir gesprochen.

Ich konnte die steigende Achtung und fast den Neid des Fürsten bemerken, die in ihm aufstiegen, je länger ich ihm von dem Emir erzählte, wie er denen, die es hören wollen, über die mohammedanische Offenbarungslehre rede und tief verborgene, nur den Profeten klare Geheimnisse sage, über welche die Zuhörer in Staunen gerathen und in Entzückungen zu beten beginnen.

Nach mehrstündigem Aufenthalte bat ich um die Erlaubniß gehen zu dürfen.

»Du bist der Herr in diesem Hause!« erwiederte der greise Fürst, »und Du wirst es mit Deiner Gegenwart bald wieder ehren.«

Ich mußte den Tag und die Morgenstunde, in der ich nach orientalischer Sitte für den ganzen Tag kommen sollte, bestimmen; worauf Abdallah Bey aufstand und mir voranschritt bis zur Schwelle des Hauses, wo er mich entließ.

Die Diener und Sklaven des Hauses bildeten Spalier, was nicht allein der Ehrerbietung wegen, sondern um ein Geschenk zu empfangen, geschah.

An dem festgesetzten Morgen trat Mohammed Omer in mein Zimmer und meldete, daß ich von den Dienern des Fürsten abgeholt werde.

Ein prächtig gezäumtes braunes Pferd, der Sattel von hellblauem mit Silber reich gesticktem Sammet bedeckt, stand vor meinem Hotel, von einem ganz weiß gekleideten Neger gehalten. Ein zweiter legte sich auf die Erde, so daß sein Rücken mir zum Aufsteigen diente.

Als ich die silberbeschlagenen Bügel ergriffen und mich in den Sattel geschwungen hatte, schritten die beiden Sklaven dem Pferde voran, um mir durch die Menge den Weg zu bahnen.

Nach einer halben Stunde waren wir vor dem Hause Abdallah's Bey angelangt.

An arabische Gastfreundschaft schon gewöhnt, wurde sie doch hier fort und fort überboten. Ich war in Wahrheit als der Herr des Hauses behandelt, während Abdallah Bey selbst und alle männlichen Hausgenossen einen ganzen Tag lang nicht aufhörten mir zu dienen.

Angekommen, wurde ich, ehe noch der Hausherr sichtbar war, in einen Badesaal geführt, dessen Wände mit gelbem Alabaster belegt in allen Regenbogen-Farben spielten, die durch bunte, der hohen Kuppel eingefügte runde Glasstücke hervorgerufen wurden. Zu den dem Estrich eingefügten Wannen von weißem Marmor führten teppichbelegte Treppen hinab. In großen silbernen Schüsseln wurde von einem Sklaven Seifenschaum bereitet und weiße weiche Baumwolltücher ausgebreitet. Nach dem Bade nahm mich in einem anstoßenden Saale ein mit kostbaren Teppichen belegter Divan auf und wurden mir Scherbet, Kaffee und Tschibuk gereicht.

Nach mehreren Stunden empfing mich der Hausherr, um mich nach meinem Wohlbefinden zu fragen. Eine runde kupferne Scheibe wurde auf ein nur einen Schuh hohes Gestell gesetzt und mit Süßigkeiten, Früchten und aus Reben gezogenem Branntwein bedeckt.

Sklaven reichten mir, dann dem Herrn des Hauses von den feinen Sachen, die er nicht früher berührte, bis ich, ihn grüßend, selbst gekostet hatte.

Wir ergingen uns hierauf unter Gesprächen im Garten, der, von hohen Mauern eingeschlossen, ein kleines Eden an Bäumen, Blumen und Düften war.

Allmälig fing die Glut des Tages zu steigen an. Abdallah Bey befahl den Dienern einen Teppich und Polster in der Nähe eines marmornen Brunnens, über den eine Palme ihren grünen Blätterschirm

hielt, auszubreiten, damit ich ruhen könne. Er selbst zog sich in ein von hohem Rosmarin und Rosenhecken gebildetes Bosket zurück.

Das Wasser des Brunnens schoß in einem dicken Strahle empor, der fast die Blätter der Palme erreichte und dann herabsank, daß er eine Trauerweide aus flüssigem Silber schien.

Ich kam mir wie ein Mensch vor, der zufällig in einen Zauberpalast gerathen ist und der, damit er seine Geheimnisse nicht verrathe, allmälig verzaubert wird. Das erquickende Bad, die seltsamen Gestalten, der Duft der Blumen, das Geplätscher des Brunnens, die fantastische Architektur des Hauses versetzten mich in ein Fantasiren und Träumen, das an die Erlebnisse eines Märchens mahnte und ich lauschte, ob nicht Musik erklingen werde, und strengte mich zu sehen an, ob nicht schöne Frauen in prächtigen Gewändern erscheinen, bis plötzlich ein eifersüchtiger Mohrenfürst . . .

Es war die Sonne im Scheiden, als ich erwachte. Die Blätter der Palme über mir, angeglüht von den letzten Strahlen, schienen gediegenes rothes Gold und der Himmel leuchtete wie eine Riesenkuppel aus Amethisten.

Man mußte dem Hausherrn mein Erwachen gemeldet haben, denn er nahte mir und fragte: „War Dein »Kef« gesegnet?«

Als ich ihm dieß bejahte, erwiederte er: »Ich freue mich, daß es Dir wohlergeht im Hause Deines Dieners.“

Ein echt arabisches Gastmahl, das in dreißig Schüsseln gereicht wurde, bei dem wir halb liegend, auf dem Teppich lagernd, mit den Fingern aßen, erfreute mehr durch seine Seltsamkeit, als den versagten Genuß mancher Speisen.

Nach der Tafel verfügten wir uns in einen anstoßenden Saal, in welchen bald ein Mann mit einer monochorden Geige trat. Er setzte sich auf einen Wink des Hausherrn in einiger Entfernung von uns auf den Teppich.

Abdallah Bey sagte mir, daß dieser Mann vor Jahren aus Algier sich geflüchtet habe, um dem Zorne der Franzosen zu entgehen.

»Ein Rachelied, das damals gedichtet worden ist, fand durch Abschriften rasch eine große Verbreitung und wurde zuerst öffentlich in Kaffeehäusern, im Chan, oder auf öffentlichen Plätzen gesungen. Die Franzosen erhielten bald Kunde von dem Inhalte und verboten das Lied. Das Herz und das Ohr der Araber aber konnte das Lied, welches Abd-el-Kadr zugeschrieben wird, nicht vergessen und sie sangen es doch, wenn sie sich allein glaubten. Da setzten die Franzosen Todesstrafe auf den Besitz, oder den Vortrag des Liedes. Zwei Sänger wurden, die es dennoch wagten, erschossen, ein Dritter ist glücklich entkommen. Du wirst ihn hören, Effendi!«

Said ben Maimun spielte ein kurzes Vorspiel und begann in der Weise, wie wir sie bereits aus Anlaß der Schilderung der Romanerzähler beschrieben haben, zu singen:

»Der du mich verstehst, o Sterblicher, dir will ich das ganze Unglück schildern!

Gegen das Ende dieser Welt haben viele Veränderungen stattgefunden, der Kummer hat sich überall eingenistet,

Aber die Schriftgelehrten haben gesagt: Die Weisen der alten Zeit haben es so verkündigt. Die Verheißungen sind eingetroffen.

Gestern sind sie über uns gekommen. Sie haben die dunklen Haare getroffen und jene, die schon weiß geworden, und haben uns alle erreicht!

Jetzt gibt es kein Wohl mehr für uns; in Sünden und schlechten Handlungen sind wir untergegangen. Mohammeds Enkel sind ohne Scham und Ehrgefühl, ohne Unterricht, ohne Schicklichkeit und Wissenschaft; im ganzen Volke ist kein Mann geblieben, der den alten Glauben treu ausübt. Bosheit, Ketzerei und Streit allenthalben, zu jeder Zeit.

Und die schönen, kunstgeübten Mädchen werden von ebenso unreinen Flammen verzehrt.

Die Zeit hat sich geändert, nichts ist wie früher, das Jahrhundert schreitet immer fort und mit ihm das Menschengeschlecht.

O mein Gott, laß uns zukommen das Heil der Gläubigen!

O du milder Verzeiher aller Sünden und schlechten Handlungen, du Herrscher über alle Herrscher! Laß sie niedersteigen die Güte in die Herzen und deinen verzeihenden Segen für den Islam. Gib uns wieder einen geschriebenen Trost!

Aus dem bewegten Meere haben sich über unser Land ergossen Leute zu Fuße und zu Pferde. Von Sidi Ferruch, wo sie Fuß gefaßt, sind sie rasch nach Staoueli gekommen, und in stetem Vorwärtsrücken sind sie nach Sidi Jankoup [1] gelangt. Auf dem Berge Bouzaria faßten sie bald da Fuß, bald dort; sein Gipfel ist durch die blaue Armee völlig verhüllt. Sie wimmeln im ganzen Sahel [2]. Kaum haben sie sich irgendwo festgesetzt, so dringen sie wieder weiter vor.

Die guten Rathgeber erscheinen wohl unter uns, aber jeder Einzelne erfüllt seine Pflicht nur nachlässig; sie glaubten, es wäre leicht, die Feinde zu verjagen!

O mein Gott, laß uns zukommen das Heil der Gläubigen!

Der Geist des Fluches hat diese Reihen geordnet, sie bewegen sich und lassen das Gepäck zurück. Zwischen Vorräthen von Lebensmitteln und kostbaren Sachen schlafen sie ruhig unter dem Schutze der Waffen. Sie brechen ihre Zelte nicht ab; sie verlassen sie blos, um anzugreifen; die Araber aber sind arm und flüchtig geworden.

O mein Gott, laß uns zukommen das Heil der Gläubigen!

Ueber uns hingeschlagen hat der Schwall der Ungerechten, der Wutherfüllten, Stürmisch-hastigen. Erde und Meer speien Völker aus. Die Verlanger eilen auf die Dinge los, die sie besitzen wollen, und

zwischen den Besitzern und ihnen bleibt nur wenig Raum; mit Füßen treten sich Sieger und Besiegte.

O Mohammed, in jenen Nächten brannten die Leben der Muselmänner, starrten und zerflossen sie.

O Lebendige! wie schrecklich ist dieses Jahr! der Freund verläßt den Freund. Er sagt ihm nicht Lebewohl! er sagt ihm nicht: bleibe gesund!

Mit trüben, zitternden Gedanken, schleierlos irren die erschrockenen Gazellen umher; ihre Gewänder sind nicht in Ordnung, ihr Schmuck nicht vollständig, sie fliehen wie Ausgeraubte.

Alle Dinge schreiten vor auf dieser Welt, kein geschriebenes Wort bleibt ohne Erfüllung; der Wille Gottes überflügelt die Gläubigen; es gibt keinen Richterspruch, den er in Milde verwandelt hätte.

O mein Gott, laß uns zukommen das Heil der Gläubigen!

Alles ereignet sich nach seinem Willen, alle Ereignisse liegen in seiner Hand.

O Herr, verzeihe deinen Dienern, denn die Muselmänner gehen irre. Die Männer der Heimat suchen sich gegenseitig zu bekämpfen und glauben doch für Gott zu streiten. Vom Morgen bis zum Abend sind alle auf den Füßen.

Von Sonnenaufgang bis zum Erscheinen des Mondes sind unsere Scheiks verschiedener Ansicht. Der Muthige kämpft, der Elende flieht und der Narr geht lügen und macht sich zum Feinde des einigen Gottes.

Die Frauen sind bestürzt, sie halten lärmende Reden. Früher waren sie stolz, jetzt sind sie gemein geworden. Nach der Freude, dem feinen Hemde, und den züchtigen kleinen Schritten sind sie arm, schamlos und geschändet geworden.

Sie hoffen auf den Sieg, sie fragen, ob die Neuigkeit kömmt, ihre Blicke werden stechend: Bringt man eine gute Nachricht? Wer ist

Sieger? Stürzen die Türken und Araber los? Der Ungläubige siegt und alle Herzen sind traurig. Angst und Geschrei, jedes Antlitz starrt schweigend und wird blau wie die Foutha's [3] der Negerinnen.

O mein Gott, laß uns zukommen das Heil der Gläubigen!

Die Herrschaft unseres Meisters ist vorüber.

Der verfluchte Brandstifter an unserem Glücke ist mit einem großen Heere herübergekommen. Am frühen Morgen fängt er zu streiten an, der Tag wird für uns bald kurz, bald lang. Donnerschläge, sprechendes Blei und Bomben! der Muselmann, der tapfere ebensowohl als der zaghafte, verachtet seinen Körper und die Zufälligkeiten des Kampfes.

Die die Freude dieses Lebens wünschen und die, welche stark im Glauben, sie klopfen nirgend mehr an. Nieder stürzen sie auf die harte Erde, der Eine verwundet, der Andere todt, der Eine verstümmelt, der Andere erschossen.

Wenn sie eintreten in das Paradies, wird ihnen die Stelle, durch die sie hinabstiegen, als Stufe jenes Palastes dienen, den sie bewohnen werden.

O mein Gott, laß uns zukommen das Heil der Gläubigen!

Wer für die Religion streitet, findet nahe dem Orte, wo er hinabeilte, alle Arten von Glückseligkeit, Alles, was er wünscht. Seine herrliche Wohnung, soll ich sie beschreiben, o Allwissender?

Der Garten des Paradieses ist reich verziert, die reizenden Houris schmücken sich im Palaste, von dessen Sälen und Prunkgemächern ich nicht reden will, mit grünen feinen Seidenstoffen.

Heute findet man Keinen mehr, der in den gebundenen Blättern nachforscht. Dem Armen ist es nicht mehr gestattet, ein Weiser zu werden.

Moschee nach Moschee wird niedergerissen. O umgib uns bald, du, unser Gott, mit Wohlleben in den paradiesischen Gärten und gib uns den Gegenstand unserer Hoffnungen.

O mein Gott, laß uns zukommen das Heil der Gläubigen!

Wie hat sich die Zeit verändert! Das Glück ist nicht mehr dieses Jahrhunderts. Die Welt ist jetzt der Sammelplatz aller Strafen geworden.

Die Männer kommen nicht mehr zur Ruhe, die Jungen bekommen graue Haare in Folge der Ereignisse, die Alten sterben ohne Trost und Hoffnung, und die Lebenden sind allen Schlägen des Schicksals ausgesetzt.

Alle Hilfsmittel haben gelogen und das Silber hat sich in Blei verwandelt, seit die schnellen Christen gekommen sind. Mögen sie die rechtschaffenen Leute aller Stämme verfluchen!

Sie kamen mit Gewehren, an deren Spitze sie Pfeile [4] tragen, die von weitem wie Bronce glänzen; sie schleppen eine Flasche mit sich, damit sie Wein trinken können, die Schweine. Belastet sind sie wie Maulesel und haben selbst im Gefechte eine volle Fracht auf den Schultern.

Ruhen sie sich aber einmal aus, strecken sie sich der Länge nach hin, so geht ihnen der Verstand durch und schwankt von einem Orte zum andern, und sie denken an nichts.

Und doch streiten sie mit Glück! Sie zeichnen mit dem Mahle des Zornes die Araber der Küste, die Fremden und die Söhne der Wüste. Die Araber der Küste, die Fremden und die Mozabiten der Wüste stürzen sich zusammen in das Kampfgewühl.

Eilf Tage stritten sie, eilf volle Tage, endlich entschlossen sie sich zur Flucht, sie hatten weder Pulver noch Blei mehr. Die Hunde stürzen in die Stadt, in der nichts als heulende Ruinen bleiben.

In den Moscheen, in den Zaouias [5], auf Teppichen und Strohdecken schlafen die Zerstörer. Auf eben diesen Orten sieht man

jetzt Fäulniß, Gefräßigkeit, Habsucht; denn die Hunde sind an allen diesen Orten.

Die Zeit ist gekommen, wo wir uns entfernen müssen. Möchten doch die Scheiks mit ihren Messern, Säbeln und Pfeilen wieder kommen, die auf die harte Erde gefallen sind.

Möchten alle die Völker jener Erde kommen, die getränkt ist mit dem Blute der Päpstlichen, auf daß sich die Adler und Wölfe wieder sättigen und die Raubvögel sie zerreißen könnten.

Dann wird einer dem andern die gute Nachricht geben und die Freunde werden sich wieder Lebewohl! und Gut bekomme es dir! zurufen.

O mein Gott, laß uns zukommen das Heil der Gläubigen!

Wo ist unser heiliger Mohdi, wo ist Alloïel, wo Hussein, wo Abdallah. O Alhadri, o Schutzheiliger meiner Zeit. Sie haben uns lange genug vernachlässigt, werden sie uns endlich zu Hilfe eilen und unser Elend enden?

O ihr Männer unseres Vertrauens, begünstiget uns und dann werden wir uns glücklich schätzen. Aber jetzt, da uns die Christen peinigen und verderben, verfolgt uns die Frage: Wo ist die Gastfreundschaft für die Fremden, wo die Freigebigkeit für die Armen und Nackten hingekommen?

Der Waise findet fürder keinen verwandten Ziehvater und der Irrende kein Nachtlager. Sie aber, die Armen und Elenden, sind ausgeschlossen aus der Gleichheit und Brüderlichkeit.

Das Gebet zur Zeit des Rufes der Muezzim ist verstummt; die meisten Moscheen haben keinen Imam mehr, die Chodba[6] abzuhalten.

Die Religion Mohammed's ist auf dieser Erde eine fremde geworden, sie ist verblichen, verstorben auf alle Zeiten.

Ist es so, Abder-Ahman? Hast du uns vergessen und uns verlassen? Bist du eingeschlafen oder wolltest du seit jenen Tagen, wo die Glieder des Divans vergebens nach dir schrieen, was dem Lande

Segen bringen konnte verschweigen? Du hast uns keine Vorwürfe gemacht, du hast nicht mitgetheilt, was uns hätte frommen können.

O Gott! dieser Tag der Erkenntniß ist fürchterlich und doch hast du ihn heranbrechen lassen. Du hast uns an die Ungläubigen verkauft, und der Handel gilt, und ein Wolf ist hereingestürzt und hat die Heerden verheert und wunderbare Dinge vollbracht und Schande und Schande kommt über uns.

O mein Gott laß uns zukommen das Heil der Gläubigen!

O Männer Gottes in den vier Ecken der Welt! Die Alten und die Jungen werden aus dem Maghreb [7] kommen, sie werden die Erfüllung der großen Verheißung des Profeten beschleunigen.

Aus Süden und Osten und aus Sudan [8] werden sie heranziehen, vereint nach Algier stürmen und sich den Sieg erbeten, sie werden sich Gott anvertrauen wie früher.

Die Künste werden wieder blühen, schöne Teppiche werden neuerdings die Moscheen schmücken, Lampen und Wachskerzen sie erleuchten.

Eine große Zahl von Scheiks [9] wird in Frieden leben und wieder die Kinder unterrichten. Ich sehe wie sie sich versammeln und wie die versammelte Jugend ihnen aufmerksam zuhört.

Die Giftpflanze der Trauer wird ausgerissen sein, wenn sie alle gekommen sein und theuere und billige Gegenstände kaufen werden. Wie rein ertönt das hochstimmige Gebet; da ist die Freude wie früher!

O mein Gott, laß uns zukommen das Heil der Gläubigen!

Hilfe! Hilfe und Sieg und Freude! Sende uns Mohammed, das Heilende! In unserem Elende haben wir uns verkauft, der Handel gilt, und wir können uns nicht loskaufen!

Viele von uns sind gefangen, wir wissen nicht, wo sie erliegen werden, viele von uns sind gezwungen worden zu bleiben, und haben sich hiezu herbeigelassen.

Die Erniedrigung und Zerstörung zu ertragen, sind einige von uns vom wahren Glauben abgefallen, Christen geworden und ihre Herzen sind todtkrank.

Das Vaterland und seine Bewohner sind unglücklich, jeder schreit zu dem Allwissenden nach Rettung. Glücklich die, die ihre Habe, ihre Kinder, ihren Glauben nach den Bergen geflüchtet haben! Dort hauset der Christ noch nicht, dort sind die Marabus ungeschändet.

Der Rest unserer Nation ist durch den Sturm entblättert.

Die Ereignisse sind den Vorhersagungen furchtbar vorausgeeilt. Aber die Thalebs [10] haben wahrgesagt: Zu Hilfe eilen werden der grünen Stadt dichte Heere, Bomben, Gewehre und Kugeln werden sich begegnen; die zeitliche Strafe wird enden und die jetzt kranke Religion wird wieder in Gesundheit prangen und Heiterkeit und Freude zurückkommen.

Die Ungläubigen werden ausgerottet und diese Erde wird wieder mohammedanisch werden, wie in der guten Zeit.

Allah ist Allah und Mohammed ist sein Profet!

O mein Gott, laß uns zukommen das Heil der Gläubigen!

Der Sänger hatte geendet.

Ein Sklave reichte ihm Scherbet zur Erfrischung, deren er wirklich nöthig hatte, denn er sang mit aller Kraftanstrengung der Stimme und zuweilen mit leidenschaftlicher Erregung.

Meiner Bitte eine Abschrift des Liedes zu erhalten begegnete er mit der Bemerkung, daß es nur in seinem Gedächtnisse lebe; dem Wunsch es zu diktiren setzte er die Gefahr, die es ihm bringen könnte, entgegen. Eine solche war aber entschieden nicht vorhanden, denn es war über ein Viertel Jahrhundert verflossen, seitdem das Lied in Algier gedichtet wurde und die Franzosen haben keinen Grund mehr, auf dasselbe oder auf diejenigen zu fahnden, die es etwa noch vor-

tragen. Aber selbst der Antrag einer goldenen Belohnung, der ein arabisches Herz nur selten widerstehen kann, blieb erfolglos. Mohammed Omer erklärte mir später die Weigerung des Mannes mit dem Umstande, daß der Sänger irgend einen Mißbrauch, oder den Zufall fürchte, durch den das Lied auch das Eigenthum eines anderen Sängers werden könnte.

Ein günstiger und genug seltsamer Zufall sollte mir das in den Bergen Algiers gedichtete, am Nil vernommene Lied der Rache in — Wien bescheeren.

Ich theilte, von Egypten zurückgekehrt, meinem verehrten Freunde, Herrn Eugen Obermayer, den beiläufigen Inhalt des Liedes mit; er hörte gespannt zu. Als ich geendet hatte, sagte er kurz und lebhaft: »Das Lied besitze ich.«

Er war im Jahre 1830 in Oran und stund den damals gebietenden Kreisen nahe. Als er von dem Liede vernommen und von der Todesstrafe, die auf dessen Sänger verhängt wurde, war er, den Nikolaus Lenau als lyrischen Dichter begrüßte, um so begieriger es zu besitzen, oder wenigstens zu hören.

Eine bedeutende Person der französischen Regierung empfahl ihn dem ehrwürdigen Imam von Oran und dieser einem fanatischen Moslem in einer ärmlichen Hütte vor der Stadt.

Dieser wollte aber, trotzdem eine glaubwürdige Person vom Imam mitgekommen war, von diesem selbst hören, ob er das Lied zu singen wagen dürfe?

Am folgenden Tage erfüllte er den Wunsch des »Frandschi«, dem wir die wortgetreue Uebersetzung eines echt historischen Volksliedes zu verdanken haben, das durch seine eigenthümliche Anschauung wie durch den Umstand, daß es Abd-el Kadr zugeschrieben wird, nur noch interessanter ist.

Wir lassen hier nur einige Noten zu den nicht allen abendländischen Lesern bekannten einzelnen Ausdrücken des Liedes folgen.

[1] Ein Marabout vor den Thoren von Algier.

[2] Sahel, so nennen die Bewohner von Algier die Gegend am Gestade des Meeres.

[3] Die Negerinnen werfen über ihre Kleidung einen blauen Wollstoff, den sie entweder wie die Araberinnen den Haik tragen, oder den sie um die Lenden schürzen.

[4] Bajonette.

[5] Oeffentliche Betzimmer.

[6] Chodba, nennen die Araber die Predigt des Imams.

[7] Die Länder, wo die Sonne untergeht.

[8] Die Neger.

[9] Scheik heißt eigentlich jeder gebildete Mann von 30 Jahren. Seiner Etymologie nach bedeutet das Wort Scheik einen Alten. In den Städten gibt es, wie in jeder Tribus einen höher gestellten Scheik, der einen politischen Charakter hat. Ein Mann dieses Namens beherrscht oft auch eine ganze Gegend, so z. B. ist der Scheik el Dschebel das Oberhaupt einer ganzen Bergkette.

[10] Thaleb, Student, so nennen die Araber die Schriftkundigen, welche die heiligen Bücher vorlesen.

Tänzerinnen.

Ursprung der Tänze. — Herodias. — Gruß. — Musikanten und Instrumente. — Charakter der Musik. — Lieder. — Die Geliebte männlich. — Abstammung. — Soziale Zustände. — Aussehen. — Tracht. — Der Tanz. — Die Biene. — Die weibliche Gestalt.

Auf alten Königsmonumenten, die vor dem Auszuge der Juden aus Egypten schon errichtet waren, finden sich Abbildungen von Tänzerinnen, die beim Klange von Instrumenten, völlig enthüllt, Tänze aufführen.

Die lebenden, tanzenden Gestalten gleichen oft so sehr den vor Jahrtausenden gemeißelten, daß man versucht wäre zu glauben, sie ahmen mit Absicht die Tanzweise des Alterthums nach, um den Zuschauern einen archäologischen Genuß zu bereiten. Wie denn auch die Tracht des Volkes in Egypten sich erhalten hat und derjenigen, die auf Monumenten zu sehen ist, vielfach noch jetzt gleicht.

Die Meinung, daß die üppigen Tänze in Spanien von den erobernden Arabern dahin gebracht worden seien, ist dadurch widerlegt, daß die Frauen von Cadix, dem alten Gades, schon unter den ersten römischen Kaisern wegen ihrer sinnlichen Tänze berühmt waren.

Wer aber den Fandango und manchen kühneren Tanz der egyptischen Tänzerinnen jemals gesehen hat, wird immerhin zu der Meinung gelangen, daß es die üppige Fantasie des Orientalen gewesen ist, welche diese Tänze erfunden hat.

Nach einer anderen Anschauung sollen die Fönizier die Tänze des Orients nach Spanien gebracht haben, und ihrer Wirkung nach zu schließen, würde der Tanz der Herodias demjenigen geglichen haben, der noch heutzutage von den Ghazijeh's in Egypten aufgeführt wird.

Im Evangelium Markus Kapit. VI. V. 22 — 23 heißt es: »Da trat hinein die Tochter der Herodias und tanzte und gefiel wohl dem Herodes und denen, die am Tische saßen. Da sprach der König zum Mägdlein: Bitte von mir, was du willst, ich will dir's geben. Und schwur ihr einen Eid: Was du wirst von mir bitten, will ich dir geben, bis an die Hälfte meines Königreiches.«

Bis zum Jahre 1834 durften die Tänzerinnen an allen öffentlichen Orten entschleiert tanzen. Wegen der immer mehr zunehmenden Unsittlichkeit erwirkten die mohammedanischen Geistlichen ein Verbot gegen dieselben. Seit der Zeit erscheinen die Tänzerinnen nur in Haremen bei Hochzeiten und Beschneidungsfeierlichkeiten. Dagegen sieht man zuweilen Männer, als Tänzerinnen gekleidet, auf offener Straße ihre Kunst treiben.

Abdallah Bey, dem wir so viele Genüsse zu danken hatten, bereitete uns auch den Zauber eines egyptischen Balletes mit orchestraler Begleitung, zu dem er Gesellschaft geladen hatte.

Wir lagerten uns auf fein geflochtene Palmen-Strohmatten, roth damastne Polster dienten uns zum Anlehnen des Hauptes und Daraufstemmen der Arme. Schwarze Sklaven reichten Scherbet, schwarzen Kaffee und Tschibuke, deren kostbare Bernsteinspitzen mit goldenen, edelsteinbesetzten Ringen eingefaßt waren.

Jeder Tschibuk wurde auf unsere Frage auf den Werth von 15,000 Piastern, etwa 1000 Thaler in Silber angegeben.

Darin aber auch allein war der Reichthum des Hauses bemerklich. Die Wände des hohen luftigen Saales, in dem wir uns befanden, war weiß getüncht, nur die Decke bemalt, kein Meubel

sichtbar: aber vor den offenen Fenstern stand, aus dem Garten emporragend die riesige Krone einer Palme, die im Mondschein glänzte, und das Plätschern des Springbrunns war hörbar. Der Saal war durch bunte Papierlaternen in Tulpenform magisch beleuchtet.

Nachdem wir etwa eine Stunde nach dem Gesange von Abd-el-Kadrs Rachelied ausgeruht hatten, klatschte unser Wirth in die Hände und es traten vier Mädchen feierlich ruhigen Ganges ein; ihnen folgten vier Musikanten.

Während die Musikanten gekreuzter Beine sich in der uns entgegengesetzten Ecke des Saales niederließen, gingen die Mädchen langsam im Kreise, und begrüßten jeden der lagernden Gäste, im Gange kurz innehaltend, indem sie ihre Rechte an Herz, Stirne und Mund legten.

Die Musikanten im Saale erhoben auf ein gegebenes Zeichen unseres Wirthes sich jetzt von ihrem Sitze, um uns näher zu sein. Sie spielten mehrere melancholisch eintönige Stücke, während welcher Zeit wir ihre Instrumente ruhig betrachten konnten.

Einer strich eine zweisaitige Geige, deren Schallkörper, eine halbe durchlöcherte Kokusnuß, mit einem straff gespannten Fell überzogen und auf dem der Steg angebracht ist. Der Hals dieser Geige, die wie ein Violoncello oder die monochorde Gusle der Serben vom Musiker gehandhabt wurde, war lang, halb rund, aus Ebenholz, mit Elfenbein eingelegt. Die Egypter nennen dieses Instrument mit dem persischen Namen »Kemengeh«. Saiten und Streichbogen sind aus Roßhaaren.

Der zweite Musikant hielt ein Hackbrett, das nach dem persischen Worte Kanon genannte »Kanun« auf seinem Schooße. Der etwa 3 Fuß lange, 1 $^1/_2$ breite und etwa 3 Zoll tiefe Kasten ist aus Holz, mit Elfenbein eingelegt. Jeder Note sind drei Saiten gewidmet, im Ganzen zählt das Instrument zweiundsechzig Darmsaiten. In der Mitte desselben ist der Steg angebracht, seine fünf Füße stehen über fünf länglichen Oeffnungen, die, mit einer Fischhaut überspannt, ver-

deckt sind. Der Musiker schlägt die Saiten mit zwei kleinen Hornspitzen, die wie Fingerhüte seinen beiden Zeigefingern aufsitzen.

Der dritte Musiker spielte das »Ud«, dessen Gestalt und Name in das italienische Liuto und das deutsche Laute übergegangen ist.

Der vierte Musiker blies die sogenannte Derwischflöte, weil sich die mohammedanischen Derwische bei ihren religiösen Tänzen derselben bedienen, sie heißt »Naj« im Arabischen. Der Najbläser hielt das Instrument, wie unsere Musiker die Oboe zwischen den Lippen und setzte auf die vorn angebrachten sechs Bohrungen abwechselnd die Finger. Rückwärts befindet sich ebenfalls eine Bohrung. Das Instrument war ein gebohrtes eisernes Rohr.

Mohammed und Plato verdammen die Musik als die Männer verweibend und die Weiber verführend. Kaum gab es im Alterthume eine süßere Musik als die jonische und es ist kein Volk der Erde, das die Musik so sehr liebt, wie die Araber, während sie doch die Personen, die Tanz und Musik treiben, als entehrt betrachten. Nichts destoweniger fehlten selbst bei religiösen Zeremonien Musik und Lieder nicht. Der Schiffer, der Schnitter, der Maurer, der Handlanger, der Wasserschöpfer suchen sich durch den Takt des Gesanges die Arbeit zu erleichtern, und es gibt kein Familienfest, bei dem nicht musikalische Instrumente und Lieder vernommen würden.

Man nannte die Egypter ein Volk von Schreibern, mit ebenso großem Rechte könnte man sie ein singendes Volk nennen. Schon der Knabe lernt singend den Koran rezitiren, und dem singenden Vortrage des Talmuds von den Juden mag dasselbe mnemotechnische Geheimniß zu Grunde liegen.

Die egyptische Musik hat für das gebildete Ohr des Europäers keinen Reiz; sie theilt die Töne in drei Theile, und weiche aber monotone Klage ist ihr Charakter. Der gelehrte Beobachter Lane behauptet, daß die egyptische Musik ein Gemisch der Musik der Juden, Perser und Griechen sei, von welch letzteren die arabische Sprache auch das Wort Musika adoptirt hat, während die meisten techni-

schen Ausdrücke der Musik den genannten beiden andern Völkern entlehnt sind.

Nachdem einige Instrumentalstücke ausgeführt waren, trat die Almeh, in der linken Hand ein Tamburin haltend auf und grüßte ernst blickend mit den orientalisch üblichen Handbewegungen.

Sie sang:

Die Wimpern deines Auges sind,
Wie eines Jägers Spieße —
Komm, heile meine Wunden, Kind!
Du bittre Zuckersüße.

Nacht lagert rings am Horizont,
Dein Angesicht geht auf, als Mond.

Es wird an deinem süßen Munde
Der Pfeife Rohr zum Zuckerrohr;
Und aus den Wölkchen lacht das runde
Gesicht, so wie der Mond hervor.

Rauchwolken aus dem Nargileh
Verhüllen dich wie eine Fee.

Du ruhst im Zelt am Wüstensaum
Und schläfst bei mir als süßer Traum.

Zipreß und Palme neigen,
Beschämt von deinem Wuchs, sich Dir —
Lass' mich in deine Krone steigen,
Ich hole Dattelküsse mir.

Nicht alle Strofen waren so zart poetischen Inhalts und die Gedanken und Bilder, welche das liebliche Mädchen wählte, wenn es vom, oder zum Geliebten sprach, waren meist kühner und sinnlich.

Eigenthümlich ist den modernen arabischen Liedern, daß der Geliebte sein Mädchen immer als ob dieses ein Mann wäre anspricht; daher es kommen mag, daß diese Lieder leicht mißverstanden werden.

Die Almeh trug die Lieder im langsamen Zeitmaße, die Worte klar aussprechend, mit tremulirender Stimme vor. Dieß Letztere gilt als vorzügliches Merkmal der edlen Kunst einer Sängerin. Die Melodien, die wir hörten, waren ziemlich gleichförmig, und oft mußte eine und dieselbe zu vielen Strofen passen, wenn auch der Inhalt eine andere musikalische Begleitung, ein rascheres Zeitmaß erfordert hätte.

Zuweilen schlug die Almeh mit der rechten Hand das Tamburin, die Musikanten begleiteten durch einzelne Töne die Reime und erhoben ein lärmendes Tutti, wenn der Inhalt der Strofe ein für den keuschen Leser unübersetzbarer war.

Als die Almeh geendet hatte, riefen die Moslimin: »Allah schenke Dir Beifall!« — »Deine Stimme ist gesegnet!« — »Du öffnest das Paradies!«

Die Almeh legte ihre Rechte an Stirne und Mund und stellte ihr Tamburin uns zu Füßen. Alle Gäste legten Gold- und Silbermünzen auf dasselbe.

Die Tänzer und Tänzerinnen, die Musikanten und Almehs in Egypten rühmen sich, wie die Zigeuner, dem Stamme Ghawazi anzugehören, der sich in der Gesichtsbildung wenig von den übrigen Egyptern unterscheidet und als seinen Ahnherrn den Günstling Harun al-Raschid's, den von diesem später in's Elend gestürzten Barmaki nennt. Der Stammesname ging auch auf jede Frau dieses Stammes als Ghazieh, auf die Männer als Gazi über; unter welcher Bezeichnung man in Egypten Tänzerinnen und Tänzer versteht. Die Ghaziehs und Almehs, die zu den schönsten Frauen Egyptens zählen, leben verachtet in irgend einem ihnen zugewiesenen Stadtviertel, oder unter Zelten. Bei Festen, Hochzeiten werden sie in die Hareme eingeladen, sie begleiten nicht selten den Pilgerzug nach Mekka und schließen

sich dem in einen Krieg ziehenden Heere an. Ein Vergleich mit den Kedeschen des alten Testamentes liegt nicht ferne und sie erinnern wohl auch an die Nonnen in Japan, die wandernde verlorene Frauen sind, welche ihren schmählichen Gewinn, wenn sie in ihre Klöster heimkehren, mit diesen theilen.

Diese schöne aber traurige Bevölkerung Egyptens zahlt Steuern in den Staatsschatz, und die dießfalls einlaufende Summe soll in Cairo allein an 40,000 Silbergulden betragen.

Wenn der Abendländer über eine solche Sittenlosigkeit der Bezahlenden und der Empfänger sich zu entsetzen geneigt wäre; so denke er nur an eine christliche freie Stadt im sittlichen deutschen Vaterlande.

Die Männer und Frauen des Stammes Ghawazi heiraten nur untereinander, selten daß sich ein Mann der besseren Stände entschließt, eine Tänzerin zu seiner Frau zu erheben, in welchem Falle sie aber dann jeder, einer Frau zukommenden Achtung genießt, nicht so der ihrer eigenen Stammgenossen, die sie als eine Abtrünnige betrachten. Die Männer sind ihren Frauen unterthänig, sie sind ihre Diener, besorgen ihre Geschäfte und spielen auf, wenn ihre Frauen tanzen. Wie die Zigeuner sind sie auch Schmiede u. dgl.

Seitdem es den Frauen verboten ist, öffentlich zu tanzen, sieht man nicht selten Männer, ganz nach Art der Tänzerinnen gekleidet und geschminkt, in den Straßen, oder in den Hofräumen ihre Kunst treiben. Sie heißen Khäwal und sind nicht mit Jünglingen und Knaben zu verwechseln, die ebenfalls als Mädchen verkleidet tanzen und einen türkisch sie näher bezeichnenden Namen: »Gink« führen.

Doch wir betrachten die Tänzerinnen vor uns, sie bewegen sich siebenmal im langsamsten sich mehr schiebenden als schreitenden Gange im Kreise, und wir haben Zeit sie zu betrachten.

Es sind vier schlanke, nicht hohe, plastisch schön geformte Gestalten. Die jüngste zwölf, die älteste sechzehn Jahre alt. Die Gesichtszüge sind edel geschnitten, der absichtlich etwas offen gehaltene rothe Mund läßt die weißesten Zähne sehen. Die Augen schwarz und lang

bewimpert, die Ränder der Lide und die Winkel mit Kohel geschminkt, funkeln in einem eigenthümlichen Glanze aus den fast goldbraunen Angesichtern. Die Handteller, die Nägel der Finger und der Zehen sind roth von Henna.

Der Anzug erhöhte die Eigenthümlichkeit und Fremdheit der Erscheinung.

An der Stirne glänzte eine Reihe über einander gelegter Goldmünzen, sie erschienen wie ein Diadem, das den Haaren wehrt, sich nach vorn zu senken; diese fielen, von schwarz seidenen Schnüren, an denen hunderte von Goldplättchen schimmerten, untermengt, den Rücken aufgelöst herab. Ein kurzes violett sammtenes Jäckchen, reich mit Gold gestickt, legte sich knapp dem Leibe an, seine Aermel aufgeschlitzt und in eine schmale Spitze zulaufend reichten bis zu den Knöcheln und flatterten, wenn die Tänzerin die Arme erhob, wie gesenkte Schwingen. Ein Hemd von weiß seidener Gaze, an der Brust völlig offen und nur bis an die Hüften reichend wurde durch einen bunten kostbaren Shawl zugleich mit weiten seidenen, geblumten Beinkleidern festgehalten. Die Arme waren von goldenen, mit Edelsteinen besetzten Ringen umgeben und in den Händen klapperten metallene Kastagnetten.

Nachdem die vier Mädchen zum siebentenmale im Kreise schreitend an uns vorübergegangen waren, zogen sich zwei von ihnen zu den Musikanten zurück und gekreuzter Beine sich niederlassend wurde ihnen Kaffee und Liqueur gereicht, den sie während des Abends immer wieder tranken, um sich für die bacchantische Glut des Tanzes zu stimmen.

Die beiden andern Mädchen fingen nun an einen mehr durch seine Fremdartigkeit als Schönheit interessanten Tanz aufzuführen.

Es war ein langsames Vor- und Rückwärtsschreiten bei gehobenen Armen, so daß die Handrücken nach oben sahen, die Finger aber von einander gestreckt sich nach unten senkten. Dann bewegten sich die Mädchen, eine der andern mit springendem Schritte folgend und die Kastagnetten an einanderschlagend. Wieder stemmten sie die

Arme in die Hüften und drehten sich, nicht wirbelnd rasch, langsam um sich selbst, den Oberleib biegend und wiegend. Beide Tänzerinnen berührten sich nicht. Die Musik begann in rascherem Zeitmaße und die geschilderten Bewegungen schmiegten sich ihm an, die Wangen glühten und die Tänzerinnen begannen plötzlich, wie mit aneinander gebundenen Füßen gegen uns heranzuschreiten, vielmehr sich heran zu schieben, während der Oberleib sich stolz vorreckend den Brustkorb in eine heftig zitternde Bewegung setzte; dieser allein tanzte jetzt in sphärischem Wirbel. Dann wieder ruhte er, sich zurückbeugend, und die unteren Gliedmaßen folgten den stürmischen Rhythmen der seltsamen Musik von Geige, Hackbret und Flöte.

Der Tanz dauerte bis zur Erschöpfung lange und die Mädchen taumelten endlich zu den Musikanten zurück, um ihren Genossinnen Raum zu geben.

Eine von ihnen, die sechzehnjährige, erhob sich nun und führte den kühnsten egyptischen Tanz der Biene auf.

Die Tänzerin begann, wie diejenigen, die wir eben gesehen haben und führte die Bewegungen, zuweilen plastisch schön, meist aber wild, oder Marionettenhaft aus. Plötzlich schreit sie auf, eine Biene hat die Blume Egyptens gestochen und sich in ihren Gewändern verirrt. Sie sucht und findet sie nicht. Zorn und Rache drücken sich in den Gesichtszügen und in der Pantomime aus. Sie hält, die sie noch nicht gefunden hat, die Biene scheinbar an den Flügeln mit zwei Fingern der linken Hand und drückt mit der Rechten, mit Zähneknirschen und wild rollenden Augen aus, welch ein Martertod der Sünderin harre, wenn sie erst ihrer habhaft sein werde. Die Musik fängt an zu toben, die Tänzerin wirft das Jäckchen ab und durchforscht es, sie zerreißt ihr Gazehemd und sinkt endlich völlig nackt in Glut und Ermüdung entschleiert auf den Estrich nieder.

Die Musik verstummt und die Tänzerin erhebt sich langsam und kehrt traurig, wenn nicht durch Glut getröstet, zu den Männern und Frauen ihres Stammes zurück, die nicht aufhören, sich der berauschenden

Getränke zu erfreuen, die ihnen fort und fort von den schwarzen Sklaven gereicht werden.

Noch hatte das vierte der Mädchen außer an der zu Beginn geschilderten Umkreisung des Saales, an dem Ballete eigentlich nicht Theil genommen. Sie war eine Almeh, was wörtlich übersetzt gelehrte Frau bedeutet, welchen Namen die egyptischen Sängerinnen führen. Es ist falsch, wenn man in Reiseberichten die Tänzerinnen, die ausschließlich Gawazieh heißen, als Almeh aufgeführt findet.

Die Neger reichten uns wieder frische Tschibuk, und der feinste blaue Duft stieg als Haremweihrauch an die hohe buntgemalte Decke des Saales.

Das Mädchen sang; jeder Strofe folgte ein kurzes Nachspiel der Musikanten:

Die Locken:

Als schwarze Geisterwelt vom Scheitel nieder
Fließt zaubervoll des Haares Nachtgefieder.

Die Stirne:

Es ist mein Glück, mein Hoffen und mein Lieben
Der weißen Schicksalstafel eingeschrieben.

Das Ohr:

Es ist die Muschel ihres Ohrs die Pforte
Für meiner Zärtlichkeiten Perlenworte.

Die Augenbrauen:

Auf der Wage der geschwungnen Brauen
Ist mein zitterndes Geschick zu schauen.

Das Auge:

O Seelenräuber gib mir Freiheit wieder;
Du tödtest mich, ich stürze vor Dir nieder.

Die Wimpern:

Mir steht ein Lanzenwald und Schlachtenreihen
Entgegen. Ach, wer wird vom Tode mich befreien?

Der verstohlene Blick:

Ein Jäger ist, ein Schelm, ein Himmelsglück
Und Tod und Wonne ein verstohl'ner Blick.

Die Wangen:

Der Schönheit Koran auf ein Lilienblatt, geschrieben
Mit Rosentinte, sind die Wangen meiner Lieben.

Die Nase:

Ein Profetenfinger ist die Nase,
Der kristall'ne Griff an einem Rosenglase.

Das schwarze Mal:

Ein eifersücht'ger Neger wacht
Bei ihrer Wangen Rosenpracht.

Die Lippen:

O bringet mir, ich bin ein durst'ger Zecher,
Den Lebenswein in dem Rubinenbecher.

Die Zähne:

Wenn ihr Mund von Lächeln hold umflossen,
Seh' ich Perlen von Korallen eingeschlossen.

Der kleine Mund:

Eingebildet ist das Pünktchen nur,
Das als Mund mir Liebe schwur.

Die Zunge:

Reich' dem geliebten Manne,
Die rothe Pipe an des Mundes Kanne.

Das Kinn:

Als ich den Silberballen
Geküßt mit Wohlgefallen,
Bin in der Wonne Grübchen ich gefallen

Der Hals:

Was werft ihr mir denn vor gottlose Dinge?
Der ich den Himmelsschenkel fromm umschlinge.

Brust:

Wenn ich doch ihren Duft zu deuten wüßte,
Es sind zwei weiße Rosen ihre Brüste. —

Ein Vers der Anmuth jede deiner Brüste,
Den Dichter ehrt' ich nur, als ich sie küßte.

Arme:

Ich bin ein Fürst auf Reisen, übernachte
In einem silbernen Kristallenschachte.

Finger:

Ei sieh, wie ich, der Herr, der Sklavin diene,
Die Schweifchen küß' ich dir am Hermeline.

Lenden:

Ich bat den Weisen mir das Erdrund zu erklären?
»Betrachte der Geliebten blanke Hemisphären.«

Beine:

Ein Tempel ist dein Leib für wonnevolles Laster,
Zwei Säulen steh'n vor ihm aus Alabaster.

Der Leib:

Verhülle dich nur kalt, ich hoffe,
Noch auszuruhn, auf deinem Seidenstoffe.

Mitte:

Der Moslem beugt sich sel'gen Angesichts
Zur Liebeszeit,
Vor dem Geheimniß der Verborgenheit
Und vor dem Nichts.

Gestalt:

Du bist so schlank, wie Lanzen und Zipressen,
Welch Glück, mit meinen Lippen dich zu messen!

Die Geliebte:

O Paradies, o Zaubertrank,
Du machst gesund, die noch so krank.
Du Lichtvers im Koran
Ich bete fromm dich an.

Liebe:

Im Menschenherzen ein willkommner schöner Gast,
Ein Königsgeier, der die Taubenseelen faßt.
Ein aufgerolltes Meer, mit Perlen ohne Zahl,
Sie ist ein Dolch, ein Lenz, des Blitzes heißer Strahl,
Ein Pergament, auf dem mit Rosenblut geschrieben:
Wer treten darf in's Paradies, wer d'raus vertrieben.

Schönheit:

Die Schönheit ist ein Blitz, der in die Herzen zündet,
Ein heiliger Koran, profetenhaft verkündet.
Sie ist die Seelenbraut, der Lenz, der süße Brand,
Das Blut, der Wein, das Licht, das ganze Morgenland.

Die Sängerin grüßte uns nach diesem Hymnus und küßte ihre rechte Hand, nachdem sie mit ihr die eines jeden Gastes berührt hatte.

Abdallah Bey forderte sie auf, indem er ihr mehrere Goldstücke reichte, noch die witzige Antwort der Dichterin Fadhl zu singen, die sie, eine freigelassene Sklavin, im neunten Jahrhunderte in Baßora lebend, im Abendzirkel des Khalifen dem Dichter Ebu Dolef auf seine Verse gab.

Die Sängerin begann Ebu Dolefs Verse zu singen:

»Es liebt ein Mann ein unschuldvolles Kind,
Ein Pferd, das Keiner noch vor ihm bestiegen,
Und Perlen, die nicht angereiht noch sind,
Die ungebohrt auf rothen Polstern liegen.«

Fadhl gab die Antwort:

»So lang nicht eingeschult des Pferdes Glut,
Ist's keine Lust dem Reiter, es zu reiten.
Die Perlen ungebohrt, sind unnütz Gut,
Es schmücken nur den Herrn die angereihten.«

Wie sinnlich auch mancher dieser Verse ist, doch wird es anerkannt werden müssen, daß sie fast alle poetischen Geist besitzen und bei oft kühner Wendung doch häufig von einer ethischen Anschauung durchdrungen sind. Wie gebildet ist ein Volk, das solche Strofen erfindet und die von gewöhnlichen Sängerinnen vorgetragen werden. Den deutschen Harfenmädchen und den österreichischen Volkssängern wäre kein gleiches Lob nachzusagen, und seitdem das baierische und österreichisch-steierische kecke »Schnadahüpfel« mit Begleitung der Zither salonfähig geworden ist, hat die zartfühlendste Leserin kein Recht, sich darüber zu beklagen, was uns die schöne egyptische Sängerin vorgesungen hat.

Im Bade.

Aeußerer Anblick. — Innere Einrichtung. — Fegewasser-Qualen. — Gastfreundschaft. — Knaben und Dichter. — Reinlichkeit und Schmutz. — Billigkeit.

Eines Tages führte mich mein Dragoman in ein Bad, das im heißen Klima ein angenehmes Bedürfniß ist, und die Vorliebe der orientalischen Völker für Bäder erklärt. »Du wirst dort,« sagte Mohammed Omer, »kleine Knaben sehen, Herr! schwarze und braune. Betrachte sie, lasse aber nicht merken, daß du einen Sklaven kaufen willst. Scheine gleichgiltig, beobachte aber im Stillen.«

Nur die Orientalen verstehen es sich zu baden, während die Abendländer sich nur waschen. Dem Orientalen ist ein Bad ein Genuß, den er so lange als möglich ausdehnt, dem Europäer ein Geschäft, das er so rasch als möglich abthut. Der Orientale wäscht die Seele mit, der Europäer nur den Leib. Wer Rauch trinken, d. h. Tabak rauchen lernen will, wer die Kraft und den Duft des Kaffees genießen und die Wonnen eines Bades durchempfinden will, der muß diese drei Dinge im Oriente erfahren.

Aber es sind nicht Wonnen allein, die man im türkischen Bade erfährt, es sind auch Qualen, vorbereitende Fegefluten, um in den Himmel himmlischer Empfindungen einzugehen.

Der äußere Anblick eines Bades in den großen Städten des türkischen Reiches — wir lernten sie in Constantinopel, in Beyrut, in Damaskus, in Alexandrien und in Cairo kennen — gewährt eine imposant vorbereitende Wirkung. Eine große Rotunde, von einer Kup-

pel überwölbt, nimmt den Gast durch eine marmorne Pforte auf. Er tritt in einen großen Raum, der licht, hoch und luftig von einem leicht und zierlich aus Holz gezimmerten Dache überdeckt ist. Den Wänden entlang ziehen sich sehr breite hölzerne Bänke, auf denen Teppiche und Polster ausgebreitet sind; auf diesen liegen sanft hingestreckt weißbeturbante Gestalten, in weiße Tücher eingeschlagen und trinken Rauch. Niemand redet ein Wort, die Stille wird nur durch das Gurgeln der Wasserpfeifen unterbrochen. Diese Männer haben bereits gebadet und überlassen sich der sanft nachwirkenden Ruhe.

Diejenigen, die ein Bad erst nehmen wollen, legen ihre Kleider in dieser Vorhalle ab, ein Diener bindet sie mit einer Schnur zusammen und legt sie neben dem Teppich hin, den der Gast sich zu seinem Ruhebette auserfieht. Derselbe Diener umhüllt ihm die Lenden mit einem weißwollenen Tuche und schiebt ihm hölzerne Sandalen an die Füße. Diese sind an der Ferse und vorn mit hohen Stockeln versehen und haften durch einen fingerbreiten Riemen, der über den Rist geht, ziemlich fest. Wer dieser orientalischen Fußbekleidung, deren sich auch die Frauen in den Häusern bedienen, ungewohnt ist, fühlt sich wie auf Stelzen, wankt und kann leicht zu Boden stürzen. Der Diener begleitet darum einen jeden Fremden, indem er ihn am Arme durch einen dunklen, schmalen, etwas abschüssigen Gang führt. Warm feuchte Luft strömt dem Wankenden entgegen, der sich plötzlich wie verzaubert fühlt.

Eine hohe Marmorkuppel ist von tausend rothen, weißen, grünen und blauen Sternen durchbrochen, die eine runde Halle, so groß fast wie das Pantheon in Rom magisch beleuchten. Der Boden ist Marmormosaik und der durch unsichtbare Oeffnungen eindringende heiße Dampf glühend heiß, daher die Vorsicht der hölzernen Sandalen, die aber das Gehen auf dem spiegelglatten Boden noch bedenklicher machen. In der Mitte des Marmorbodens erhebt sich einen Fuß höher eine marmorne Scheibe, die weniger heiß ist und den Badenden zum Sitzen oder Liegen angeboten wird.

In zwölf Nischen, wieder wird man an das Pantheon gemahnt, wo in so vielen Nischen die Götterbilder standen, sind Marmorbecken, einige Stufen höher als der Estrich der Halle angebracht, in welchen angenehm rauschend Wasser fließt.

Auf der runden Scheibe lag wie ein sterbender Fechter hingestreckt ein nackter Neger. Wir sahen zum erstenmale einen solchen enthüllt. Er war wie eine Statue aus schwarz glänzendem Marmor, und wenn er sein krauses Negerhaupt senkend, es in seinen Armen verbarg, war er von wirklicher plastischer Schönheit, bis er wieder sich erhob und die Negerbildung des Kopfes alles verdarb; nur die Blicke funkelten aus dem röthlichen Weiß des Augapfels und gaben der fremdartigen Erscheinung ein wild fantastisches Aussehen.

In den einzelnen Nischen wurden einzelne Männer je von einem Diener gebadet.

Nachdem ich etwa eine halbe Stunde unbeachtet blieb und eine feuchte Wärme über meinen Körper sich ergoß: trat ein schöner, von der egyptischen Sonne gebräunter Knabe, etwa vierzehn Jahre alt, nur die Lenden umhüllt, an mich grüßend heran, indem er die Rechte an Stirne, Herz und Lippen legte.

Er begann eine unbarmherzige Arbeit mit mir und kneipte, drückte und walzte mich, als wollte er aus Teig eine Menschengestalt formen. Zuerst begann er, indem er vor mir kniete, mit ziemlicher Gewalt seiner flachen Hände meinen Brustkorb nach abwärts und dann wieder zurück bis zum Halse zu drücken. Dieselbe auf und nieder folternde Qual begann er an den Armen und an den Beinen. Ein stummes mächtiges Andrücken seines Knies brachte mich in eine Lage, wie sie müßige Hirten einnehmen, er drückte dann den Daumen in jeden Wirbel einsetzend mit dem Ballen der Hand den Rücken herab, ohne mich zu begnadigen, nur von oben herab gerädert zu werden.

Endlich ließ er, sie zerrend und beugend, alle meine Gelenke laut knacken, es war, als ob eine derbe Faust Nüsse zerbröckelte,

»Buono?« — »Yes?« — »Bon?« fragte er mich jedesmal in drei Sprachen, mit den einzigen Worten, die ihm aus ihnen bekannt waren, um meine Landsmannschaft heraus zu bekommen. Später erzählte mir der Dragoman, daß der Knabe sehr verstimmt gewesen sei, als er ihm mittheilte, daß ich ein Unterthan des Sultan njemßa, des deutschen Kaisers sei. »Die Njemßi«, die Deutschen, sagte er, »sind nicht großmüthig.«

Nachdem die knetende Folter zu Ende war, hieß mich der Knabe die Sandalen anziehen und hatte ein unbändiges Lachen, als ich abglitt und auf dem heißen Boden, wie auf einer Glutpfanne saß. Mit einem fast mitleidig zärtlichen »Giaur! O!« hob er mich auf und führte mich zu einer der Nischen.

Nachdem ich mich in mein Schicksal ergeben niedergelassen und der Knabe ein vertieftes silbernes Waschbecken geholt hatte, fing er damit an, daß er, heißes Wasser schöpfend, mich unbarmherzig übergoß und mit einem Striegel aus Palmenfasern zu reiben begann. Ich war bald mit einer Scharlachhaut überzogen und ich erinnerte mich, wie die Bewohner von Carlsbad, wenn sie Flügelvieh von den Federn befreien wollen, es in den Sprudel tauchen.

Der Knabe rieb nicht die Haut allein, er rieb in die tiefsten Poren und gelangte, wenn ich nicht irrte, bis in die Seele! Dabei fragte er immer wieder: »Buono?« — »Yes?« — »Bon?« und ich antwortete ihm in lächelnder Verzweiflung: »Toib!« was im Arabischen gut bedeutet.

Wieder übergoß er mich und fing an so viel Seife zerfließen zu machen, daß ich wie mit einem Silberpanzer angethan da lag, nachdem er mich mit ihr überschüttet hatte.

Dann füllte er noch einmal das Becken vollauf mit Seife, übergab mir die Schüssel und indem er sich entfernte, bedeutete er mich die Lenden zu baden; wie denn Alles, was der Knabe that, mit Schonung und mit Anstand geschah.

Nach einer Weile kam er wieder und nun begann ein weiches, angenehmes Thun. Er umwand meine Lenden wieder mit einem weißwollenen Tuche, und ebenso meinen Kopf und führte mich in eine zweite, der ersten gleich schön beleuchtete Marmorrotunde, wo die Luft minder heiß und durchsichtiger war, wiewohl sie auch in der ersteren keinen Moment zu einem unangenehmen Nebel sich verdichtete.

Nach längerem Weilen in dieser Halle meinte ich, wie das in den sogenannten russischen Bädern in Europa der Fall ist, etwa unter eine kalte Traufe gestellt, oder in eine eiskalte Wanne gestürzt zu werden. Diese schmerzlich erschreckende Kur ist aber im Oriente nicht üblich und kaum bekannt.

Ich gelangte endlich, nachdem zum Abtrocknen des Leibes wahrhaft verschwenderisch mit feiner Wäsche umgegangen worden war, wieder in die holzgezimmerte, luftigkühle Vorhalle, wo ein eigener Fetischdienst mit meinem Leibe erst recht begann.

Ich wurde, ohne daß ich mithelfen durfte, was gegen den Anstand eines Effendi wäre, in weiße Tücher eingeschlagen, die der Knabe mit der flachen Hand streichend meinen Gliedern knapp anzuschmiegen strebte. Dann wand er einen weißen Turban um mein Haupt und winkte mir, mich auf den Divan hinzustrecken.

Wieder fragte er mich: »Buono?« — »Yes?« — »Bon?« Ich erwiederte ihm »Toib!« und indem er mit der Rechten auf die Linke wie Geld hinzählte, sagte er »Bakschiesch!«

Noch war aber die Gastlichkeit des Hauses nicht erschöpft, ein brauner Knabe kam jetzt um eine seidene Decke über mich zu breiten, ein zweiter brachte Scherbet, dann ein Täßchen trefflichen Mokka und endlich den Tschibuk, mit dem duftigen schwarzen Tabak von Latakia, den man in Egypten ausgesucht feiner bekommt, als in Syrien, wo er wächst.

Diese Knaben gingen ab und zu und widmeten mir mit Blick und Geberde eine fort und fort zum Dienste bereite Aufmerksamkeit.

Der Dragoman, dem es während des Bades bei meinen Kleidungsstücken zu bleiben räthlich erschien, machte mich auf die Knaben in einer Weise aufmerksam, die meinen unbefangenen Sinn erröthen und entsetzen machte.

Es lebte und lebt kaum ein Dichter des Orientes, der nicht schöne Knaben besänge, und diese Lieder fallen ebenso wenig auf, als bei den abendländischen Dichtern die Gedichte: »An Sie!«

Wer es unternehmen würde, ein Buch über die Verirrungen der Fantasie zu schreiben, etwa in lateinischer Sprache, das Angedeutete würde eines der wichtigsten Kapitel füllen. Es würde den Arzt, den Psychologen gleich sehr interessiren, der Culturhistorie und der Politik einen merkwürdigen Stoff zum Nachdenken zuführen.

Die Aeußerungen des Dragomans erinnerten mich übrigens an längst vergessene Begegnisse in Rom und Neapel, die mich belehrten, daß Klima und Angewöhnung der Fantasie jede Religion und Moral mächtig beeinflußen. Zeus, Mohammed u. s. w. konnten ihre Anhänger eben so wenig vor Lastern schützen, wie naturwidrig sich diese auch entwickelt haben.

Die Knaben, sagte mir der Dragoman seien Sklaven, und von ihren Herren um 3—4000 Piaster zu kaufen.

Ich hatte im Bade drei Stunden zugebracht, eine Zeit, die der Orientale leicht um die Hälfte noch verlängert. Das Bad ersetzt ihm den Mangel öffentlicher Vergnügungen, es ist ihm ein Gesellschaftssaal, wo er mit Freunden zu heiterem Gespräche mit Fremden, um Neuigkeiten zu hören, zusammentrifft. Endlich gebietet die im heißen Klima starke Transspiration des Leibes häufige Bäder.

Auffallend ist nur der Gegensatz der sorgfältigsten Reinlichkeit des Körpers mit dem sorglosesten Schmutze der Kleidungsstücke, in denen häufig der Orientale schläft, mit denen er sich mitten in Staub hinsetzt und wieder hingeht, als ob noch kein Sterblicher auf die geniale Erfindung einer Bürste gekommen wäre.

Der Leser hat im Geiste das orientalische Bad mit uns durchempfunden, vier Personen gesehen, die drei Stunden mit uns allein beschäftigt waren, feine verschwenderisch viele Wäsche wurde für uns verwendet und endlich noch Erfrischungen gereicht und für all das zahlte ich das Doppelte, von dem was der Einheimische bezahlt: **14 Piaster d. i. 1 fl. 40 kr.**

Als ich den palastartigen Bau verließ, empfand ich das frischeste Behagen. Der Körper widerstand freilich nicht lange der unmäßigen Glut des Tages und es floß selig leicht durch meine Glieder. Ich meinte nie im Leben noch bis jetzt die frisch gesunde Wohlthat eines Bades empfunden zu haben.

Musa.

Ein Sklavenhändler. — Mädchen und Knaben. — Schwarze Juden. — Das Haus. — Musa. — Hafenszene in Alexandrien. — Kulturfähigkeit. — Der Neger Antara. — Unreinlichkeit. — Weiße und schwarze Seelen. — Schwarz von Allah. — Talent zur Plastik. — Der erste Schnee. — Todesfurcht. — Darstellungstalent. — Bei einer Leiche. — Straßenleben. — Tolle Streiche. — Lebensgeschichte. — Märchen aus dem Senaar. — Rückkehr in den Orient. — Streiche auf der Reise und in Jerusalem.

Mohammed Omer lud mich mit sehr geheimnißvoll leise gesprochenen Worten, trotzdem wir allein im Zimmer waren, ein, mit ihm das Haus eines Sklavenhändlers zu besuchen, der öffentlich als Schlosser hantirt und in freien Stunden sich liebevoll dem Menschenhandel widmet.

Nachdem wir durch ein Labyrinth von engsten Gäßchen gegangen waren, standen wir vor einem Hause stille, das wir seiner Eigenthümlichkeit wegen, welche alle Häuser in Cairo besitzen, betrachten wollen.

Das Haus war bis zum ersten Stockwerke mit horizontalen rothen und gelblichen handbreiten Streifen bemalt, so daß es schien, als ob immer eine Lage rothen Marmor mit gelblichem Sandsteine abwechsle. Das erste Stockwerk, welches auf vorspringenden Balken ruht, ist aus rothgebrannten Ziegeln leicht und dünn aufgetragen und war vom flachen Dache abgeschlossen. In der Fronte des Hauses stand die mit einem Rundbogen überwölbte hölzerne Thür, sie war grün angestrichen und zeigte in ihrer Mitte einen weiß getünchten

Kreis, in welchem mit rothen Buchstaben der Koranvers geschrieben war: »Allah ist der Erschaffer der Welten und der Menschen. Er ist ewig.« Für das Haus eines Menschenhändlers ein genug frommer Spruch. Zu beiden Seiten der Thüre, in ziemlicher Höhe der Mauer war je ein Fenster von einem Holzgitter verkleidet. In der Ziegelwand des ersten Stockwerkes waren deren mehrere ohne Symmetrie angebracht. Die Holzgitter zeigten geschnitzte Krokodile; in einem in größeren Ausschnitten hingen unglasirte Thonkrüge, um in ihnen Wasser verdunsten zu lassen.

Dieses Haus hatte nur ein Stockwerk, viele in Cairo haben deren zwei, selten drei, die immer um einige Schuh vorspringen, so daß sich die einander gegenüber liegenden Häuser oben berühren und oft nur mit schmalem Durchschnitt ein vor der Sonne schützendes Dach der Straße bilden.

Mohammed Omer klopfte mit einem an der Thüre angebrachten eisernen Klopfer. Nach kurzer Frage von innen, kurzer Antwort von außen wurde uns aufgethan.

Ein Negerknabe, der uns die Thüre öffnete, zeigte uns auf eine zweite im Hausflur. Wir traten durch dieselbe ein und waren im Empfangzimmer des Hauses. Es ist eine viereckige Stube, die durch ein großes Fenster aus dem Hof des Hauses Licht empfängt. Die Hälfte derselben nimmt eine etwa einen Schuh hohe, mit Strohmatten bedeckte Balustrade ein, an deren Wänden niedrige Divane, Baumwolle gefüllte, mit buntem Kattun überzogene Polster sich hinziehen.

Mohammed Omer legte seine rothen, spitzen Pantoffel ab, ehe er mit mir auf die Balustrade trat. Wir setzten uns auf dem Divan nieder, waren allein und hatten Zeit, das Zimmer zu betrachten: Die Decke ist hoch durch nahe an einander gelegte Balken gebildet, diese sind roth und grün angestrichen, eine Lampe hängt von ihr herab. Die Wände sind weiß getüncht und zeigen zwei holzvergitterte Nischen. Die Gitter und die Thüre der Stube sind ohne Anstrich und lassen die natürliche Farbe des Holzes sehen. Vor der Balustrade aber ist ein

kleines, flaches, marmornes Becken auf einem Sockel angebracht, in welchem einen Schuh hoch sich plätschernd ein Wasserstrahl erhebt.

Wir hatten nicht zu lange Zeit, die Einrichtung zu betrachten, da trat der Hausherr, eine kräftige Männergestalt, in schöner orientalischer Tracht von blauem Tuche, einen weißen Turban um's Haupt, ein und setzte sich auf dem Divan in einiger Entfernung von uns nieder. Dann erst begrüßte er uns mit der üblichen Handbewegung und sagte gegen mich gewendet: »Du bist der Herr dieses Hauses!«

Er klatschte in die Hände und zwei braune Knaben brachten Tschibuk und Kaffee.

Nachdem wir uns erquickt hatten, leitete Mohammed Omer das Gespräch ein und entwickelte ausführlich, wiewohl der Hausherr schon früher auf unser Kommen vorbereitet war, die Absicht meines Besuches.

»Du willst eine Sklavin kaufen, Herr?«

Kein Mädchen, einen Knaben.

»Kaufe einen Knaben und ein Mädchen.«

Das ist nicht meine Absicht.

»Willst du nicht doch zuerst einige leuchtende Mondgesichter sehen?«

Er gab einen Auftrag und bald trat eine tief verschleierte Frau ein, mit ihr ein abyssinisches Mädchen von zwölf Jahren, sie trug einen weißseidenen, bunt geblümten kurzen Rock, von einem rothen Gürtel festgehalten, unter dem weite, rothseidene Beinkleider hervorsahen, die Füße waren mit goldgestickten Pantoffeln bekleidet. Den Oberleib umhüllte nur leicht ein weißseidenes, an der Brust völlig offenes Hemd, ein blausammtenes Jäckchen, goldgestickt, mit langen aufgeschlitzten Aermeln, war darüber angethan. An der, von krausen Haaren umgebenen Stirne hingen Goldmünzen, leichte türkische Dukaten. Ihre Augen waren graublau, die Lippen dunkelroth und aufgeworfen, die Nase kurz und fein geschnitten, die Jochbeine kaum hervorgedrängt.

Das Mädchen sah sehr ernst und erschien mir als eine Gestalt aus einem Märchen. Der Hausherr rühmte ihr eine sanfte Gemüthsart, musikalisches Talent und — Reinlichkeitsliebe nach. »Sie wird dir dienen« sagte er, »und dich gesund erhalten.«

Der Preis war 6000 Piaster, d. i. 600 Silbergulden.

Da ich durchaus nicht die Absicht hatte, ein Mädchen zu kaufen, so lehnte ich auch die mir angebotene Freiheit ab, das braune, schlank und doch üppig emporgeschossene Mädchen näher zu sehen.

Der Hausherr, der meinen mochte, daß mir der Preis zu hoch sei, trug mir nun Negerinnen an, die er sogleich kommen ließ. Es war ein zehn- und ein zwölfjähriges Mädchen und eben nicht die schönsten Exemplare der äthiopischen Race. Sie waren sehr nachlässig nur in Baumwollstoffe gekleidet und zeigten schon dadurch, daß ihr Besitzer einen weit geringeren Werth auf sie lege, als auf die plastisch schöne Abyssinierin. Auch diese Mädchen waren sehr ernst, denn es mochte sie der Gedanke beherrschen, welchem Schicksale sie entgegen gehen, wenn der fremde »Giaur« sie kaufen sollte.

Der Hausherr bediente sich einer eigenen Art, um meine Aufmerksamkeit auf eines der Mädchen zu lenken und mir Vertrauen einzuflößen. Er sagte der jüngeren nach, daß sie des Nachts schnarche und aus dem Schlafe rede, er könne mir sie darum nicht empfehlen; die andere aber sei ein Muster von Tugend und Feuer zugleich.

Als er mich fest entschlossen sah, nur einen Knaben zu kaufen, schüttelte er bedenklich das Haupt über diesen, bei den Europäern seltenen Geschmack und ließ zwei Knaben im Alter von zehn und zwölf Jahren kommen. Sie erschienen jeder allein und entkleideten sich völlig auf das Geheiß ihres Herrn. Ich erinnerte mich der Lehren, die mir rücksichtlich der körperlichen und geistigen Eigenschaften der schwarzen Kinder gegeben worden waren und da ich einige Bedenken fand, erklärte ich, daß ich keinen der Knaben, für deren jeden 4000 Piaster gefordert wurden, kaufen wolle.

Es begann ein ekles Aufzählen der Tugenden dieser Kinder, und kaum dürfte ein Roßtäuscher ein Pferd so anrühmen und es war nicht der letzte Grund, den der Sklavenhändler in naivster Ruhe anführte, ob ich das Vergnügen für nichts anschlage, das mir die Knaben bereiten würden?

Ich versprach mir die Sache überlegen und wiederkommen zu wollen.

»Du wirst wieder kommen«, erwiederte er, »denn die Knaben sind schön und wohlfeil und du bekommst in ganz Egypten jetzt nicht dergleichen, Herr!«

Könntest du mir nicht einen jüdischen Sklaven verschaffen?

»Meinst du, Herr! einen braunen? deren gibt es einige in Egypten, die sich aus dem jüdischen Königreiche in Abyssinien verloren haben. Ich aber kenne keinen.«

Ich meine einen schwarzen Juden.

»Von denen habe ich nie vernommen. Aber wer hindert dich,« bemerkte er mit echt arabischer Gewandtheit, »einen der beiden Knaben, die Fetischanbeter sind, zu Juden zu machen? Kaufe auch eine kleine Schwarze von mir, verheirate sie und du kannst dich rühmen, Herr! wenn sie Kinder bekommen, dem weißen Stamme der Juden schwarze Früchte aufgepfropft zu haben.«

Ich werde die Sache, wie ich dir sagte, überlegen und wieder kommen.

Ich erbat mir die Erlaubniß, das Haus in seinen übrigen Räumen sehen zu dürfen. Der Hausherr sagte mir dieß freundlich zu; doch gab er früher den Befehl, daß die Frauen sich in das Harem zurückziehen.

Wir traten in den Hofraum, der, mit Fliesen belegt, auf drei Seiten hohe Zimmer zeigte, die gegen den Hof gewendet, wie ein Theater offen waren. An dieser offenen Seite vertrat eine hölzerne Säule die Wand, um die Decke zu tragen, und fußte auf einem nur zwei Schuh hohen, zierlichen, hölzernen Geländer, welches das Zim-

mer vom Hofraume schied. In der Mitte des Hofes dufteten zwei Orangenbäume und ein Oelbaum.

Aus den offenen Hallen führten links und rechts Thüren in kleinere Zimmer, die durch nichts ausgezeichnet waren. Teppiche bedeckten den Boden, Divane zogen sich der Mauer entlang.

In den Hof zurückgekehrt, führte uns eine freie steinerne Treppe zu einer offenen Gallerie des ersten Stockwerkes empor, aus der wieder einzelne, mit Teppichen verhängte Thüren zu Stuben führten, welche, wie die im Erdgeschoße, nichts Eigenthümliches zeigten.

»Wenn du wiederkommst«, sagte der Hausherr, der uns selbst geleitete, »lasse mich es früher wissen. Ich werde die Frauen fortschicken, damit du auch ihre Gemächer sehen kannst.«

Wir verabschiedeten uns, ohne wiederzukehren.

Am folgenden Tage wurde mir ein schwarzer Knabe in's Hotel gebracht. Er war von wahrhafter Schönheit, was seine Gestalt betraf; und mahnte mich an die Gestalt des Apollino im Palazzo Pitti zu Florenz. Er war, als hätte ein Künstler ihn aus schwarzem Ebenholze nachgebildet. Der Kopf hatte die häßliche Negerbildung, die Augen waren von wunderbarem Glanze und Ausdruck. Das Schwarze bewegte sich in gelblichem Weiß, das, wie ich später oft zu bemerken Gelegenheit hatte, bei einem Zornausbruche des Knaben roth unterlaufen wurde.

Der Knabe hieß Musa Said Saad Sruh Achmet Abdallah, was beweist, daß die äthiopischen Sklaven wie die europäischen Prinzen viele Namen haben, und es wäre der Verfertiger der Regesten, die sich für Geschichtsforscher halten, höchst würdig, zu ergründen, ob die Sitte der vielen Namen nicht von den europäischen Prinzlein auf die äthiopischen Sklavenkinder übergegangen ist.

Der erste Name meines Knaben, Musa, was im Arabischen Mose bedeutet, gab Veranlassung zu der in den Zeitungen wiederholten Nachricht, daß ich einen jüdischen Sklaven aus der Sklaverei befreit habe. Er war in seiner Jugend geraubt und, unter Mohammedanern lebend, ein Gläubiger des Islam.

Ich hatte von einem Herrn, der mir den Wunsch mittheilte, einen schwarzen Knaben zu besitzen, 400 fl. zur Verfügung und dieß war die Summe, die ich dem Besitzer des kleinen Sklaven zahlte.

Er begleitete mich fortan in Cairo auf meinen Ausflügen, er zeigte sich als kühner Reiter und verwegener Voltigeur. In meiner Gegenwart beobachtete er einen stummen Ernst; doch konnte ich merken, daß er, wie Kinder zu spielen geneigt, wenn er sich von mir unbemerkt glaubte, lustige Possen trieb.

Nach einigen Tagen schien er einiges Vertrauen zu seinem neuen Herrn gefaßt zu haben, er wurde auch in meiner Nähe heiter, er fing an mit vieler Freundlichkeit mir kleine Dienste zu erweisen und mich auf manche Gegenstände aufmerksam zu machen, von denen er glauben mochte, daß sie mich interessiren könnten. Musa hatte, als ich ihn kaufte, ein nur bis an die Kniee reichendes weißwollenes Hemd, eine enganliegende Jacke aus buntem Zitz, einen rothen Feß und rothe spitzige Schuhe. Ein orientalischer Anzug aus blauem Tuch und ein gleicher aus weißer Baumwolle, ein rother Gürtel, ein neuer Feß, die ich ihm auf dem Bazar in Cairo kaufte, bereiteten ihm viele Freude. Süßigkeiten und Braten machten ihn vollends zu meinem Freunde.

Dieß bewahrte mich vor seinem Verluste und vor einem materiellen Geldschaden.

Es war im Hafen von Alexandrien und ich war zur Abreise nach Europa bereit.

Mohammed Omer begleitete uns in den Hafen. In der Douane wurden mir meine deponirten Kisten in bester Ordnung und gegen ein nur geringes Bakschiesch ausgefolgt.

Schlimmer erging es mit Musa, den ich auf dem österreichischen General-Konsulate als Diener in meinen Paß hatte einschreiben lassen. Die Hafenwache nahm aber Anstand den Knaben mit mir die Barke besteigen zu lassen, die mich an Bord des Dampfschiffes

bringen sollte. Vergebens wies ich den Paß vor, es hieß der Sklavenkauf sei verboten und ich müsse warten, bis der Direktor der Polizei kommen würde.

Das prächtige Schiff »Austria« unter Kommando des eben so tüchtigen als freundlich zuvorkommenden Kapitäns Rassol, das eine Viertelstunde fern im Hafen lag, ließ schon aus dem Schlotte leichte Rauchwolken, als Zeichen der nahen Abfahrt wirbeln und ich befand mich in nicht geringer Verlegenheit. Auf die Pünktlichkeit eines orientalischen Beamten darf man nicht sehr rechnen, und wenn er wirklich zu spät kam, so blieb mir nur die Wahl frei, entweder das Schiff absegeln zu lassen und den Aufenthalt in Egypten peinlich um vierzehn Tage zu verlängern, oder nicht allein den Kaufpreis für den kleinen Schwarzen zu verlieren, vielmehr das Kind einem ungewissen Schicksale preiszugeben.

Ich berieth mich mit Mohammed Omer und machte ihm schwere Vorwürfe, daß er mich nicht auf die Möglichkeit des Falles aufmerksam gemacht hatte; ich hätte sonst den Kawaß des Generalkonsulates, der mir in freundlicher Weise zur Begleitung bis in den Hafen mitgegeben war, nicht entlassen und durch ihn den Stellvertreter des eben abwesenden Generalkonsuls von dem Falle in Kenntniß setzen lassen.

Mohammed Omer blieb orientalisch ruhig und bewies mir, daß der Generalkonsul der Polizei gewiß in diesem Falle nicht imponiren würde, wenn er es auch wollte. Zudem sei die Entfernung groß und der Dampfer, wie ich sehe, heize bereits. »Du wirst den Knaben mitnehmen dürfen, Herr!« schloß er seine peinlich ruhige Auseinandersetzung.

Ich ging fast fieberhaft aufgeregt auf dem Hafendamme auf und nieder; jede stärkere Rauchsäule des Dampfschiffes machte mich besorgter.

Endlich kam mein und Musa's Schicksal, ein wohlbeleibter Egyptier, der in seinem Amtsgebäude auf einem Teppich sich nieder-

setzte und sich und mir, der ich ihm von Mohammed Omer vorgestellt wurde, eine Pfeife und Kaffee reichen ließ, indem er mich zu sich auf den Teppich einlud.

Diesen Vorbereitungen und Höflichkeiten gegenüber wuchs meine aufgeregteste Ungeduld und ich drängte Mohammed Omer meine Angelegenheit vorzutragen. »Das ist nicht möglich, Herr! so lange du nicht Kaffee getrunken hast. Du würdest deinen Gastfreund beleidigen, wenn du früher von Geschäften sprächest.«

Endlich waren die Höflichkeitsformen, die gegenseitigen Fragen um Gesundheit u. s. w. erfüllt und Mohammed Omer trug in der Landessprache den Fall vor und übersetzte mir jedesmal die Antwort des Beamten.

»Der Knabe« sagte er endlich »ist dein Diener, ich höre das von dir, der du ein Effendi bist und ersehe es aus deinem Passe,« den er übrigens, da er deutsch war, nicht lesen konnte. »Ich muß aber den Knaben fragen, ob er dir auch frei folge. Diese Kinder sind meist geraubt, oder gestohlen, sie haben keine Eltern, keine Freunde. Unser Vizekönig, dem der Herr Heil und Sieg und langes Leben verleihe! bestellt uns Beamte zu Vormunden der Rathlosen.«

Hierauf wendete er sich an Musa mit den Worten: »Warum gehst du aus deiner Heimat fort? Hier ist die Sonne so warm und dort, wo du hinziehst, ist es kalt und du ziehst in das Land der Ungläubigen! Hat dich Jemand verkauft und gehst du gezwungen mit dem Effendi?«

Musa verharrte in einem unbesiegbaren Schweigen.

Der Beamte that seine väterliche Pflicht und sprach dem Knaben zu, daß er bleibe. So sehr ich an dem Erfolge des Gespräches betheiligt und so drängend die Zeit war, ich hörte mit Wohlgefallen den Worten des Mannes zu, deren sittlich edler Sinn nicht ohne Wirkung auf mich blieb.

Ich ließ ihn fragen, ob er, wenn ich den Knaben zurücklassen würde, für ihn sorgen werde, oder sonst wer?

Er antwortete: »Niemand!«

Der Knabe wird also wahrscheinlich der Sklaverei verfallen, da er nicht für sich selber sorgen kann?

»Das wird er! Besser ein Sklave in der Heimat, als ein Freier in der Fremde. Doch ich will dir deinen Diener nicht entziehen, Effendi! wenn er freiwillig mit dir geht. — Musa! sage mir, liebst du den Effendi, daß du mit ihm gehen willst?«

Musa, der bisher stumm und apathisch dagestanden, kam ohne zu antworten auf mich zu und fiel mir um den Hals.

Dieß entschied und der Beamte sagte mir: »Reise mit Gott!«

Ich hatte schon früher Mohammed-Omer gesagt, er möchte dem Beamten ein Bakschiesch anbieten, doch weigerte er sich dessen auch nach geschehener Entscheidung; schenkte aber den Dienern, die uns Pfeifen und Kaffee gereicht hatten, einige Piaster. Es ist dieß der einzige Fall, der mir im Oriente vorgekommen ist, daß kein Bakschiesch gefordert oder auch nur anzubieten gewagt worden wäre. Die würdige Erscheinung und Haltung des Beamten war vollkommen dazu geeignet, manchen andern im Oriente empfangenen Eindruck zu verwischen und weil es der letzte war, ihm eine dauernde Erinnerung zu bereiten.

Zu Schiffe nach Europa befreundete sich Musa mit einer Ziege und einem Schafe, die auf dem Hinterdecke frei herumliefen. Die Thiere liefen ihm zur Belustigung der Reisenden überall wie treue Hunde nach. Er trug durch seine Schwänke viel zur Erheiterung Aller bei, wofür er mit Leckereien belohnt wurde.

Einmal fand ich ihn allein, er bemerkte mich nicht, er sang ein Lied und sah der untergehenden Sonne zu. Ich verstand die Worte nicht, die Stimme des Knaben war aber eine so rein und rührend klingende, daß es mich ergriff und ich den Schmerz und die Sehnsucht des Kindes nach seiner verlornen Palmenheimat tief mit empfand.

Als er mich bemerkte, wandte er sich rasch, kniete vor mir nieder und küßte mein Kleid. Die Thränen rollten als weiße Edelsteine über seine schwarz glänzenden Wangen herab.

Während der Fahrt war er vollkommen gesund, die europäische Bauart der Häuser in Triest, mehr aber noch die frisch grünen Berge und Wälder der Steiermark setzten ihn in großes Erstaunen.

Er lebte durch dreizehn Monate in meinem Hause und ich hatte Gelegenheit, den zwölfjährigen Knaben vielfach zu beobachten, mit ihm in einen förmlichen Krieg zu gerathen und endlich wieder in den Orient zurückzusenden.

Wenn auch das mit ihm Erlebte in eine spätere Zeit fällt, als die Erlebnisse in Egypten, denen diese Blätter gewidmet sind, so wird der Leser nicht ungerne sich unterbrochen fühlen, wenn die kulturmerkwürdigen, eigenthümlichen Züge dieses tropischen Kindes hier eingeschaltet werden.

In Wien machte ich zufällig den ersten Spaziergang mit ihm auf das Glacis, von wo aus man die der Peterskirche in Rom nachgebildete Karlskirche erblickt. Sie ist von einer Kuppel überwölbt und mit zwei freistehenden hohen Säulen geziert. Kaum erblickte Musa den Bau, als er mit dem freudigen Ausrufe: »Moske! Moske!« sich auf die Kniee warf und zum nicht geringen Staunen aller Vorübergehenden die Erde mit der Stirne berührte und laut murmelnd betete.

Ich hieß ihn jeden Morgen, Mittag und Abend sein Gebet verrichten und unerklärt blieb es mir, wie er, ehe er noch die Straße betreten hatte, die gegen Norden gelegen kaum die Sonne sieht, die Weltrichtung erkannte und sich immer in der Stube gegen Morgen bei dem Gebete wandte.

Später als wir mit einander in kurze Feindschaften geriethen, rächte er sich an mir dadurch, daß er die Gebete unterließ; er hatte rasch bemerkt, daß es mir Freude machte, wenn er betete.

Musa war von besonderen Geistesgaben und widerlegte die ziemlich allgemeine Meinung, daß die Neger stumpf seien. Allerdings ist es befremdend, daß ein Volk, dessen Leben seit Jahrtausenden bekannt ist, es zu keiner Stellung in der Geschichte und zu keiner Kultur gebracht hat. Die Negerkinder sind nicht minder begabt,

wie die der Weißen; aber die frühe Heirat bringt sie, wie die Orientalen überhaupt herab. Das Klima macht sie träge und die Fruchtbarkeit der Erde mit der in heißen Ländern natürlichen Mäßigkeit setzen ihnen eben keine Sporen in die Flanken. Wenn es möglich wäre, ganze, ungeheure Volksstämme in ein mäßigeres Klima zu versetzen, wir zweifeln nicht daran, daß sie zu einem Kulturvolke erzogen werden könnten. Die Meinung, daß die zurückgeschobene Schädelbildung ein Hinderniß sei, geistige Fähigkeiten zu entwickeln, wurde wenigstens in einzelnen Beispielen schon widerlegt.

Was die Macht des Genius und die Kraft des Armes, selbst ohne die Vorzüge der Geburt, der Glücksgöttin und der Gestalt vermag, bewies der Neger Antara, der ritterliche Held der Söhne Ab's, der geborene Bastard, der Sklave, der sich durch Wohlredenheit, Tapferkeit und Freigebigkeit zum Ideale arabischen Ritterthumes, zum Ehrennamen: der Vater der Reiter und zum Verfasser eines der sieben Gedichte emporschwang, die an der Kaaba zu Mekka angeheftet wurden.

Musa hatte, wie alle Orientalen kein Reinlichkeitsgefühl. In blanker Wäsche sich im Staube zu wälzen, die Kleider zu zerreißen und in Fetzen von sich hängen zu lassen, war ihm völlig gleichgiltig. Empfindlich aber war es ihm stets, wenn ich ihn ein »Chamsir,« ein Schwein nannte, eine Bezeichnung, die dem Mohammedaner um so schimpflicher erscheint, als er, wie die Juden, dieses Thier für unrein hält und darum nicht genießen darf. Um so frappanter war eines Tages die Antwort Musa's, als man ihn fragte, ob Allah schwarz oder weiß sei? »Allah schön weiß, nit schwarz, Allah nit Chamsir!«

Einmal wurde er von der Hausmagd in die Stefanskirche geführt, wo sie ihm das in Wien bekannte hölzerne Christusbild zeigte, dem nach dem Volksglauben der Bart wachsen soll. Nach Hause gekommen, erzählte er, wie dumm die Magd sei »Holz wachsen, nit Bart!«

Musa hielt sich für ausnehmend schön und erklärte uns seine Schwärze dadurch, daß die Sonne die Schwarzen mehr liebe, als die

Weißen. »Die Weißen,« erzählte er uns mit großer Gewißheit, »haben schwarze, die Schwarzen weiße Seelen, und jene werden beim jüngsten Gerichte verdammt werden von Allah.«

Als ihm ein Rauchfangkehrer als sein Stammgenosse vorgestellt wurde, sagte er ganz ernsthaft: »Musa schwarz von Allah.«

Meister Rahl hat seine Fysiognomie verewigt. Das Bild Musa's hängt in der Stube, wo ich diese seine Lebensgeschichte schreibe. Mehrere Freunde ließen es für sich kopiren.

Um dem Knaben rascher die deutsche Sprache beizubringen, brachte ich ihn in eines der vorzüglichsten Knaben-Institute, wo er im Verkehre mit vielen Kindern in der Sprache rasche Fortschritte machte, vorzüglich aber im Schreiben, wie er überhaupt Talent zum Zeichnen entwickelte und aus Brodkrummen Kameele, Affen, Tiger, Gazellen ganz hübsch knetete.

Es wurde allmälig Winter, und um den an die Glut Aethiopiens gewohnten Knaben zu schützen, ließ ich ihm ein vollkommenes Unterkleid von weißem Flanell, eine gleiche warme Kappe anfertigen. So angethan, hielt er sich für vollkommen Straßengerecht und eilte zur Schule. Ein allgemeines Gelächter begleitete ihn, bis er zornig heimlief, die Kleider von sich herabriß und auch den Pelz, der für ihn bereit lag, zum Fenster hinauswarf.

Der erste Schnee versetzte ihn in das größte Erstaunen, er hielt ihn für Zucker und schauerte schreiend zusammen, als er ihn in den Mund brachte.

Seine Brust fing im rauhen, widrigen Klima Wiens zu leiden an, er hustete heftig und mußte mehrere Tage zu Bette bleiben. Die Magd machte sich den unzeitigen Scherz mit dem Knaben, indem sie ihm sagte, daß er sterben müsse. Er fing heftig zu weinen an und brach in die Worte aus: »Todte schlecht haben hier, kommen in kalte Erde. In Senaar schön warm schlafen.«

In meinem Hause war es tief traurig, es beherbergte die treffche seit Jahren sterbende Frau. Der Knabe, wenn er aus der

Schule heimkehrte, widmete ihr die zarteste Sorgfalt, Niemand wußte der Schmerzengequälten die Kissen weicher zu betten, Niemand ihr einen Trunk, eine Labe freundlicher zu reichen. Wenn sie zuweilen ruhiger war, sang er ihr mit süßtönendem Stimmchen die Lieder seiner Heimat, welche die Fischer singen, oder die Reisenden in der Wüste, oder die Gäste bei Hochzeiten. Zuweilen zeigte er, wie es die Affen machen, wenn sie einen Baum besteigen, und oben Früchte brechen und essen. Die naturgetreue Nachahmung des Affen oder der Wüstenthiere war von hinreißend komischer Gewalt.

Musa zeigte überhaupt viel Darstellungstalent. Ich hatte ihn einmal in den Prater geführt und ihm die Schwänke des »Wurstel« vorspielen lassen. Er stand vor den kleinen Marionetten stumm und starrte sie bewegungslos an. Er mochte sie für lebendige Wesen halten. Nach Monaten, ohne jemals davon gesprochen zu haben, spielte er der Kranken plötzlich die Szene vor, so daß sie, die von seinem Besuche im Prater nichts wußte, vollkommen verstand, was er pantomimisch darstellte.

Ein andermal verständigte er sich mit einem Taubstummen vollständig durch Zeichen und führte ein langes Gespräch mit ihm, das sie beide ganz verstanden, während es uns unklar blieb.

Als sich mein Haus in das der tiefsten Trauer umwandelte und ich den Knaben vor die Leiche führte, fragte er bestürzt: »Das ist todt?« Nachts schlich er sich heimlich von seiner Lagerstätte und legte sich auf den Boden neben die Leiche und sang die Nacht hindurch Lieder von so wunderlichen Melodien, daß es den Leichenwächter schauerte.

Am Grabe gab er sich dem heftigst weinenden Schmerze hin und Tage lang blieb er in tiefe Trauer versunken.

Musa hatte in der Schule Bekanntschaften gemacht, seine Mitschüler luden ihn zu sich ein, er wurde bewirthet, geliebkost, bewundert. Es war dieß der Beginn seines Verderbens. Die einfache, streng geregelte Ordnung des Hauses fing an, ihm nicht zu gefallen.

Er hielt sich für einen besonders bevorzugten Menschen, weil ihm Alle huldigten und Freude zu machen suchten. Er wurde empfindlich, wenn Frauen seine sammtweichen Wangen streichelten, oder seine Augen lobten. Da glühten sie in einem wilden Feuer auf, welches merken ließ, daß Kinder seines Alters in seiner Heimat schon vermält werden.

Als der Frühling kam und das Verweilen im Freien möglich und es der Gesundheit des Knaben nicht zuträglich war, ihn ununterbrochen bei Hause zu behalten, hatte er bald die Bekanntschaft der wilden Straßenjugend gemacht. Sie quälte ihn mit Spott, mit Hohn, mit Liebkosungen und Schlägen. Musa war immer kampfbereit und es war ihm eine selige Lust, sich oft zehn Knaben gegenüber zu stellen und sie prügelnd in die Flucht zu jagen. Seine durch besondere Gelenkigkeit ausgezeichnete Kraft kam ihm dabei zu Statten.

Einmal jagte ihn ein Rudel Knaben auf der Bastei. Um sich nicht von ihnen erreichen zu lassen, sprang er auf die etwa drei Schuh hohe Brüstung, lief eine gute Strecke auf derselben hin und endlich von den Knaben erreicht, sprang er, zum Entsetzen der auf dem Glacis wandelnden Menge, die zehn Klafter hohe, nunmehr verschwundene Basteimauer beim ehemaligen Fischerthore herab und lief, wie eine Katze, nach Hause.

Musa war durch seine Streiche in wenigen Wochen von der ganzen Bevölkerung Wiens gekannt. Er that selten etwas, was, mit Ausnahme des eben Erzählten, nicht andere Knaben seines Alters, die nicht streng überwacht werden, ebenfalls thun, er aber war durch seine Farbe auffallend, durch seine Art sich auszudrücken oft komisch und immer eigenthümlich.

Er wollte die Schule nicht mehr besuchen, oder wenn er hinging, wußte er sich heimlich wieder zu entfernen. Er war zu keinerlei Dienstleistung im Hause, aus unbesiegbarer Trägheit, zu vermögen.

Aber nicht allein die wilde Straßenjugend, ihn verdarben die Erwachsenen, die Gesellschaft, die — Zivilisation. Er lernte ihre Laster kennen und vergaß die Tugend seiner wilden Heimat. Nicht

selten kehrte er berauscht heim, weil ihn irgend Thoren mit in ein Hotel nahmen und ihm bis zur Uebervölle Champagner zu trinken gaben. Er wurde als ein Affe, der zur Belustigung dient, behandelt, es wurde sein Schamgefühl barbarisch verletzt und abgetödtet, er wurde angereizt und verführt, sich fremden Eigenthumes zu bemächtigen und tolle Streiche auszuführen.

Ich mußte eingreifen und that dieß durch freundliche Vorstellungen, die den Knaben jedesmal zu Thränen rührten. Unmittelbar darauf aber, durch ein tief leidenschaftliches Temperament getrieben, that er oft noch Schlimmeres, als dasjenige war, weßwegen er vermahnt wurde.

Ich mußte, da er anfing, Nächte durch vom Hause wegzubleiben und von Patrouillen aufgegriffen zu werden, es mit körperlicher Züchtigung versuchen, was mir außerordentlich schmerzlich war, denn ich liebte das Kind, dessen Schicksal ich war.

Ich ließ einen Mann kommen, der ihn auf den Boden legte, da erinnerte er mich »an die Todte, die im Himmel weilt und weinen wird, wenn er geschlagen würde.« Ich war entwaffnet von dem seltsam auftauchenden Gedanken, denn seit jenem Sterben, wo er so treu wie ein Kind seiner Mutter sich erwiesen hatte, sprach er nie wieder von ihr, und es waren Monate seitdem verflossen.

Wieder ereignete sich irgend etwas, was eine Bestrafung nothwendig machte. Ich sperrte den Knaben in mein Arbeitszimmer, das im ziemlich hohen zweiten Stockwerke eines hohen Stadthauses liegt. Kaum hatte ich mich entfernt, so öffnete er das Fenster, stieg auf ein nur drei Zoll breites Gesimse und ging vierzehn Klafter der Mauer entlang, um beim letzten Fenster der Hausfronte, das er offen gesehen hatte, wieder einzusteigen und durch die fremde Wohnung zu entkommen. Die auf der Straße Gehenden — es war in den Nachmittagsstunden — sahen entsetzt dem wandelnden Negerknaben zu und erwarteten bebend jeden Augenblick seinen Sturz auf das zerschmetternde Straßenpflaster.

Ich zitterte fortan vor einem Unglück, das mir mit dem Knaben, oder durch ihn begegnen könnte.

Einer Magd im Hause, die ihm, hinter einem Fenster stehend, zurief: »Musa, Du bist ein schwarzer Affe!« schlug er mit der Faust die Scheiben in's Gesicht, mit den Worten: »Ich bin ein Mensch!« Die Magd lag wochenlang lebensgefährdet darnieder, so tief schnitten die Glasscherben ihr in Gesicht und Hand.

Ich konnte, so entsetzlich die Folgen waren, dem Knaben darum nicht zürnen, es war das tief beleidigte Selbstbewußtsein, das aus ihm hervorbrach, das jeden Tag von Müssiggängern, Neugierigen, Boshaften oft in gemeinster Weise herausgefordert und beleidigt wurde.

Wenn er zu Hause war, erheiterte er alle Hausgenossen durch seinen zum Spielen immer aufgelegten Geist, durch seine guten Einfälle und eine liebenswürdige Gutmüthigkeit, die mit temperamentvollen Zorn die vorragendste Eigenthümlichkeit seines Wesens bildete.

Wiederholt schon hatte ich versucht, etwas von seiner Lebensgeschichte zu erfahren; der Knabe war kaum zu Mittheilungen zu bewegen, vielleicht weil seine Erinnerung nicht weit zurückreichte — wie ich überhaupt bemerkte, daß sein Gedächtniß schwach war — oder weil es ihm schmerzlich war, was er hätte mittheilen können.

Eines Tages kam er auf mich zu und zeigte mir eine aufgeblühte Winde, seine Freude war groß, denn er hatte den Samen in einem Blumentopfe gesäet, wie er denn überhaupt gerne pflanzte und säete. Ich fragte ihn, ob er ein Gärtner werden wolle? »Musa Gärtner sein,« antwortete er, »Musa wollen Uhrmacher werden.« Ich freute mich dieses Wunsches, der mit seinem schon erwähnten Talente zu zeichnen und plastische Gegenstände zu bilden zusammenhing.

Die Bemerkung, daß er ein Gärtner sei, war mir neu und ich fragte ihn wieder um seine Lebensschicksale. Es war eigenthümlich, wie das eben erst heitere Kind plötzlich traurig wurde. Seine Augen befeuchteten sich, es waren schwarze Diamanten; er drückte beide Hände auf sie. Ich versprach ihm ein Silberstück, wenn er erzählen

würde. »Musa wollen zwei,« erwiederte er. Ich legte sie auf den Tisch und holte die Karte von Afrika, um durch Ortsnamen seinem Gedächtnisse zu Hilfe zu kommen. Musa sah unverwandt die Silbermünzen an, als wollte er sich durch diesen Preis zu seiner Erzählung stärken.

Um zu zeigen, wie ein Neger aus dem Senaar in wenigen Monaten deutsch reden lernte, wollen wir seine Lebensgeschichte ihn mit seinen eigenen Worten, die sogleich niedergeschrieben worden sind, erzählen lassen:

Lebensgeschichte.

»Meine Mutter heißen Bachita, schöne gute Mam gewesen, mein Vater Rachamer, großer Mann, geht immer mit Schafen fort. Musa klein gewesen, geht mit Ochs, Kuh, Ziege auf grünes Feld. Ich geheißen Diges. Mutter, Vater schwarze Leute sind gewesen, waren bei Rachmet, brauner reicher Mann. Neger arme Leute, mir immer Sklaven sind, immer arbeiten, aber braune Menschen viel Geld haben, gut essen, viel schlafen am Tag.

Vater Mutter bei Rachmetalla Sklaven waren, seine Frau geheißen Sitanne, sein Bub Alliamene, so groß wie ich war, immer mit mir gespielt haben.

Einmal mein Vater allein, kommen Diebe, stehlen viele Kameele, binden an meinen Vater mit Strick, ein Mann bei mein Vater bleiben, andere viel stehlen gehn. Dieb bei mein Vater einschlafen, mein Vater hat Messer in Sack, zieht Messer heraus, schneidt ab Strick, sticht Dieb todt.

Andere Diebe das sehen, alle davon laufen, Sachen lassen liegen. Mein Vater nach Hause kommen, erzählen Bachita und Diges, was gethan hat.

Einmal mein Mutter gehn fort in Feld, kommt weißer Türk zu Rachmetalla kaufen Oel, mich sehen, ich spielen auf Erden, sagt

zu Rachmetalla: will kaufen schwarzen Buben und Rachmetalla verkaufen mich.

Mein Vater sehr traurig, bitten Rachmetalla, hat nit helfen können, ich sehr geweint, hab ich gehn müssen mit Türken.

Zwei Tage ich am Kameel geritten, Abend kommen in große Stadt, geheißen Watmadanne, dort Türk gewohnt. Stadt schön war, viel Moscheen, viel Gärten, schöne Bäume, keine Berge ich gesehen, aber großes Wasser, Nil geheißen.

Der Türk geheißen Ueweda, nur Eine Frau gehabt, Ißella, ein Kind, weißer Bub. Ibrahim geheißen. Ueweda Offizier gewesen, viele Leute zu ihm gekommen, viele Neger gehabt, sehr reich gewesen, mich genannt Said, alle Leute gut gewesen, Said gerne gehabt.

Dann er viele, viele Sklaven gehabt, er mich verkauft zu Gärtner, brauner alter Mann, der gehabt großen, großen Garten, schöne Blumen, Bäume, Datteln, Pomeranzen, Zitronen, viele, viele, ich immer müssen begießen Alles, Vögel so schöne immer im Garten gesungen. Im Garten drei große Neger, drei kleine waren.

Frau keine dort gewesen, todt war. Zwei Buben er gehabt, Buben in Schule gegangen. Ich dort war krank von heißer Sonne, aus mein Kopf Blut gelaufen, ich viel Schmerzen gehabt und Gärtner mich verkauft an anderen Türk.

Türk geheißen Dirwisch, Bub kleiner auch so geheißen, dort ich immer Wäsche gewaschen. Neger kleine, große, alle dort Wäsche waschen, ich viel, sehr viel gearbeitet.

Einmal kommt großer, reicher Mann, geht zum Pascha nach großer Stadt, will kaufen kleinen Neger, mich mitnehmen, reisen. Dirwisch mich verkauft um drei Chairiti. Er mir gibt schöne Kleider, ich sein Bedienter bin, er mir gibt gut essen, trinken, wir von Watmadanne fortgehen nach Cairo.

Ich dort bleiben zwei Jahr, kommt Kaufmann, sagen zu mein Herrn: Kannst gut verkaufen dein klein Neger, ich dir viel Geld geben, mein Herr ja sagen, mich verkaufen. Ich fort geh mit Kaufmann,

bleiben dort einen Tag, kommt Mohammed, führt mich fort zu Dr. Frankl, Baba mich kauft, nimmt mich auf Schiff und ich mitgehn nach Wien.

Musa seine Mam wiedersehen? schöne gute Mam gewesen.«

Es stürzten ihm helle Thränen aus den Augen, dann begann er ein Lied von wehmüthigster Melodie; es war wie eine Todtenklage.

Als ich ihm die Hoffnung gab, seine Mutter wieder zu sehen, und dieß von seiner guten Aufführung abhängig machte, küßte er mir beide Hände und rief freudig aus: »Mam, Palmen, Krokodil, Gazellen wiedersehen Musa!«

Ein andermal erzählte er ein äthiopisches Kindermärchen, das in seiner einfachen, sowohl durch Inhalt, als Darstellungsweise seltsamen Weise hier einen Platz finden mag.

Tuperl.

»Die Tuperl geht spazieren, kommen Kinder und sagen zu Tuperl: »Geh, komm holen Datteln zu essen.«

Tuperl sehr folgen, sagen: »Muß erst fragen blinden Vater, blinde Mutter.«

Eltern erlauben Tuperl zu gehn.

Jedes Kind haben kleinen Sack zu Datteln, gehn fort zu Dattelbaum weit weg in Wald. Tuperl allein gestiegen am Baum, wirft hinunter viele rothe und grüne Datteln, Kinder nehmen rothe, arm Tuperl bleiben nur grüne. Tuperl hebt Datteln auf, traurig, keine rothen für Vater und Mutter. Kinder laufen schnell davon und lassen klein Tuperl allein im Wald, ganz allein.

Tuperl kann nicht finden nach Haus, geht, geht, geht, nach viel Durst will trinken. Kommt zu kleinen Wasser, trinkt. Nacht kommt, ist finster, Tuperl sich fürchten, weint sehr viel, geht bei Wasser, sieht kleinen, grünen Baum, sagt zu Baum:

»Ja saggere umi abutauli gazere kedir.«

Diese Stelle sang Musa mit seiner glockenreinen Stimme, ebenso alle folgenden Verse und übersetzte sie dann wie folgt:

»Du Baum deiner Mutter, du verzauberter Baum, werde groß!«

Baum schnell groß, sehr groß werden, Tuperl sieht, ist der verzauberte Baum, blinde Mutter oft erzählt von verzaubertem Baum.

Tuperl dann singen:

»Ja saggere abutauli gazere corager.«

»Du Baum deiner Mutter, du verzauberter Baum, werde klein!«

Baum ganz klein wird und Tuperl sich auf grünen Baum setzt und singen:

»Ja saggere umi abutauli gazere kedir.«

»Du Baum deiner Mutter, du verzauberter Baum, jetzt werden wieder groß!«

Baum lang, groß werden, Tuperl oben sitzen, sieht auf Himmel kleine Sterne, nicht sich fürchten vor bösen Thieren, denken an blinden Vater, blinde Mutter, einschlafen.

Früh Sonne kommt, Tuperl nicht weiß, wohin gehn, was machen, hat Hunger, hat Durst, weint. Kommt in Wald großer brauner Mann mit kleinen Affen, sieht Tuperl oben auf verzauberten Baum, ruft, Tuperl nicht will herunter kommen, ruft noch einmal. Tuperl singen:

„Ja saggere umi abutauli gazere corager.“

Baum wird klein und Tuperl kommt herunter.

Mann Tuperl mitnehmen weit, weit weg, arm Kind viel, schwer arbeiten muß bei fremden, braunen Mann. Immer muß weinen um Vater und Mutter, Tuperl keine Schwestern, keinen Bruder bei blinden Eltern hat.

Wenn Tuperl weint, kommt Aff, bleibt bei Tuperl, spielt mit Tuperl, singt Lieder, Tuperl hat Aff sehr gerne.

Einmal Mann wieder geht in Wald, sucht Wasser bei verzauberten Baum, kommt Neger, wie Musa schwarz auf Kameel geritten,

sagt zu Mann: »Hast du nicht gesehn ein kleines Mädchen, ich sie alle Tage schon im Wald suchen, nicht sie finden kann. Mann sagt: »Ich nicht gesehn Tuperl, ich sie nicht kenne.«

Verzauberter Baum aber singen:

»Böser Mann mitgenommen Tuperl, weit fort, arm Tuperl immer schlagen, Tuperl immer weinen.«

Neger auf Kameel reiten, weit, weit, suchen, suchen, finden Haus von bösen Mann. Brauner Mann macht große Grube, legt arm Tuperl hinein, macht Grube zu.

Neger sucht Tuperl. Mann aber sagen: »Tuperl gestorben, liegt hier in Grube.«

Neger weint, will gehn, kommt Aff und singen:

»Tuperl nicht todt, Tuperl lebt, liegt in der Grube, böser Mann sie hinein gelegt.«

Neger sucht, schaut in Grube, findet Tuperl, hat große Freude, Tuperl sehr froh, freut sich, will nach Hause, nimmt Aff mit.

Geht mit Neger Aff, kommt zu blinden Vater, blinde Mutter, die nicht sehen, aber hören Tuperl. Alle Leute Freude haben, zu Tuperl kommen. Alte, Kinder, Mädchen, Buben, alle sehn wollen Tuperl und Aff.

Tuperl immer brav bleiben und alle Menschen sie gerne haben.«

Meine Sorge um den Knaben wuchs mit jedem Tage. Ihm eine wissenschaftliche Erziehung und strenge Ueberwachung zu geben, war in meinen häuslichen Verhältnissen nicht möglich. Handwerker verweigerten des Aufsehens wegen seine Aufnahme in irgend eine Lehre, sie fürchteten wohl auch, daß der Knabe durch die Umgebung viel zu leiden hätte. Das mohammedanische Glaubensbekenntniß des Knaben fand Bedenken und verschaffte mir unwillkommene Besuche. Der Herbst nahte und die rauhe Luft fing an nachtheilig auf die Brust des Knaben zu wirken.

Unter diesen Umständen war es mir erfreulich, daß der aus Jerusalem eben in Wien anwesende österreichische Generalkonsul Graf Pizzamano an dem Knaben Wohlgefallen fand und ihn seiner Gartenkunde und der deutschen Sprache wegen gut in seinem Hause benützen zu können glaubte.

Ich schenkte ihm den Knaben und trennte mich nicht ohne Schmerz von dem Kinde, den nur der Gedanke mildern konnte, daß die Trennung zu seinem geistigen und körperlichen Heil ihn in eine edle, menschenfreundliche Familie brachte.

Musa wollte Anfangs nicht daran glauben, daß ich ihn von mir gebe. Als er aber die Reiseanstalten und seine Ausstattung sah, fragte er, ob ich ihn verkaufe und wie theuer? Ich erklärte ihm, daß er kein Sklave und frei sei und daß ich ihn nicht verkaufe. Er fragte weiter, ob Graf Pizzamano das Recht habe, ihn zu verkaufen? Als ich ihm auch dieß verneinte, schien er zufrieden, doch beherrschte ihn große Traurigkeit. Er bat, überall in den Familien, in die ich ihn gebracht hatte, Abschied nehmen zu dürfen. Als ich ihn, nachdem er ein Jahr und drei Monate in meinem Hause gelebt, an einem finstern Herbstabend zur Eisenbahn brachte, weinte er sehr heftig und mußte, ohnmächtig vor Schmerz von meinem Diener in den Waggon gehoben werden.

Auf der Reise war er, wie mir Graf Pizzamano schrieb, Tage lang apathisch und stumm. Der Anblick Constantinopels erst brachte eine sichtbar freudige Regung in ihm hervor. Zumeist erfreute ihn die Wärme des Klima's und er warf den Pelz, den ich ihm für die Reise mitgegeben, in den Feuerherd der Schiffsmaschine.

Auf weiterer Seefahrt zerrte er einen greisen, schlafenden Türken am Barte, und nur das Ansehen des Generalkonsuls konnte ihn vor dem Schicksale, von dem erzürnten Diener des ehrwürdigen Moslem über Bord geworfen zu werden, retten.

Jetzt lebt er in der heiligen Stadt und trägt, wie ich höre, die Kultur Wiens nach Osten.

Träge und unlustig zur Arbeit, wiewohl er nur als Tschibuktschi verwendet wird, liebte er es Anfangs sich auf die flachen Dächer zu legen und ungesehen Steine auf die Vorübergehenden zu werfen. Er schlug einen Araber blutig und sollte dafür gezüchtigt werden. Wieder rettete ihn nur das Ansehen des Generalkonsuls, welches ihn aus dem türkischen Gefängnisse, wohin er bereits gebracht worden war, befreite.

Eine seiner jüngsten Thaten in der dreimal heiligen Stadt Jerusalem ist folgende:

Er fand gegen die Abendstunde unbemerkt Eintritt in ein arabisches Haus. Auf der Terrasse war das Essen für den noch außer Haus befindlichen Hausherrn vorbereitet.

Musa konnte dem Gelüste von den Speisen zu kosten nicht widerstehen. Er setzte sich, unbesorgt ob er gestört und — geprügelt werden könnte, behaglich zum niederen Tischchen auf den Teppich. Statt nach vollbrachter Mahlzeit zu fliehen, griff er nach einem vorbereiteten Tschibuk und rauchte behaglich, als ob er in seinem eigenen Hause lebte. Der Genuß des narkotischen Tabaks, mehr aber noch der des Raki, eines aus Weinreben gezogenen Branntweines, machten ihn schläfrig. Ohne Anstand legte sich der ungeladene Gast auf den Divan des Effendi und entschlief.

Eine Sklavin entdeckte den frommen Schläfer, bald standen alle Frauen neugierig und staunend um ihn herum, er war in das Allerheiligste eines mohammedanischen Hauses, in das Harem gerathen.

Die Frauen wurden endlich laut, und erhoben ein gewaltiges Schreien, als der ehrwürdige weißbeturbante Effendi eintrat und, wie früher die Frauen, erstaunt den Frevel betrachtete.

Musa war indessen erwacht und rieb sich den Schlaf aus den Augen. Das Schicksal, das ihn erwartete, mochte ihm jetzt klar sein; er sprang mit seiner behenden Gelenkigkeit empor und, ehe ihn jemand ergreifen konnte war er durchbrechend aus dem Harem und dem Hause hinaus, um sich unter die weißrothe Flagge des österreichischen Konsulates zu flüchten.

Der Effendi soll gedroht haben: »Er aß von meinen Speisen, er trank meinen Raki aus, er schlief in meinem Bette! Auf Raub und Entweihung ist der Tod, wenn ich ihm begegne.«

Musa lebt noch, vielleicht bändigt ihn der Unterricht der Franziskanermönche. Welche werden seine künftigen Erlebnisse sein? Nichts im Leben hat mir so viel Sorge, Zorn, Entsetzen und Theilnahme bereitet, als dieser Knabe. Er griff in Wahrheit wie ein schwarzer Dämon in mein eigenes Leben ein und ich möchte niemals wieder das Schicksal eines Menschen werden.

Freitag in der Moschee.

Ruf des Muezzin. — Sabbatruhe der Mohammedaner. — Bedeutung des Freitags. — Inneres der Moschee. — Das hölzerne Schwert. — Nilgebet. — Frauenandacht. — Hochschule. — Studien. — Mediziner. — Blinde Studenten. — Sultan Hassan. — Blutspuren.

Cairo zählt über dreihundert Moscheen, viele von ihnen sind grandiose Ruinen, wie die in Altcairo mit ihren prächtigen Säulenhallen; die meisten sind in sehr verwahrlostem Zustande. Der Orientale baut lieber ein neues Haus, als daß er ein altes verfallenes wieder herstellte. Die Moscheen in Cairo sind gewöhnlich von Außen durch horizontale rothe und weiße Steinlagen kenntlich, nicht alle haben Minarete.

In früheren Zeiten mochten die Moscheen frei und prächtig dagestanden haben; jetzt sind sie meist so nahe von Häusern umbaut, daß kaum ein Standpunkt zu gewinnen ist, von dem aus ein architektonischer Eindruck zu gewinnen wäre.

Die am heiligsten gehaltenen Moscheen in Cairo sind die Hazanejn und El-Azhar. An ihrer Fronte durfte vor mehreren Dezennien noch kein Jude und kein Christ vorübergehen, geschweige denn in dieselben eintreten. Jetzt ist das Jedem gestattet, wenn er die Schuhe ablegt; nur Damaskus bewahrt seinen Fanatismus in dieser Hinsicht.

Die Moscheen in Cairo unterscheiden sich fast nur durch ihren größeren oder kleineren Raum, die Bauart und die Einrichtung ist fast gleich.

Wir beschlossen, nachdem wir mehrere Moscheen bereits gesehen hatten, dem Gottesdienste am Freitage, als dem Sabbat der Moslemin, anzuwohnen. Wir begaben uns denn vor der Mittagstunde zur Moschee El-Azhar und langten eben an als der Muezzin von der Gallerie des Minaretes herab zum Gebet einlud. Er sang:

»Friede und Segen den Rechtgläubigen! Friede und Segen über den Profeten, dem Allah sich geoffenbart hat mit den Worten: Ich bin Gott! Friede und Segen über Alle, die da kommen zu beten und sich in Andacht in den Staub zu werfen. Friede über sie und Alle, die ihnen angehören.«

Der Mohammedaner feiert den Freitag, weil er glaubt, daß an diesem Tage der Erzvater der Menschheit geschaffen worden und gestorben ist und daß an einem Freitage die Auferstehung sein werde, daher dieser Tag auch der »der Versammlung« heißt. Nur das Gebet um die Mittagstunde ist geweiht und der Ruhe gewidmet. Der Moslem vollbringt alle seine Geschäfte am Freitag, wie an jedem anderen Wochentage. Dieses Gebet aber ist inbrünstig und darf nicht unterbrochen werden. Wird der Moslem dabei gestört, so muß er das Gebet noch einmal beginnen. Der Störende hat aber eine Sünde begangen.

Wir gelangten zugleich mit vielen Andächtigen durch eine hohe Pforte in einen viereckigen Hofraum, der von Säulengängen umgeben ist. In der Mitte befindet sich ein sehr weites marmornes Wasserbecken, hier nahmen diejenigen, welche nicht vom Hause schon vorbereitet waren, ihre Waschungen vor.

Aus diesem schönen Hofraume, der mit Marmorfliesen gepflastert ist, gelangten wir der Pforte gegenüber durch die wir eingetreten waren, in die Moschee selbst, deren Altarwand wie die in Synagogen nach Osten gestellt ist und nach Mekka hin sieht.

Das Innere kann nur durch die Architektur einen erhebenden Eindruck hervorbringen. Die Wände sind weiß, an ihnen hängen lange grüne Tafeln, auf denen Koransprüche mit Gold geschrieben

sind. Der Boden ist Marmormosaik, wenigstens ist solcher da und dort durch die ausgebreiteten zerrissenen Decken von Palmenstroh sichtbar. Aus der Kuppel, die von sehr hohen Säulen getragen ist, fällt das volle klare Licht herab.

In der Wand gegen Morgen ist eine Nische, ihr zur Seite in einiger Entfernung eine Kanzel angebracht, auf welcher der Koran aufgeschlagen liegt, aus welchem der Imam das entsprechende Kapitel vorliest.

Die Andächtigen haben schon vor der Pforte des Vorhofes ihre Schuhe abgelegt, sie tragen sie in der Linken und setzen zuerst den rechten Fuß auf die Schwelle. In die Moschee eingetreten legen diejenigen, die Waffen tragen, indem sie niederknieen, sie vor sich hin.

Nachdem Jeder in dieser Stellung ein kurzes Gebet gesprochen, stellt er sich vor die Kanzel, die Andern neben ihm, bis sie Reihenweise stehen. Zur Kanzel, die am Freitag mit zwei Fahnen, denen Koranverse eingestickt sind, geschmückt ist, führt eine Treppe, die durch eine Thüre von der Moschee selbst abgesperrt ist. Ein Diener öffnete diese und holte ein langes gerades Schwert hinter ihr hervor, stellte es vor sich, indem er den Griff mit beiden Händen hielt, auf die Spitze und sprach:

»Gott ist gnädig dem Profeten und seine Engel sprechen Segen über ihn; darum begrüßet ihn in Ehrfurcht!«

Die Andächtigen beteten ein kurzes Gebet, dann sprachen sie bald einzeln, bald im Chore Gebete, die ihnen der Diener vorrezitirte.

Der Imam bestieg hierauf die Kanzel und hielt auf der obersten Stufe sitzend eine Predigt, die in gereimter Prosa gesprochen an den Vortrag der Juden erinnert, wenn sie Talmud »lernen.« Nach der Predigt, die etwa eine Viertelstunde dauerte, schloß der Prediger mit der Aufforderung, zu Gott zu beten.

Die ganze Gemeinde betete ein stilles Gebet, indem jeder Einzelne die inneren Handflächen betrachtete und dann mit ihnen über das Antlitz fuhr; etwa so wie die Juden, wenn sie das Gebet am

Ende des Sabbat verrichten und zu Gewürzen riechen und ein Wachslicht in ausgeschüttetem Weine auslöschen.

Nach diesem Gebete wurde noch eines vom Imam gesprochen und von Allen nachgebetet:

»Segne, o Gott, gepriesen sei dein Name! den Nil, lasse ihn überströmen und mache fruchtbar das Land.«

Hierauf verließen Alle die Moschee und viele von ihnen theilten an zahlreich im Hofe versammelte Bettler Almosen aus, was nach der Andacht zur frommen Pflicht eines jeden Moslem gehört.

Am Freitage erscheinen keine Frauen in der Moschee, wohl aber an jedem anderen Tage und zu jeder Stunde, da die Moscheen immer offen stehen; nur müssen sie, wie die Jüdinnen in Synagogen, abgesondert von den Männern beten. Mohammed liebte es nicht, wenn Frauen öffentlich beteten, er rieth ihnen, ohne ihnen gerade das öffentliche Gebet zu verbieten, still im Hause ihre Andacht zu verrichten.

So groß die Feierlichkeit und Ruhe in der Moschee ist, und wie sehr auch die Moslemin durch persönliche Würde die Heiligkeit des Ortes ehren, doch kann man Manchen an gewöhnlichen Tagen schlafend, sogar essend oder eine kleine Handarbeit verrichtend darin sehen. Dieß hindert nicht, daß Andere zu gleicher Zeit ihre stille inbrünstige Andacht neben verrichten.

Mit der Moschee El-Azhar, was »die Glänzende« bedeutet, ist die moslemische Hochschule Cairo's verbunden, welche als die berühmteste des Morgenlandes in großem Ansehen steht. Sie besitzt eine sehr zahlreiche Bibliothek, welche Lehrern und Schülern zum Gebrauche offen steht.

An dieser Hochschule werden in aufsteigendem Stufengange die arabische Sprache, Rhetorik und Poesie, Mathematik und Algebra, Logik, Rechtswissenschaft, Theologie, Moralfilosofie, die Auslegung des Koran u. s. w. gelehrt.

Die Zahl der Studenten, welche »Mugawimin« heißen, hat in neueren Zeiten abgenommen, früher zählte die Hochschule zwischen zwei bis drei Tausend.

Der Grund hievon ist, daß die Regierung die Einkünfte der Moscheen durch Einziehung ihres Grundbesitzes sehr herabgemindert hat. Aus diesen erhielten die Studenten, nebst unentgeltlichem Unterrichte, auch die Sustentazionsmittel. Diese haben aufgehört, ebenso die Gehalte der Lehrer.

Der Lehrer muß sich mit der Ehre begnügen und fristet mühsam genug seine Existenz durch Unterrichtgeben in den Familien der Reichen, welche natürlich sich am liebsten der Lehrer der Hochschule bedienen.

Die Studenten verdienen ihren Unterhalt durch Abschreiben von Büchern, durch Vorlesen des Korans, durch Gebete an Gräbern.

In neuerer Zeit sollte nach dem Muster der medizinischen Schule in Constantinopel eine gleiche in Alexandrien errichtet werden. Doch zog man es später vor, Zöglinge nach Wien zu schicken, um sie daselbst zu Aerzten und zugleich in Sprachen auszubilden.

Der Mangel an heimischen mit moderner Wissenschaft und allgemeiner Weltkenntniß ausgerüsteten Männern macht, daß, wenn die jungen Aerzte zurückkehren, sie in den höheren Kanzleien der Regierung verwendet und so dem Publikum als Aerzte entzogen werden.

Ein Egyptier, Herr Chamil, der vier Jahre in Wien Medizin studierte, klagte sehr, als ich ihn in seinem Vaterlande sprach, über seine Verwendung im Rathe des Vizekönigs, nachdem er gehofft hatte, seine medizinischen Kenntnisse der leidenden egyptischen Menschheit widmen zu können.

Die egyptische Regierung läßt jetzt, wegen ihrer größeren Sympathien für Frankreich und wohl auch der Sprache wegen eine Anzahl junger Männer in Paris zu Aerzten ausbilden, um sie vielleicht, wie die früheren, wieder in politischen oder diplomatischen Aemtern zu verwenden.

Eine für den Fremden erschreckende und eigenthümliche Erscheinung an der Hochschule El-Azhar sind die blinden Studenten, deren mehrere hundert daselbst unterrichtet und ernährt werden. Der Einheimische ist in einem Lande, wo durch den fortgesetzt wehenden Wüstenstaub die Entzündung der Augen und infolge derselben die Erblindung häufig ist, an einem solchen traurigen Anblick gewöhnt.

Die blinden Studenten sind in Cairo durch ihren Fanatismus und ihre Händelsucht berühmt. Es soll in früherer Zeit nicht selten vorgekommen sein, daß sie, wenn sie mit ihrer Verköstigung, oder mit einem Lehrer unzufrieden waren, sich von Führern durch die Straßen Cairo's leiten ließen und mit heftigen Schreien und Flüchen die Bevölkerung aufreizten und, Mitleid erregend, ihren Willen durchzusetzen wußten.

Die Hochschule El-Azhar versorgt das Land mit Schullehrern, Richtern, Mufti's und Imam's. Wenige bleiben lebenslänglich auf der Schule, die fortgesetzt studieren und darnach streben unter die Ulema's aufgenommen zu werden.

Es genügt einige Moscheen zu sehen, um ein Bild von Allen in sich aufzunehmen; es sei hier nur noch einer, der Moschee Sultan Hassan erwähnt, weil das Volk folgende übrigens historisch nicht nachgewiesene Thatsache als Grund ihrer Erbauung erzählt.

Auf einem größeren Platze Cairo's steigt man eine kleine Anhöhe empor, auf der sich die ziemlich verwahrloste Moschee befindet. Die mächtigen Säulen des Vorhofes, die kühn geschwungene Kuppel, die Einsamkeit der weiten Räume bringen im Besucher, trotz des Verfalles des ganzen Baues, eine mächtige Wirkung hervor.

Der Sultan Hassan pilgerte, wie jeder fromme Moslem soll, nach Mekka. Während seiner langen Abwesenheit bemächtigte sich sein Vezir des Thrones und herrschte gewaltsam und das Volk bedrückend. Die Karavane des Sultans war in der Wüste zu Grunde gegangen und als er arm und zerrissenen Gewandes in seine Hauptstadt zurück-

kehrte, kannte ihn Niemand mehr und er fürchtete erschlagen zu werden. Er suchte einen Mann, den einzigen, den er mit Schätzen überhäuft hatte und den er sich treu glaubte, auf und gab sich ihm zu erkennen. Er legte Derwischkleider an und baute mit dem Gelde des Freundes die prächtige Moschee, ein Wunder arabischer Baukunst. Als sie nach Jahren vollendet war, lud er den Sultan und alle Würdenträger des Reiches ein. Da Alle erschienen und von Staunen über die Pracht des Baues hingerissen waren, stürzten Bewaffnete, die der wahre Sultan gemietet hatte, herein und tödteten den Kronenräuber und alle, die er zu sich emporgehoben hatte. Dann warf der Derwisch seinen Bettelmantel ab und stand im vollen Glanze fürstlicher Herrlichkeit da. Das Volk erkannte seinen früheren milden Sultan und huldigte ihm freudig.

»Wenn Du die Blutspuren der Erschlagenen, Effendi, sehen willst, so werde ich Dir sie zeigen,« sagte der Diener der Moschee; worauf ich einige dunkle Flecke auf dem Boden zu sehen bekam und einige Silberstücke in die Hand des Dieners legen durfte.

Europäisches Kaffeehaus.

Ein ungarischer Dattelbaum. — Drei Czechen. — Castelli und Wolfgang Menzel. — Ein Kinderraub. — Das Harem. — Fisiognomie der Frauen. — Porträte der Königinnen. — Urbildung. — Eheliche Verhältnisse. — Kebsweiber. — Frauen und Sklavinnen. — Ehescheidung. — Staatlicher Verfall. — Schönheitsmittel. — Dichter und Frauen.

Wer Tage lang durch die bunte, fantastische, wildfremde Welt von Cairo wandelt, die Fremdartigkeit der Sprache, die seltsamen Töne und Akzente hört, die märchenhaften Trachten, die naivsten Nacktheiten, die maskenhaft verhüllten Frauen, die bisher nur aus Bilderbüchern gekannten abenteuerlichen Thiere an sich vorüberziehen sieht, den überkommt zuweilen plötzlich der Gedanke, ob denn all' die Erscheinungen wirklich und nicht Traumgestalten sind. Das Grauen, welches im Kinde Marionetten wach rufen, oder die Fantastik einer tollen Maskenwelt, die Beängstigung eines märchenhaften Traumes sind dem Zustande des Abendländers zu vergleichen, in den er geräth, wenn er, von Europa kommend, plötzlich in diese cairinische Welt versetzt wird.

Ich spürte etwas von dieser Stimmung und es erwachte die Sehnsucht in mir mitten durch diese Welt zu brechen und wieder vernünftig abendländisch, ruhig deutsch zu werden und mit der Zivilisation zu verkehren.

Mitten im Bazar befindet sich ein Kaffeehaus, das wie eine Konditorei in Berlin eingerichtet ist, wo sich die Fremden gerne ver-

sammeln und die Europäer, die in Cairo leben, gerne hinkommen, um Landsleute, vielleicht Freunde, zu finden.

Herr Dattelbaum siedelte aus Ungarn nach Egypten über, wahrscheinlich weil dort die Dattelbäume so häufig und in Egypten so selten sind, und errichtete dieses elegante Kaffeehaus, in welchem italienische und deutsche Zeitungen aufliegen und alle Erfrischungen, je nach Wunsch der Gäste europäisch oder arabisch bereitet, auf eleganten weiß marmornen Tischchen gereicht werden.

Der Eintritt in dieses Kaffeehaus aus einem arabischen mag dem an Reinlichkeit gewöhnten Europäer wie der Eintritt in's Paradies aus dem Fegefeuer vorkommen.

Herr Dattelbaum ist ein gewandter, liebenswürdiger Wirth, der, mehrerer Sprachen kundig, seine Gäste nach ihren Landsmannschaften rasch miteinander bekannt macht.

Ich sollte hier durch zwei Personen meines Geburtslandes überrascht werden, durch einen Freiherrn von Erben und ein Fräulein Josefa Kissela, beide aus Böhmen, die Letztere sogar nur zwei Stunden fern von meiner Geburtsstadt geboren. Sie war eben von den Nilkatarakten zurückgekehrt und bereit, einen braven deutschen Handwerker in Cairo zu heiraten.

Wie wir auf der Esbekieh, mitten in der mohammedanisch-arabischen Welt, vier Deutsche, an einem kleinen Tischchen uns zusammen gefunden hatten, so hier drei Menschen, die im Lande der Czechen geboren, sich in der Sprache ihrer Heimat unterhalten konnten.

Herr Dattelbaum ist auch ein eifriger Sammler von egyptischen Alterthümern, die er, geschmackvoll geordnet, Jedem, der es wünscht, bereitwillig zeigt. Ich habe ihm einige sehr angenehme und lehrreiche Stunden zu danken, die mir durch die Betrachtung der auserlesenen Gegenstände bereitet wurden.

Unter den Cartouchen und Münzen, unter geschnittenen Steinen egyptischer Königinnen und aus Elefantenhaut in Schnüren geschnit-

tenen Schürzen moderner Negerinnen, zwischen vergifteten Pfeilen und seltsamen Geräthen befand sich eine sehr kleine Anzahl Bücher, die gesammelten Schriften des »Oesterreichischen Anakreon«, wie ihn der schon dießseits selige Herr Wolfgang Menzel, heidnisch genug für einen so frommen Mann, genannt hat.

Castelli's gesammelte Werke waren das einzige Stück Kultur, das Herr Dattelbaum, des österreichischen Berufes eingedenk, nach Osten getragen hat.

Die Triester Zeitung, Castelli's Schriften, die blonde Czechin, der ungarische Dattelbaum — ich fühlte mich angeheimelt und völlig wie zu Hause.

Wir sollten aber plötzlich erinnert werden, daß wir, trotz alledem, uns mitten im Barbarenthume befinden. Wir waren im ersten Stockwerke des Hauses und wurden durch ein gewaltiges Lärmen und Schreien rasch in das Kaffeehaus hinab gerufen.

Eines englischen Gastes schönes, etwa sechsjähriges hellblondes Mädchen, das in einem weißen Kleidchen vor der Kaffeehausthüre stand, wurde plötzlich vermißt. Glücklicherweise gelangte man fast augenblicklich zur Kunde, daß ein Beduinenweib mit ihm gespielt und schlau schmeichelnd es weggelockt hatte. Die Räuberin wurde ertappt und mit dem Kinde in das Kaffeehaus zurückgebracht. Die Beduine hatte bereits das Gesicht des Kindes, um es unkenntlich zu machen, schmutziggelb gefärbt und es ganz und gar in ein weites baumwollenes Tuch gewickelt.

Die Beduine schrie: »Allah, Allah!« Sie verschleierte ihr Antlitz und warf sich auf den Boden.

Es entstand nun ein heftiges Lärmen und Schelten. Der Vater des Kindes, glücklich es wieder zu besitzen, liebkosete es, die Gäste drangen darauf, das Weib vor den Kadi zu führen und der Bestrafung preiszugeben.

Das Weib lag noch immer auf dem Estrich und rief wehklagend: »Allah, Allah!«

Nachdem die Einheimischen fast alle übereinstimmten, daß wenn das Weib gezüchtigt würde, dieß denn doch kein abschreckendes Beispiel für den in Egypten oft versuchten Kinderraub gäbe und das blonde Kind ohne Schaden genommen zu haben, auf dem Schoße des glücklichen Vaters lächelte; so wurde beschlossen, das Weib frei zu geben. Ein Negerdiener des Kaffeehauses wurde angewiesen, das Weib hinaus zu bringen. Sie weigerte und stemmte sich hartnäckig dagegen vom Boden aufzustehen, denn sie fürchtete vor den Kadi geführt zu werden. Da begann der Neger in empörendster Weise sie zu treten und mit seinen Füßen durch das Kaffeehaus vor die Thüre hinaus zu wälzen.

Kein anderer Laut entfuhr dem Weibe dabei, als: »Allah, Allah!«

Nachdem sich der Aufruhr über den frechen Raub und die thierisch grausame Szene im Kaffeehause gelegt hatte, fragten wir die Einheimischen, was das wahrscheinliche Schicksal des Kindes gewesen, wenn der Raub desselben geglückt wäre?

»Das Kind würde ohne Zweifel,« erklärte uns ein der sozialen und wilden Zustände Egyptens Kundiger, »unter irgend einem Zelte der Wüste, oder in einer Lehmhöhle eines von Cairo entfernten Dorfes heimlich erzogen und vielleicht schon in seinem zwölften Jahre in den Harem eines Pascha verkauft worden sein.«

Das Gespräch war über den Zustand der Frauen im Oriente überhaupt und zunächst in Egypten angeregt. Jeder der angesiedelten Europäer wußte irgend einen Zug, eine besondere Begebenheit, eine Sitte oder religiöse Begründung derselben mitzutheilen.

Wie viel auch schon über die Stellung des Weibes im Oriente in alter und neuer Zeit geschrieben worden und zur Kenntniß des Abendlandes gebracht worden ist, immer noch begegnet man vielfach gebildeten Europäern, die sich erstaunt davon erzählen lassen. Nament-

lich aber sind es die Frauen, welche vielfach irrige, aber in ihrer sittlichen Würde wohl begründete entsetzliche Vorstellungen haben.

Wir wollen somit, wenn auch manches Bekannte, hier in knapper Zusammenfassung mittheilen, um auch anderes, wenigstens nicht allgemein zur Kenntniß Gekommenes, anfügen zu können.

Das Wort Harem bedeutet: verboten und heilig. Unter dem Worte versteht der Orientale die Frauen selbst, aber auch die Gemächer, die sie bewohnen.

Wir wollen den Vorhang ein wenig lüften:

Die eingeborne Egyptierin ist von einer nicht großen, plastisch schlanken Gestalt, noch heut zu Tage den Abbildungen auf altegyptischen Monumenten ähnlich. Der Gang der egyptischen Frau, namentlich wenn sie dem Volke angehört, hat etwas von königlicher Haltung. Es kommt wohl daher, weil die Frauen Wasserkrüge oder sonstiges Geräthe auf dem Kopfe balancirend tragen, wodurch der Oberleib zu streng aufrechter strammer Haltung gezwungen wird während die Hüften die Bewegung des Leibes sich wiegend, übernehmen müssen. Das Klima läßt endlich keinen, ihn selten verschönernden raschen Gang zu und so gewinnt er etwas Feierliches, ein rhytmisches Pathos, das im Abendlande vielleicht als theatralisch bezeichnet würde.

Die Gesichtsfarbe der Frauen aus den höheren Ständen ist weiß und bleich, die Frauen aus dem Volke, den Sonnenstrahlen mehr ausgesetzt, sind zuweilen von einem lichten Goldbraun, häufig blaß und ins Olivengrüne spielend.

Die Stirne der Egyptierin ist schmal, wie die der medizeischen Venus. Europäische Frauen sollten bedenken, daß es von ihrem gar sehr unkünstlerischen Geschmacke zeigt, wenn sie durch Zurückkämmen ihrer Haare eine möglichst hohe Stirn zu erreichen suchen. Eine solche läßt Denkern, also nur den Männern gut.

Die Form des Gesichtes unterscheidet sich von der griechischen, weil die Stirne und das Kinn etwas zurückweichen. Die vollen rothen

Lippen sind aber nicht kurz geschlitzt und lassen selten andere als die weißblanken, eng und gleich aneinander geschlossenen Zähne sehen. Die Augen sind mandelförmig groß und schwarz, ihr Glanz durch eine schwarze, die Augenlidränder mit Kohl gefärbte Linie noch erhöht. Hände und Füße sind schmal.

Man besitzt das Profilporträt der Königin Nofre Ari, der Gemalin Amenofs I., das sich durch eine gebogene Nase und schief geschlitzte Augen auszeichnet; während das sonst schwächliche Kinn der Egypterinnen bei der Gemalin des Faraonen Meneftaf's II., die Tsirch hieß, apfelrund ist. Eine Tochter Ramses III., Botiante, zeichnet sich durch große Augen, eine kurze, gerade Nase und ein vorstehendes Kinn aus; während Taia, Amenof III. Gemalin, eine lange gerade, etwas abgestumpfte Nase, volle üppige Lippen und ein zurücktretendes aber rundes Kinn sehen läßt. Allen diesen Königinnen und Prinzessinnen hängen die Haare, von reichem Schmucke glänzend, den Nacken herab; wie denn auch die heutigen Frauen das Haar, mit schwarz-blauen Schnüren, die mit Goldflittern geschmückt sind, herabfließen lassen.

Die Tracht der Frauen in Egypten haben wir bereits in diesen Blättern bei mannigfachen Anlässen geschildert.

Die Frauen reifen hier rascher heran und werden mit dem zwölften, dreizehnten, zuweilen schon im zehnten Jahre vermält, was aber den Glauben nicht wach rufen darf, daß ihr äußeres Aussehen sich vor dem unserer Kinder in dem genannten Alter auszeichne. Wir sahen übrigens dreizehnjährige Mütter.

Die egyptischen Frauen sind sehr fruchtbar. Europäerinnen, die nach Egypten übersiedeln, bleiben auffallend häufig kinderlos und wenn sie Kinder besitzen, sterben sie oft in zartem Alter.

Die Eltern vermälen ihre Tochter, wenn sie noch nicht mannbar ist, nach ihrem Gutdünken und ohne um ihre Einwilligung zu fragen. Im entgegengesetzten Falle kann sie einen Bevollmächtigten, der »Wekil« heißt, wählen, der sich ihre Verheiratung zur Aufgabe macht.

Wie noch jetzt bei den Juden, selbst im Abendlande, sind es Frauen, welche Heiraten vermitteln, sie heißen »Chatbeh«, und schildern gewöhnlich die Reize und die Tugenden des Mädchens in übertriebener Weise. Der junge Mann bekommt die ihm angetraute Gattin erst in der Brautnacht zum Erstenmale zu sehen. Die Morgengabe, die er den Eltern der Braut für dieselbe zu zahlen hat, besteht in höchstens 500 Silbergulden und wenigstens in 30.

Brautwerbung und Hochzeit sind mit vielen Zeremonien weltlicher und religiöser Art verbunden, deren Einzelnheiten viele Tage, oft Wochen in Anspruch nehmen und wie bei fast allen noch dem Naturzustande näheren Völkern einen reichen und eigenthümlichen Beitrag zur Sitten- und Kulturgeschichte bilden.

Die egyptischen Frauen stehen nicht im Rufe unverbrüchlicher Treue; sie können weder lesen noch schreiben, welche Unfähigkeit von den Ehemännern nicht ungern gesehen wird, weil sie dieß wenigstens hindert, durch schriftlichen Verkehr Liebesabenteuer einzuleiten. Uebrigens genießen sie in Egypten größerer Freiheiten, als im übrigen Morgenlande und erweisen sich als Nachfolgerinnen der »glatten Nilschlange« Kleopatra. Sie statten Besuche in fremden Haremen ungehindert ab; sie sind im Spazierengehen durchaus nicht gehindert, nur müssen sie tief verschleiert erscheinen und sollen von fremden Männern nicht gesehen werden. Diese Sitte ist so streng, daß auch Leichenhöfe, wo Profetenfrauen begraben liegen, nur von Frauen und von keinem Manne besucht werden dürfen.

Dem Mohammedaner sind vier Frauen zu heiraten gestattet, doch können nur die Reichen von dieser Freiheit Gebrauch machen, indem jede Frau ihren eigenen Haushalt in Anspruch nimmt. Die Polygamie ist weit mehr unter den ärmeren Klassen heimisch, weil die Frauen durch Arbeit den Mann mit ernähren helfen.

Rücksichtlich der Kebsweiber ist der Mohammedaner völlig unbeschränkt, er kann deren halten, so viele er mag. Aber auch diese nehmen bedeutende Geldmittel in Anspruch, und so weiß er sich durch

wiederholte Scheidungen von seinen Gattinnen immer wieder in den Besitz einer neuen zu setzen. Es gibt Männer, die sich von dreißig und mehr Frauen haben scheiden lassen; junge Frauen, die schon mit zehn und mehr Männern vermält waren. Die Männer genießen in dem angeführten Falle keiner großen Achtung; doch wird die Scheidung, wenn die Ehe kinderlos oder ohne Söhne bleibt, ganz natürlich gefunden.

Wenn der Mohammedaner zu seiner Gattin sagt: »Enti talikah!« Du bist verstoßen, so ist sie es auch ohne jede weitere Familien- oder gerichtliche Verhandlung. Die Frau kehrt unweigerlich zu ihren Eltern, wenn sie noch leben, oder zu ihren Verwandten zurück. Der Gatte kann die Verstoßene wieder aufnehmen, sie wieder verstoßen und sich zum zweitenmale mit ihr vereinigen. Nicht aber zum drittenmale, wenn sie nicht inzwischen die Frau eines anderen Mannes gewesen ist.

Hier tritt nun ein seltsames Verfahren ein. Der Gatte erkauft gewöhnlich einen Blinden, der sich mit seiner zweimal verstoßenen Frau vermält und am folgenden Tage von ihr scheidet. Weil aber schon Fälle vorgekommen sind, daß der Einnachtgatte sich von der Frau dann nicht trennen wollte, so bedient sich der Gatte, der seine zweimal verstoßene Frau wieder aufnehmen will, eines häßlichen Negersklaven, mit dem die geschiedene Frau sich in aller Form vermält und sogar eine Morgengabe erhält. Am folgenden Morgen schenkt der Gatte seiner Frau den Sklaven, was einer Scheidung von ihm gleichkommt, denn eine Rechtgläubige kann nicht die Frau eines Sklaven sein, wohl aber, wenn sie ihn freispricht.

Sklavinnen, welche Eigenthum der Frau sind, können nicht die Beischläferinnen ihrer Männer werden, es wäre denn, daß wie Sara in der Bibel, die Frau ihrem Manne die Sklavin zuführt. Wenn der Mann mit der Sklavin seiner Frau heimlichen Umgang, der ein Kind zur Folge hat, so ist dieses ein Sklave, wenn seine Mutter nicht vor seiner Geburt dem Gatten geschenkt oder verkauft worden ist.

Wenn der Mohammedaner zu seiner Frau noch mehrere nimmt, so bleibt sie immer die im Range Erste, die El-sit, d. h. die vornehme Dame.

Szenen, wie die in der Bibel, wo die eine Frau des Patriarchen der andern für einen Blumenstrauß die Gunst des Gatten abkauft, sollen in den Haremen nicht immer in so zarter Weise vorkommen.

Unter den Sklavinnen nehmen die weißen den ersten Rang ein, ihnen schließen sich die bronzefarbenen Abyssinierinnen an, welche sich für eben so schön und berechtigt halten als die weißen. Nur die schwarzen Mädchen unterordnet ihr Bewußtsein den weißen, keineswegs aber den braunen.

Das Schicksal der Sklavinnen ist im Vergleiche zu dem der Frauen ein fast besseres und gesicherteres.

Die Frau kann, wie wir bemerkt haben, durch eine kurze Formel, oft nur im Zorne ausgesprochen, dem Elend preisgegeben werden. Die Sklavin hingegen muß der ihrer überdrüssige Herr, wenn er sie fort thut, anständig versorgen, gewöhnlich verheiratet er sie. Wenn die Sklavin ihrem Herrn ein Kind geboren hat, ist es ihm nicht gestattet, sie zu verkaufen oder zu verschenken. Nach seinem Tode wird sie frei. Wenn der Herr seiner Sklavin in der Freude, daß sie ihm einen Sohn geboren hat, die Freiheit schenkt, darf sie nicht ferner sein Weib sein, wenn er sich nicht förmlich mit ihr vermält.

Bei solchen Verhältnissen und Zuständen ist der mohammedanische Staat seiner edelsten und festesten Grundlage: des sittlichen Familienlebens beraubt. Eine moralische und geistige Erziehung der Jugend ist nicht möglich, die noch dazu durch frühe Heirat fysisch unentwickelt bleibt und geistig entnervt wird. Es ist dieß allerdings nur ein Faktor, aber ein mächtig wirkender; die übrigen stehen nicht in Beziehung zu dem in diesem Kapitel Dargestellten.

Der mohammedanische Staat rollt durch den einmal empfangenen Stoß, wie auch vielfach schon entgleis't, seine Bahnen fort, bis er eines Tages stille stehen, wenn nicht früher zerschmettert wird.

Nur einen poetischen Vortheil gewährt das polygamische Leben. Die Frau, weil sie durch keine Nebenbuhlerin verdrängt werden will, hört nicht auf die Geliebte ihres Mannes bleiben zu wollen. Für ihn allein schmückt sie sich und sucht ihn durch die liebenswürdigsten Aufmerksamkeiten fort und fort zu fesseln. Sie sagt ihm die süßesten Worte, sie kocht für ihn die wohlschmeckendsten Speisen, sie strebt, ihn durch einen eigenthümlichen Gang, der »Ghung« heißt, zu reizen. Aber sie ist auch die zärtlichste Mutter und Pflegerin seiner Kinder.

Die Frau im Abendlande, im Bewußtsein des unlöslichen oder doch schwer zu lösenden Bundes, trotzdem ihr viel höhere geistige und sittliche Mittel zu Gebote stehen, den Mann zu fesseln, läßt meist in ihrem Liebeseifer nach. Von hundert poetisch angeregten, idealen Jungfrauen werden neunzig völlig prosaische Weiber. Sie sollten aber bemüht sein, ihren geistigen Reiz eben so sorgfältig zu bewahren, wie die Mohammedanerinnen ihren körperlichen.

Die Mittel sind genug eigenthümlich. Während unsere Frauen sich äußerlicher Schönheitsmittel bedienen, brauchen die Egyptierinnen nebst solchen auch noch innerliche. Wie in einigen Gegenden Oesterreichs die Frauen, um in ihren Formen rund zu bleiben und eine glatte Haut zu erzielen, kleinste Gaben von Arsenik genießen — ein Mittel, das nebenbei gesagt, zu gleichem Zwecke auch bei Pferden und Kühen angewendet wird — so essen die Egyptierinnen um rund zu werden ein sehr ekelhaft schmeckendes Pulver, das aus zerriebenen Skarabäen besteht. Um ihren Athem wohlduftend zu machen, kauen sie Weihrauch und Ladangummi. Der narkotisch feine Tabak aus Latakia in Syrien umgibt sie ohnehin schon mit Wohlduft, sie rauchen ihn aus den schönsten Pfeifen, deren Rohre aus Akazienholz nicht in Bernstein, meist in Korallenspitzen enden.

Die Huldigungen, welche ihnen von Dichtern dargebracht werden, die fantasievollen Schilderungen der Frauenreize, haben wir in manchem Verse in diesen Blättern niedergelegt.

Es ist aber merkwürdig, wie in Ländern, wo die Frauen auf einer so tiefen Stufe der Bildung stehen und keiner sittlichen und sozialen Würde genießen, sie doch von den Dichtern idealisirt und mit allem Zauber geistiger Tugenden verklärt werden.

Sehnsuchtsvolle Liebe wird durch die Liebe der tausendstimmigen Nachtigall zur hundertblätterigen Rose, durch die des Schmetterlings zur Flamme symbolisirt.

Die Araber besitzen selbst ein hohes Lied, das die Frauen feiert und den berühmten Dichter Ibnol Faridh mit dem Ehrennamen Sultan-ol-Oschak, der Sultan der Liebenden zum Verfasser hat.

Wie das Abendland seine unsterblichen Liebespaare in Dante und Beatrice, Petrarca und Laura, Abälard und Heloise besitzt; so feiert das Morgenland die schwärmerische Liebe von Jussuf und Suleicha, von Ferhad und Schirin u. s. w., welche Stoff vieler epischer Dichtungen geworden sind.

Zu den Piramiden.

„Die Zeit besiegt Alles, die Piramiden die Zeit."

Arabisches Sprichwort.

Wahnsinniges Unternehmen. — Reiseanzug. — Das türkische Reich. — Der sterbende Mann. — Lob des Islam. — Das Christenthum im Oriente. — Gizeh. — Krankhafte Kinder. — Ein Palmenwald. — Tänze und Scheinkämpfe. — Beschneidungsfeierlichkeit. — Brautzug. — Sonnenuntergang. — Nahe Sterne. — Gastliche Aufnahme. — Abu Seha. — Ueber Polygamie. — Hegel über Tänzerinnen. — Das Serapion. — Plastisches Porträt. — Thiermumien. — Piramidenbau. — Ein ungarischer Kavalier. — Kolossalität. — In einer Grabhöhle belagert. — Besteigung. — Impertinenz der Führer. — Unsterblicher Ausblick. — Lepsius als typischer Vandale. — Rückkehr.

Wenn Jemand im gemäßigten Klima Oesterreichs, z. B. an einem heißen sonnigen Juli Nachmittag zwischen zwei und drei Uhr einen Freund einlüde, mit ihm den Thurm der Stefanskirche zu besteigen, ich glaube, er würde ihm lächelnd fragen: »Sind Sie verrückt?«

Den Stefansthurm besteigen, das heißt einige hundert regelmäßige, gleich abstehende Stufen im Schatten der Mauern emporschreiten und oben angelangt, vom Thürmer mit einem frischen Trunke Wassers erquickt werden.

Aber die Piramiden hinauf!

Ein langer Ritt durch die Wüste hat den Reiter erschlafft, die Zunge klebt verschmachtend am Gaumen, das Wasser im Schlauche glüht, als wäre es Stunden lang auf einem geheizten Ofen gestan-

den, jeder Strahl der Sonne hat so viel Glut, als die Sonne im Norden ganz und gar. Endlich ist er am Fuße der Piramide um drei Uhr nach Mittag angelangt und nun soll er nicht im kühlenden Schatten von Mauern, nicht auf regelmäßigen Stufen, sondern von Beduinen gewaltsam die meist drei Fuß hohen Steinstufen sich emporschleudern lassen! Wenn dieß nur eine übrigens natürliche Neugierde zu befriedigen zum Zwecke hat; so ist es ein von Reise- und Abenteuerlust fanatisirtes Thun, ein gefährliches Unternehmen, es ist Wahnsinn!

So wahnsinnig war ich selbst am 30. Juli des Jahres 1856.

Man warnte mich, selbst ein Arzt that es; aber ich wußte, daß ich schwerlich wieder im Leben egyptische Erde betreten werde, um den Verlust der Piramiden einbringen zu können. Die Sehnsucht meines ganzen Lebens wäre unerfüllt geblieben und der Schmerz, die Piramiden aus der Ferne gesehen und nicht erreicht und erstiegen zu haben, hätte mich niemals mehr verlassen. Der Profet sah das gelobte Land vom Berge Nebo und wußte, daß er es nicht betreten werde. Er hatte es leicht! denn er starb nach dem sehnsuchtsvollen Blicke. Ich aber, ein schwacher Sterblicher, wollte noch weiter leben und nicht ewige Sehnsucht empfinden. Zudem hatte ich zu meinem Reiseglücke eine gediegene Zuversicht gewonnen.

Ich stand vor Jahren auf dem Vesuv, während er Feuer spie, ich brach, auf den Schneegipfeln und in den Schlünden des Libanon reitend, nicht den Hals, die See behielt mich nicht während heftiger Stürme und Tausende von Meilen fuhr ich schon auf Eisenbahnen, ohne daß jemals nur der geringste Unfall, ja nur eine Verzögerung vorgekommen wäre.

Und so ritt ich zu den Piramiden! Das Thermometer zeigte 45° im Schatten.

Wir brachen um drei Uhr nach der größten Mittagsglut auf. Ein Kameel mit unseren Mänteln und mit Proviant, der aus gebratenen Hühnern, Eiern, Brot, Käse und aus Rhum und Roth-

wein bestand, schritt uns voran, ein halb nackter egyptischer Knabe führte es am Halfter.

Ich selbst folgte auf einem Kameele, während Mohammed Omer auf einem kleinen Eselchen mir zur Seite ritt, was unser Gespräch bedeutend erschwerte; indem sein Haupt fast nur an den Bauch meines Kameeles reichte und wir, um uns zu verstehen, schreien mußten. Ein zweiter Knabe folgte uns ebenfalls auf einem Eselchen reitend.

Meine und Mohammed Omer's Bekleidung bestand nur in einem Hemde und einem weißleinenen Beinkleide, an den Füßen trugen wir Schuhe, aber keine Strümpfe. Ein weißer, weitwallender Mantel, am Halse zusammengehalten, fiel über unsere Gestalten, während das Haupt mit einem rothen Feß, unter welchem ein zweiter weißer etwas vorging, bedeckt war, und so doppelt der Kopf vor einem Sonnenstiche schützte.

Ich beneidete unsere Knaben um ihre Nacktheit. Uebrigens hätten wir ebenso erscheinen können, ohne daß es in den Straßen Cairo's Jemandem auffallend geschienen hätte. Nirgend wie im Oriente, der Heimat des Despotismus ist der Mensch frei, in seinem Anzuge in seinem Thun, in seinen Gebräuchen und Handlungen; der Fremde zumal, der seinen Paß dem Konsul seines Heimatlandes vorgezeigt hat oder auch nicht. Kein konstitutioneller Staat, keine Republik läßt das Individuum so frei und unabhängig schalten und sich entwickeln, als ein türkisches Paschalik.

Die Türkei ist ein Chaos, aber es ist ein Sinn in ihm, es herrscht Anarchie, aber eine nach bestimmten Gesetzen. Das kolossale türkische Reich, es liegt wie ein erschlagener Riese auf einem Blachfelde, auf welchem seine einzelnen Gliedmassen zerstreut hinliegen und noch zucken. Es ist kein Gesammtgefühl mehr in dem Körper. Es war eine unrichtige Anschauung des Czaren, als er den Padischah einen kranken Mann nannte, es ist ein in der Agonie liegender Sterbender.

Und doch! Bei der ungestörtesten Entwickelung der Leidenschaften in den Individuen, bei der gesegnetsten Abwesenheit einer Polizei, bei

aller Willkühr der Beamten, doch sind, wie die Statistik nachweiset, die Verbrechen im türkischen Reiche seltener, als in den Ländern der europäischen Vielregiererei, und der belohnten Denunzianten.

Es muß der tief sittliche Ernst, welcher der Menschheit angeboren ist, in diesen Völkerschaften heimischer sein, die willkührlich handeln können und sich selbst beschränken, die sittenlos scheinen und doch tugendhaft sind, die Barbaren genannt werden und jede menschlich schöne Regung empfinden.

Der Geist des Mohammedanismus hat dieses Wunder bewirkt, er hat in Spanien ein prächtig blühendes Reich gegründet, er hat Kultur, Wissenschaft und Weisheit, eine originelle Baukunst und eine edelste Poesie, er hat die Tapferkeit der Männer muthiger gemacht, die Keuschheit der Frauen verklärt und den reinen Glauben an nur Einen Gott erzeugt.

Nicht allen Religionen der Erde kann man ein Gleiches nachrühmen, keine hat es weiter gebracht, und wenn der Islam schon jetzt seine Sendung vollbracht zu haben scheint, wer verbürgt den anderen Religionen auf Erden eine unsterblich fortwirkende Kraft?

»Profeten aller Zeiten
Sprachen, ihr Volk zu leiten
Von ewigem Bestand —
Mohammed sprach zum seinen:
»Der letzte Tag erscheinen
Wird jedem Volk und Land.«

Die Frage wurde vielfach schon erörtert, welche Zukunft das Christenthum, da, wo es geboren worden ist, im Oriente haben werde? Die Ströme kehren nie zu ihren Quellen zurück, es scheint das auch in der geistigen Welt Gesetz zu sein.

Ich sah viele orientalische Christen und verkehrte und sprach viel mit ihnen. Allen ist ein so wesentlicher Unterschied zwischen ihnen und den abendländischen Christen aufgeprägt, daß sie mehr Mohammedaner zu sein scheinen, denn Christen. Die Religionen sind, wie

sie auch eine ewige Weltordnung predigen, Gott und Unsterblichkeit lehren, klimatisch, wie es die Pflanzen, die Gebirgsformationen in der materiellen Natur sind.

Das Christenthum ist zu asketisch für den sinnlichen Orientalen. Derjenige Apostel, der es unter ihnen zu verbreiten sucht, muß es dem Klima, den tausendjährigen Anschauungen, den Gebräuchen, ja wenigstens für den Anfang dem sinnlichen Mohammedanismus näher bringen; wie der heil. Jakobus die neue Lehre mit Wunderthaten und Mythen umgab, um auf die Fantasie der Heiden zu wirken, um so sie leichter zu bekehren.

Wer unbefangen, der nicht Mohammedaner und nicht Christ ist, die religiösen Zustände im Oriente betrachtet, dem wird sich diese Thatsache aufdrängen und so sei sie hier, ohne sie zu beurtheilen, dem Denker einfach vorgelegt. — —

Das Kameel hat uns weit durch die Straßen Cairo's getragen, bald durch dichtes Menschengewühl, bald durch die einsamsten Gäßchen. Wir sind zum Thore hinaus, auf einer fast gerad führenden breiten Straße zwischen verfallenden und prächtigen Häusern, zwischen Schutthaufen und Gärten, einsamen, sandigen Plätzen und einzelnen Palmen. Kameelzüge und Reiter zu Pferde und zu Esel, verschleierte Weiber, Soldaten und Lastträger begegnen uns und wirbeln immer eine Wolke Staubes auf, welche die Glut des Tages noch empfindlich peinlicher macht.

Nach einem anderthalbstündigen Ritte sind wir am Nil, der hier nicht breiter als die Tiber in Rom strömt und wie diese die Bezeichnung »blond« verdient; während er dort, wo er frei und weithin sichtbar ist, zur Zeit seiner Schwellung violett ist und endlich eine fast so rothe Farbe annimmt, daß er Blut zu sein scheint.

Die Insel Roda haben wir bereits geschildert.

Wir sahen jetzt die Pracht des Palastes und des Gartens nur, indem wir in der Barke vorüberfuhren. Nach zehn Minuten hatten wir den Nil übersetzt und unsere Thiere genug mühsam über das ab-

fallende staubige Ufer emporgebracht. Wir befanden uns in Gizeh, beschauten die großartigen Brutöfen, die jährlich eine Million Flügelvieh-Leben der Bevölkerung von Cairo liefern.

Durch einige Straßen reitend, sahen wir zur Rechten und Linken Bude an Bude, in denen die für den europäischen Reisenden seltsamsten Waaren verkauft werden, meist aber Geräthschaften für Haus und Feld, Küche und Stall. Am häufigsten sahen wir Kaffeebuden, Branntwein-Schenken, Wasser- und Buzaverkäufer.

Wir waren bald aus der belebten Hauptstraße hinaus und ritten durch Lehmhaufen, in die ein oben runder Eingang von halber Manneshöhe führt. Pfosten und Thüren fehlen, kein Fenster wirft Licht in diese Lehmhöhlen. Jeder Mann baut sich eine solche Behausung selbst, die ihm doch nur zur Aufbewahrung seiner Nahrungsmittel und — seiner Weiber dient. Zwischen diesen elenden Behausungen spielten da und dort Kinder, deren fieberhaft bleiches Aussehen auffiel, ihr Bauch war größtentheils aufgeschwellt und stach zu der Magerkeit der übrigen Gliedmassen häßlich ab. Entsetzlich aber waren die Augen mancher dieser Kinder. Entzündet und eiternd saßen ihnen kleine Fliegen auf, die den Augapfel kreisförmig als eine quälend lebendige Brille umringten. Die Kinder waren alle nackt, Knaben und Mädchen.

Eine große Erscheinung hob sich, als wir zum Dorfe hinaus waren, vor unseren Augen empor:

Ein Palmenwald!

Eine einzelne schöne Palme, wer sie zum Erstenmale sieht, wie sie sich schlank und frank zum Himmel erhebt und doch liebevoll die Blätterarme zur Erde niedersenkt, wie eine gnadenvolle Frauenfürstin, der wird den Anblick niemals wieder vergessen. Er wird sich ihrer Pracht und Stärke, ihrer grünen Blätterriesen und goldenen Fruchtbündel immer wieder erinnern und des warmblauen Himmels über ihr.

Nun erst ein Wald solcher Bäume!

Aber die einsame Palme war poetischer. Im Walde liegt manche am Boden und wird, wie anderes gemeines Holz zersägt und

gespalten. Mancher fehlen die Blätter, eine andere ist während des Wuchses vom Sturm gebogen worden und verkrüppelt geblieben.

Der europäische Reisende, zumal einer, der an eine üppige Vegetation, an frisches Grün und stärkenden Duft gewöhnt ist, der an Schlingpflanzen und Gesträuchen, an duftigen Blumen und farbigen Beeren, an lustigem Vogelsang und schwellendem Moose Freude hat, und es liebt, sich an einer frischen Waldquelle zu laben, der wird bei dem Anblick eines Palmenwaldes völlig enttäuscht sein.

Die Palmen gedeihen am Besten im dürren sandigen Boden. Die Bäume sind in fast regelmäßiger Entfernung, damit sich die Kronen nicht berühren und stören, gepflanzt; kein Grashalm, keine Pflanze, keine Quelle schießt aus dem sandig staubigen Boden empor, der aufwirbelt, wenn man, wie wir thaten, den Wald zu Fuß durchwandert und bis an die Knöchel im Sande einsinkt. Durch die abstehenden Blätter fällt die Glut der Sonne ein.

Als wir zum Walde hinausgekommen waren, sahen wir in der Ferne die Piramiden, doch näherten wir uns ihnen nicht, denn unser Ziel war vorerst Sakkara, wo wir übernachten wollten. Wir ritten über lange Dämme, durch sehr mäßige Senkungen und Erhebungen der unübersehbaren Fläche, die sich vor uns ausbreitete. Doch mußten wir vorsichtig reiten, denn die Erde war von der Sonnenglut fast netzförmig schon zerklüftet, um die überströmende, befeuchtende Flut des Nils schmachtend zu empfangen. Es galt jenen Zerklüftungen, die oft einen bis zwei Schuh breit waren, vorsichtig auszuweichen.

Wir kamen nach einer halben Stunde in dem Dorfe Sajit Miki an, dessen Namen wir nach der Aussprache Mohammed Omers niederschreiben. Die Lehmgruben der Einwohner liegen zerstreut zwischen einzelnen Palmen und Sykomoren. Eine weiß übertünchte Moschee mit einer hölzernen Kuppel hebt sich aus den schmutzigen Behausungen. Einige Weiber waren an einem Brunnen beschäftigt Wäsche zu reinigen; sie thaten das in eigenthümlicher Weise, indem sie die Wäsche in einem Wasser gefüllten Steintroge eintunkten, aus-

wanden und mit flachen glatten Kieselsteinen klopften. Seife benützten sie nicht.

Wir hielten an, um zu trinken. Eine Frau schöpfte aus dem Brunnen Wasser in eine hingehaltene Schale; dieses aber war lettig, warm und nur dadurch zum Trinken möglich gemacht, daß wir Rhum hinein goßen, um unseren Ekel zu überwinden.

Nachdem wir getrunken hatten, schöpfte die Frau auch unseren Thieren in den Steintrog, den wir als einen uralten Sarkofag mit halbverwischten Hieroglifen erkannten.

Die biblische Szene stand lebendig vor uns, und wir selbst und die verschleierte Rebekka spielten auf derselben die alttestamentarische Idylle. Wir hatten keine Armbänder mehr und keinen sonstigen Schmuck, den wir in Syrien und Palästina vertheilt hatten, um die Gruppe dem biblischen Bilde noch ähnlicher zu machen. Doch war die Frau mit einem Bakschiesch zufrieden und die übrigen Weiber, als ein auf die Gabe eifersüchtiger Chor, streckten die Hände aus und flehten wie um ein Lebensglück um Bakschiesch.

Nach kurzer Rast brachen wir wieder auf und hörten bald eine lärmende unharmonische Musik. Wir gelangten auf einen unebenen, großen, unregelmäßigen Platz, der von einzelnen Lehmhütten und Bäumen umgeben war. Ein Kreis von Männern, Frauen und Kindern war in der Mitte des Platzes und drängte sich um seltsame Gruppen und Gestalten.

Wir lenkten unsere Thiere hinzu.

Drei Musikanten spielen auf, ein riesiger Neger, nur die Lenden umkleidet, einen rothen Turban ums Haupt gewunden, tanzt. Bald auf dem rechten, bald auf dem linken Fuße im Kreise umherspringend, zielt er mit einer Flinte gegen die Menschen, die den Kreis bilden und brennt endlich, vom Springen müde, die Flinte ab. Er lädt sie sogleich wieder, durchbricht den Kreis, macht pantomimische seltsame Bewegungen vor uns, die wir auf den Thieren sitzen und brennt zu allgemeinem Gelächter auf mich zielend die Flinte wieder ab. Für

diese liebenswürdige Improvisation verlangt er natürlich Bakschiesch und erhält es von mir, der ich nicht eben zum Lachen geneigt war, denn der Schwarze ließ nicht undeutlich jene schwankenden Bewegungen merken, die ein reichlicher Branntwein-Genuß hervorzubringen pflegt.

Die Menge ist durch diese Episode heiter gestimmt und wird wie wir selbst, durch den Anblick von vier Männern, die mit kurzen Lanzen in den Kreis treten, gefesselt. Sie tanzen, je zwei und zwei einander entgegen, sie beginnen, als ob sie sich den Weg verträten, drohen mit den weißen Stäben, kämpfen endlich, indem sie dieselben aneinander schlagen und so lange, unter immer lärmenderer Musik und mit Schreien, bis die Lanze des Einen oder des Andern gebrochen ist.

Den Kämpfern, die sich jetzt zurückziehen, folgen drei Weiber, ebenfalls weiße Stäbe in den Händen schwingend. Sie tragen ein bis an die Knöchel fließendes blaues Hemd, dessen Aermel geschlitzt, spitz und schmal zulaufend, bis zur Erde niederhängen. Das Hemd ist vorn offen, so daß die ganze Brust sichtbar ist. Schwarze ungekämmte Haare umgeben ein zigeunerhaft wildes Gesicht, in welchem Augen durch schwarze Schminke noch brennender leuchten. Die Gestalten sind vom aufwirbelnden Staube ganz schmutzig. Ein weißes Tuch, wie fallen gelassen, hängt am Hinterhaupte befestigt, wie ein schmales und lange im Gebrauche gewesenes ungewaschenes Handtuch, den Rücken hinab.

Diese Weiber, würdig in einem Hexenkessel auf einsamer, nächtiger Haide zu rühren, sprangen bald mit dem rechten bald mit dem linken Fuße vor, indem sie den entgegengesetzten nachschleiften. Dabei balancirten sie die weißen Stäbe, etwa wie Seiltänzerinnen, aber ohne untereinander zu kämpfen. Endlich warfen sie die Stangen fort und indem sie einem wilden unregelmäßigen Tanze sich hingaben, schlugen sie jene schreienden, wirbelnden Triller auf, die durch ein zitterndes Bewegen der Zunge hervorgebracht, eben so eigenthümlich als wild tönen.

Auch sie forderten uns ein Bakschiesch ab und riefen uns Segensprüche zu.

Wieder begann der riesige Neger seine Flintenmanöver und wir ritten, des Anblicks müde, weiter, um einem herannahenden Zuge zu begegnen, zu dessen Ehren eigentlich die Kämpfe und die Tänze aufgeführt wurden.

Ein Mann ging dem Zuge voran, er trug eine Art kleinen vierbeinigen Schemel, dessen Sitzbrettchen mit Perlmutter und Spiegelstücken ausgelegt, dem Publikum zugewendet war, dieß ist, wie in Europa die Messingteller, das Zeichen eines Barbiers.

Ihm folgten zwei Männer, die Handpauken schlugen und einer, der Oboe blies.

Den Musikanten nach führte ein Mulatte ein prächtig geschirrtes braunes Pferd, auf dem zwei Mädchen saßen, das eine etwa drei, das andere an zwölf Jahre alt. Sie hatten roth seidene, mit Gold geschmückte Kleider an, das Haupt war von einem rothen Shawl umwunden, an welchem Goldmünzen funkelten. Vor dem Munde hielten Beide ein weißes feines Tuch.

Mohammed Omer bemerkte, daß dieß keine Mädchen sondern Knaben seien, die in so feierlichem Aufzuge zur Moschee reiten, um — beschnitten zu werden. Das weiße Tuch vor dem Munde schütze sie vor Beschreien.

Hinter den Knaben zogen ihre nächsten Verwandten, mit ihnen der Barbier, der die Operation zu vollziehen hat, welche seltsam genug von den christlichen Kopten in Egypten noch jetzt ebenso beobachtet wird, wie von jenen Juden, die in dem ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt abfielen und Christen wurden.

Hinter dem Zuge zur Beschneidung folgte ein zweiter.

Zwei Kämpfer mit weißen Stäben, wie sie eben geschildert wurden, schritten tanzend einher, ihnen folgten zwei andere Männer, die auf flachen Tellern Kämme, Seife, Palmenbast und Schwämme trugen, deren sich die Braut, welche eben in feierlichem Zuge zum

Bade geführt wurde, bedienen wird. Ein Wasserträger reicht Verlangenden einen Trunk, während ein anderer aus einer Flasche die den Zug Betrachtenden mit Rosenwasser besprengt.

Endlich nahte unter Vortritt ihrer nächsten Verwandten und Freundinnen die Braut, ganz in einen rothen Shawl gehüllt, eine Flitterkrone auf dem Haupte. Unmittelbar vor ihr schritt eine Sklavin rücklings und fächelte der Verhüllten mit einem Wedel aus Straußenfedern Kühlung zu. Die Braut schritt unter einem gelb und blau gestreiften Baldachine, den vier Männer an Stangen befestigt über ihr trugen, einher.

Als der Zug an uns vorüberkam, wurden wir ebenfalls mit Rosenwasser besprengt, das meinem Kameele zufällig in die Augen geschüttet wurde, das darüber gar unwillig wurde und das diesem Thiere eigene abscheulichste grunzende Murren erhob.

Ich hätte gerne mich dem Zuge zur Moschee angeschlossen, um die Zeremonie der Beschneidung mit anzusehen; aber Mohammed Omer, dessen wahrhaftige Bemerkungen oder Warnungen ich bereits erprobt hatte, mahnte zum Aufbruche, wenn wir noch rechtzeitig in Sakara eintreffen wollten.

Wir erreichten von je einer halben Stunde zur andern die Dörfer Torza, Hamudijeh und Schabramant.

Die Sonne neigte sich dem Horizonte zu, die Piramiden ragten in der klaren hellen Luft als riesige Schatten empor und der Wunsch die Sonne hinter ihnen untergehen zu sehen, veranlaßte mich oft hinter mich zu schauen, dabei verlor ich einmal das Gleichgewicht und fiel vom Kameele auf den zwar steinlosen, aber genug harten Boden. Mohammed Omer sprengte rasch auf seinem Eselchen heran, um mir zu helfen. Ich wollte nicht umsonst den Sturz erfahren haben und erklärte nicht eher weiter zu reiten, bis ich die Sonne hinter den Piramiden untergehn gesehen.

Diese stand, wie eine Scheibe aus weißgeglühtem Eisen, scheinbar der Spitze einer Piramide auf, ein silbern funkelnder Knauf des

Wunderwerks. Immer tiefer sank die Scheibe hinab, endlich ganz. Ein nur wenige Minuten flammendes Roth färbte die Wolken, die Spitzen der Piramiden fingen an, wie die von Gletschern violett golden zu glühen und — plötzlich standen sie schwarz da, scharf abgeschnitten von dem goldenen Lichte, das von der untergegangenen Sonne im Westen den Himmel noch lange verklärte.

Die Empfindung eines Gebetes ging durch meine Seele, wie Hauch des Windes durch die Aehren des Feldes, und Thränen einer überaus seligen poetischen Rührung traten in meine Augen.

Mohammed Omer betrachtete mich ruhig, während ich ihm verzückt von dem großen Bilde scheinen mochte und sagte: »Ich sah noch jeden aus dem Abendlande weinen, wenn ich ihn zu den Piramiden führte. Was ersetzt dir in deiner Heimat die Piramiden?«

»»Nichts, guter Mohammed Omer!««

Er ließ das Kameel knieen, ich schwang mich wieder in den Sattel und wir ritten weiter, indem wir uns in leichte wollene weiße Mäntel einhüllten. Der Abstand der Temperatur gleich nach Sonnenuntergang war merklich und Mohammed Omer reichte mir einen brennenden Tschibuk, um an Hals und Wangen seine wärmenden Wölkchen steigen zu lassen.

Außer in den Dörfern waren uns auf dem vielstündigen Ritte nur drei einsam wandernde Männer begegnet, und jetzt durch hohe Maisfelder hinreitend trat ein Mann aus dem im erwachten Abendwinde rauschenden Maiswalde hervor. Mohammed Omer wechselte einige Worte mit ihm, er soll ihn, wie er mir später erzählte, aufgemuntert haben, rasch zu reiten, weil es Nachts hier nicht sicher sei.

Der Goldglanz am Himmel war längst erloschen, Alles war grau und schattenhaft und als wir am Dorfe Abusir, das zu unserer Rechten auf einer mäßigen Anhöhe lag, vorüber ritten, schallten Musik und Lieder zu uns her, die Mohammed Omer als eine Hochzeit feiernd erkannte.

Noch eine Stunde hatten wir zu reiten, es war Nacht geworden und wir gelangten in einen Palmenwald. Ein warm aus der Wüste her wehender Wind bewegte mächtig die Kronen der Bäume und es war ein Rauschen, wie von bewegter See und die Sterne hingen erschreckend nahe, groß und flackernd, zwischen den Blättern der Palmen, wie hunderttausend silberne Lampen an Schnüren hängen und sich mit den Bäumen wiegen.

Ein unsagbares Grauen ergriff mich am Saume der Wüste, in der Wunder erfüllten, leuchtenden Nacht, indem ich nur das Rauschen der Palmen und das sich Herabsenken der Sterne in der tiefen Einsamkeit der Nacht hörte und sah.

Ein Dorf auf einer kleinen Anhöhe, im Sternenscheine nur schattenhaft sichtbar, nahm uns auf, wir waren in Sakara und hielten vor dem Hause Abu Seha's.

Mohammed Omer ging zuerst durch die Pforte einer Lehmwand, um Herberge für uns zu erbitten, während wir mit den Thieren auf der Straße hielten.

Nach längerem Warten — denn die Bewohner im Hause schliefen schon — that sich die Thüre auf. Wir zogen unsere Eselchen durch die niedere Thüre uns nach. Das Kameel war nicht durch das Nadelöhr der kleinen Pforte zu bringen und mußte auf der Straße bleiben, mit einem unserer Knaben zu seiner Bewachung.

Wir befanden uns in einem kleinen Hofraume, aus welchem uns eine völlig freie steinerne Treppe in eine rasch erhellte große Stube führte, deren Decke luftig hoch aus Palmenstämmen gezimmert war und die durch ein schönes Rundbogen-Fenster, von einer Säule aus Sandstein in zwei getheilt, nach dem Hofe schaute.

Unser Wirth, der Dolmetsch des scharfsinnigen und glücklichen Forschers Mariette war, ließ von zwei abyssinischen Sklavinnen rasch Teppiche auf dem Lehmboden der Stube ausbreiten, Polster zurechtlegen und nachdem ich mich gelagert hatte, meine mitgebrachten Speisen auf einem nur einen Schuh hohen, runden Tischchen vor mir

aufstellen. Vom Wirthe wurden Pfirsiche und Feigen, die ersten reifen Früchte dieser Art, die ich in Egypten sah, hinzugethan, dafür trank er, als sich die Sklavinnen entfernt hatten und ich ihn zu mir auf den Teppich lud, von meinem rothen Weine.

Abu Seha ist ein welterfahrener, kluger Mann, der auch einmal das christliche Abendland gesehen und nicht die besten Begriffe von dessen Regierung, Zivilisation und Moral in die Heimat zurückgebracht hat.

Als ich ihm zum Beweise, wie tief die Humanität im Oriente stehe, die noch immer herrschende Sklaverei vorwarf, lächelte er und strich seinen grauen Bart:

»Du redest, Herr!« sprach er endlich, »wie Einer, der an den Sklavenhandel in Amerika denkt, oder wie ihn das allerchristlichste Volk der Franzosen, das immer von Zivilisation spricht, verkappt betreibt. Ich weiß, wie Ihr Euch Dienste zu bereiten wisset! Ihr mietet die Kraft und den Willen eines Knechtes oder einer Magd für einige Gulden monatlich, wenn sie Euch nicht zusagen, so schickt Ihr sie sogleich fort, oder, was noch grausamer ist, erst nach Jahren. Der Knecht hat seine beste Jugend, die Magd ihre frischeste Thätigkeit unablässig geopfert, sie sind grau, sie sind gebrechlich geworden und Ihr müsset neue rüstige Leute haben, die Euere Arbeit thun. Euere Mägde oder Knechte werden krank, und Ihr schickt sie in Euere Spitäler. Und gut, wenn sie dort sterben, denn es ist nicht für ihr Alter gesorgt, nicht von ihren Herren, und bei ihrem kargen Lohne auch nicht von ihnen selbst!

Wir mieten wie in Europa ebenfalls freie Diener; aber wir kaufen auch die Kraft und den Willen eines Sklaven, oder einer Sklavin. Sie sind fortan Mitglieder der Familie, wir reden mit ihnen, wie mit unseren Freunden, wir berathen mit ihnen unsere Angelegenheiten in und außer dem Hause. Wir kleiden und ernähren sie; sie sind gehalten wie unsere Kinder, die wir pflegen, wenn sie erkranken. Kein Mann von Ehre verkauft einen Sklaven, wenn er

ihm sieben Jahre gedient hat, vielmehr gibt er ihn frei und sorgt für seinen Hausstand. Ein Sklave aber, der von seinem Herrn gequält wird, kann diesen gesetzlich zwingen, ihn zu verkaufen.«

»»Aber Euere Sklavinnen, Abu Seha?««

»Ich weiß, was Du sagen willst, Effendi! Unter hundert Männern in Egypten sind es höchstens fünf, die zwei Frauen besitzen, während der Profet doch vier gesetzmäßige Frauen gestattet. Es ist nicht eben die Enthaltsamkeit der Moslimin, welche diese Erscheinung hervorbringt, wohl aber, daß vielen die Geldmittel fehlen, um einen großen Haushalt zu führen. Unsere Frauen sind keine Sklavinnen, und diejenigen Mädchen, die es wirklich sind, weil wir sie gekauft haben, genießen unter gewissen Umständen ein besseres Recht, als die rechtmäßigen Frauen des Herrn. Von diesen kann sich der Gatte scheiden und der Armuth preisgeben, während er die Sklavin, wenn er nicht der Verachtung in der allgemeinen Meinung anheimfallen will, nicht entlassen kann, ohne sie anständig zu versorgen.«

»»Du gestehst, Abu Seha! daß der Moslem durch Sklavinnen die Zahl seiner Frauen vermehren kann, so hoch er will?««

Abu Seha schwieg und lächelte, während er seinen Bart wieder strich. Dann sprach er mit forschend ironischem Blicke: »Dieser Zustand ist bei uns gesetzlich und durch die Verpflichtung des Mannes, daß er für seine Sklavinnen und deren Kinder sorgt, sittlich gemildert. Thut Ihr desgleichen in Eueren christlich europäischen Ländern? Leben wie bei uns von hundert Männern fünfundneunzig in Monogamie? Hat nicht fast Jeder in Eueren großen Städten sein Harem, nur nicht in einem Hause versammelt?«

»»Abu Seha! Du bist im Abendlande gewesen und hast beobachtet!««

»Und sind wir, die nach dem Gesetze des Profeten leben, nicht sittlicher? Wenn unsere Gattin uns die Freudenbotschaft bringt, so müssen wir uns von ihr zurückziehen, denn der Zweck der Ehe ist erfüllt und jede Annäherung wäre Sünde. Darum sind unsere Weiber,

während sie bei Euch an allen Uebeln leiden, gesund und unsere Kinder kräftig und die Moslimin schön. Oder ist es sittlich, wenn die Frau, die nicht mehr Mutter werden kann, noch immer die Frau ihres Gatten bleibt? Der Herr, gepriesen sei sein Name! hat das Weib bestimmt, nur einmal im Jahre Früchte zu tragen; der Mann hingegen — Du siehst, Effendi! wir sind natürlicher und darum sittlicher! In Europa scheint man sittlicher und ist unnatürlich.«

Ich habe dieses Gespräch fast wörtlich in mein Tagebuch notirt und lasse nur den zu natürlichen Ausdruck der Gedanken und Anschauungsweise Abu Seha's weg, welche die der ganzen moslemitischen Welt und darum merkwürdig genug ist, um sie — was auch unser Moralgesetz sieghaft einzuwenden hätte — hier mitzutheilen. Jedenfalls war es eine eigenthümliche Lehre, die ich am Saume der libyschen Wüste, zwischen Memphis und den Piramiden von Abu Seha, dem frommen Bekenner Allah's und seines Profeten erhielt.

Mohammed Omer, der das ganze Gespräch dolmetschte, konnte den lächelnden Triumf nicht unterdrücken, über den, wie ihm schien, mächtigen Sieg Abu Seha's über mich. Er nahm mein aufhorchsames Schweigen für ein Besiegtsein an.

Wir tranken Kaffee und rauchten Nargileh's, unsere Knaben, welche die Thiere versorgt hatten, traten jetzt zu uns herein und erfreuten sich mit uns des Mahles.

Abu Seha klatschte in die Hände, und von Musikanten begleitet traten zwei Tänzerinnen ein, die mich durch ihre Kunst entzücken sollten.

Wir haben ihre Art und Weise bereits geschildert. Wir fanden kaum zwischen diesen und denen in Cairo einen anderen Unterschied, als den, welchen der Filosof Hegel zwischen dem Ballete in Wien und in Berlin fand. In einem Briefe an seine Frau berichtete er: »Die Tänzerinnen in Wien unterscheiden sich von denen in Berlin nur darin, daß jene die Beine im rechten, diese im stumpfen Winkel erheben.«

Ich war müde, der anstrengende Ritt in der furchtbaren Sonnenglut, die Mannigfaltigkeit der Gruppen und Szenen, die Gespräche, die Musik und die Tänze und zwischen durch immer wieder eine entsetzlich traurige Nachricht aus der Heimat — Alles trug dazu bei — ich suchte die Augen offen zu halten, — ich strengte mich an das Wasser im Nargileh brausen zu machen — es verwirrte sich Alles: die Piramiden und die Tänzerinnen, der Nil und die Sterne, nach denen ich haschte und die zu klingen anfingen, die Wüste und der Schlangenbändiger, Kameelgerippe, versiegte Quellen, verhallende Musik, Leben — —

Um 4 Uhr Morgens, vor Sonnenaufgang, brachen wir auf, der Himmel war schon weißgrau und eine angenehme Kühle, wie in Europa an einem Julimorgen, dem ein heißer Tag folgt, wehte uns an. Wir ritten wieder durch die Palmenpflanzung, in deren Zweigen uns gestern Nachts die großen leuchtenden Sterne so erschreckt hatten, und gelangten bald zwischen die Sandhügel der Wüste.

In einer Einsenkung steht ein verfallenes hölzernes Gebäude, das der eben so glückliche, als geistvolle Forscher Mariette bauen ließ und durch sechs Jahre bewohnte.

Gegen 5 Uhr gelangten wir an das Serapion und stiegen in die Tiefe eines Sandberges bei Licht von Fackeln, die wir aus Cairo mitgenommen hatten, in lange, lange Gänge, in denen zur Rechten und Linken in hohen Nischen kolossale Sarkofage stehen. Den meisten ist der Deckel abgehoben und liegt ganz, manchmal arg beschädigt, zur Seite. Mariette fand sie schon in diesem Zustande und völlig ausgeplündert. Vier Dorfbewohner, die uns begleiteten, erzählten, er habe 40 Oka, 80 Pfunde Goldstaub in den Sarkofagen gefunden. In einem der Gänge lagen zwei große, für einen langen Transport gut verpackte Holzkisten, die Mariette hier entweder vergessen hatte, oder noch abzuholen gedachte.

Das Wandeln durch diese Gänge erinnerte uns an die Wallfahrt, die wir vor Jahren durch die Katakomben in Rom gemacht haben, nur war hier Alles gewaltiger, durch das Alter von Jahrtausenden geweihter.

Wir traten aus diesen Gängen wieder zurück und befanden uns in einem Tempel, dessen Wände, Säulen und Pilaster überdeckt mit Hieroglyfen sind, deren viele noch in frischesten Farben, grün, roth, blau, sich von ihrem dunklen Grunde abheben. Ein Dorfbewohner bot uns eine große granitne Tafel mit eingegrabenen Hieroglyfen zum Kaufe an. Leider konnten wir sie, ihrer Schwere wegen, nicht erwerben; doch nahmen wir vom hölzernen Kasten eines Mumiensarges ein aus Holz geschnitztes Menschenantlitz mit, das schwarz gefärbt, vielleicht das Porträt des Mannes ist, der im Sarge selbst ruht. Die Zeichnung ist eine ziemlich richtige, der Ausdruck mild ernst, ein Zug um den Mund fast freundlich. Es sieht uns, während wir dieß niederschreiben, das Bild eines Menschen an, der vor Jahrtausenden gelebt hat und dessen hingeschleuderten Sarg wir um seine Zierde gebracht haben.

In einen etwas entfernteren Sandhügel krochen wir mühselig in tiefe Grabhöhlen, wo Vogel- und Katzenmumien in länglich kleinen irdenen Sarkofagen begraben liegen. Diese Sarkofage sind höchstens 2 Fuß lange hohle Kegel, deren eine Anzahl wir zerschlugen, um die in Linnen und Schnüre gehüllte Thiermumie zu sehen. Millionenweise liegen diese irdenen Sarggefäße in chaotischer Zerstreuung umher.

Um sieben Uhr Morgens waren unsere Wanderungen vollendet, wir bestiegen wieder die Thiere und ritten am Saume der Wüste hin, während riesige Piramidenruinen zu unserer Linken aufragten.

Neuere Forschung hat über den Bau der Piramiden Interessantes mitgetheilt: eine kleine Piramide war gewöhnlich der Kristallisationskern der großen, die etwa vierzig Fuß Höhe hatte, und der dann allmälig Steinmäntel bis zur Breite von zwanzig Fuß rings angelegt

worden sind. Die Stufen wurden später ausgefüllt und mit flachen Steinen bekleidet, um dem Baue die piramidale Form zu geben.

Da jeder König beim Antritt der Regierung sich sein Grab und über ihm die Piramide zu bauen begann, so war die letztere immer vorerst klein. Die längere Regierungsdauer bedingte auch den Weiterbau, oder eigentlich die Vergrößerung der Piramide, bis sie zu einer Größe gedieh, die wir nach Jahrtausenden noch bewundern und anstaunen.

Die oft wunderlichen Annahmen früherer Jahrhunderte über den Zweck der Piramiden sind oft fantastisch wie diese selbst. Am lächerlichsten war wohl die ebenfalls von Reisenden ausgesprochene Ansicht, daß die Piramiden gebaut worden seien, um den von der Wüste hergewehten Sand von dem fruchtbaren Nilthale abzuhalten.

Wir erinnerten uns an die Idee des ungarischen Kavaliers, der durch seine Liebe für Theaterleitung bekannt war und noch vor drei Dezennien lebte, der entlang dem Kahlengebirge bei Wien eine Anzahl Windmühlen zu erbauen empfahl, damit sich der Wind in ihren Flügeln verfange und die Hauptstadt fortan von seinem Kalkstaub tragenden Einflusse nicht heimgesucht werden könne. —

Nach zwei Stunden erreichten wir das Dorf El-kom-Lesut, das wie alle egyptischen Dörfer auf einer kleinen Anhöhe liegt, die aus unzähligen Thonscherben und im Laufe der Zeiten übereinander gebauten Lehmhütten bestehend, die Geologie veranlaßte, diese Erscheinung für eine neueste Formation zu halten.

Die Bewohner des Dorfes traten aus ihren Behausungen, um unseren kleinen Zug zu betrachten und zwei Frauen kamen uns entgegen, uns in großen Thonschüsseln frische Milch anzubieten.

Wir meinten vor das Dorf hinausgelangt, bei den Piramiden schon angelangt zu sein, wiewohl sie noch genug fern waren; aber sie erschienen uns nicht so gewaltig, als sie sich in unserer Fantasie von Jugend auf emporgebaut hatten. Wir erlebten schon einmal eine solche Erscheinung in der Peterskirche zu Rom, die für den ersten

Moment den Eintretenden nicht überrascht. Wenn man aber langsam vorschreitend zu den kleinen Engeln, welche den Weihbrunn tragen, allmälig gelangt und sie wachsen sieht, bis man vor den Riesen, die Kinder schienen, steht: so muß sich das Auge erst an die Dimensionen gewöhnen und es wird der Kolossalität nur langsam inne.

Zwischen uns und den Piramiden war nur die flache Sandebene, kein Gegenstand ragte empor, um uns zu zeigen, daß die Piramide des Cheobs den Thurm der Stefanskirche in Wien, oder des Münsters in Straßburg in sich aufnehmen könnte, ohne daß die Spitze derselben aus der Piramide hervorragen würde. Ebenso könnte der ganze ungeheure Umfang der Peterskirche in Rom sammt ihrer gewaltig geschwungenen Kuppel in dem Umfange der Piramide ganz eingeschlossen werden. Wir glauben uns zu erinnern, daß ein französischer Architekt es berechnete, wie man mit den Steinen der Cheobs-Piramide eine drei Schuh hohe Mauer um ganz Paris ziehen könnte.

Um zehn Uhr waren wir am Fuße der Piramiden.

Wir waren vom Ritte und der bis zur Verzweiflung starken Sonnenglut sehr ermüdet und suchten in einer Grabhöhle Schatten und Ruhe. Kaum hatten wir uns auf Teppichen gelagert und Kaffee genommen, den Mohammed Omer rasch bereitete, als wir uns von Männern und Knaben, aus der Wüste aufgetaucht, lärmend und drängend umgeben sahen. Alle boten sie ihre Dienste zur Besteigung der Piramiden und Jeder irgend einen antiken Gegenstand: Mumienköpfe, Götterbilder, Gefäße, Steine u. dgl. zum Kaufe an. Sie thaten dieß mit zerbrochenen englischen, französischen, italienischen und arabischen Redensarten, die deutsche Sprache war nur durch ein Individuum vertreten, das immer nur die Worte wiederholte: »Ich brav Mann! klein Bakschiesch!« Sie drängten sich gegenseitig vor und zurück, prügelten sich auch wohl und zankten durcheinander.

Mohammed Omer bedeutete sie, daß wir bis nach Mittag der Ruhe pflegen und dann erst, wenn die eine Seite der Piramide im

Schatten liegen werde, sie ersteigen wollten. Zugleich stellte er unseren Kameeltreiber als Wache vor die Grabhöhle und die Männer und Knaben lagerten sich in der Sonne im Sande hin, so daß wir die Höhle nicht hätten verlassen können, ohne auf sie zu treten. Wir waren förmlich belagert.

Um vier Uhr übergab mich Mohammed Omer vier Arabern, um mich auf die Piramide des Cheobs hinanzuführen, zwei Knaben mit Wasser in irdenen Gefäßen schlossen sich an. Sie ließen sich, troß aller Widerrede nicht hindern, den Gang mitzumachen.

Wenn man genug nahe den Piramiden ist, so verschwindet ihre nur in der Ferne scharf geschnittene piramidale Form. Es ist ein Berg von Steinen, der vor dem Gaste sich emporthürmt. Zwei bis drei Fuß hohe Längenvierecke von gelbem Sandstein bilden die Stufen, welche zur Zeit der Vollendung des Baues, wie noch an der Piramide des Cefren fragmentarisch zu sehen ist, mit glatten Steinplatten bekleidet waren und so erst die Form der Piramide schön vollendeten.

Man muß den Schritt stark spannen, um die Riesentreppe hinan zu gelangen, man erreicht oft nur mit den Zehen die Kante der nächst höheren Stufe und da beginnt denn die impertinente Hilfe der Araber. Zwei von ihnen ergriffen jeder eine meiner Hände und zogen mich empor, während der dritte, um es den beiden leichter zu machen, mir von rücklings einen Schwung gab. Der vierte ging mir voran und ergriff mich bei besonders hohen Stufen noch am Gürtel. So gezerrt, gestoßen, hinaufgerissen, fühlte ich mich gefoltert und machte nach wenigen Minuten Halt, indem ich den Männern befahl, mich allein aufsteigen zu lassen. Darüber zeigten sie sich, wie in ihrem Rechte gekränkt, empört: »Geh, leichtsinniger Frangi! Du wirst es büßen!« Ein zweiter rief: »Der Schwindel wird dich hinunterstürzen!« Unbekümmert um ihr Schreien klimmte ich einige Stufen empor und mußte bei einer die Hände zu Hilfe nehmen, um hinauf zu klettern. Da faßten mich die Männer, ohne mich zu fragen, wie zuvor

und zogen, schleuderten und warfen mich wieder wie einen Waarenballen. Dabei sangen sie ununterbrochen:

»Halla, Halla! Bakschiesch bono!
Bakschiesch bono! Halla, Halla!«

Nachdem ich ein Drittheil der Höhe hinauf gezerrt und geschleudert war, riß ich mich aus den Händen meiner Zerrer und Schleuderer und setzte mich auf eine Stufe, um auszuruhen. Die Männer mir gegenüber. Sie hatten die Köpfe mit einem Tuche umwunden und nur Hemden an. Ihre Leiber waren braun und stämmig, und man konnte merken, daß der Nil ziemlich fern floß und ein Bad nicht zu ihrer Lieblingsbeschäftigung gehörte.

Sie forderten jetzt Geld von mir und als ich sie auf den bedungenen Lohn verwies, den sie, wenn wir wieder hinab gelangt sein würden, zu erhalten hätten, wurden sie heftig und forderten sogleich ihren Lohn, denn sie müßten zurückkehren und mich allein die Spitze erklimmen lassen. Das letztere wäre mir freilich willkommener gewesen, aber es war immerhin bedenklich, allein zu bleiben, denn ihr unausgesetztes Betteln und Schreien verdarb mir jede Stimmung und erfüllte mich mit Erbitterung. Ich ließ sie reden und schreien und nachdem ich ausgeruht hatte, bedeutete ich ihnen mit der Hand, mir voran zu gehen. Ihre Impertinenz wurde immer heftiger und sie erklärten, ich müsse mit ihnen zum Schech, der sich am Fuße der Piramide befinde, um zu hören, daß sie schon jetzt, wenn sie ihn forderten, Anspruch auf den bedungenen Lohn hätten. Statt einer Antwort zog ich meine Pistole aus dem Gürtel und spannte den Hahn. Sie sahen mich verdutzt an; ich erklärte ihnen aber, daß ich die Pistole augenblicklich abbrennen und so meinem Dragoman das mit ihm verabredete Zeichen geben werde, daß er mit dem Schech sogleich erscheine.

Dieser hat die Verpflichtung für die Sicherheit der Reisenden und dafür zu sorgen, daß ihnen von den Begleitern kein Unglimpf widerfahre.

Meine Drohung wirkte und sie schickten sich, als ob nichts vorgefallen wäre, demüthig an, mich wieder anzufassen, indem sie lachend sangen:

»Halla, Halla! Bakschiesch bono!«

Ich blieb stehen und verbot streng, mich anzutasten, und gelangte nunmehr in zwanzig Minuten auf das Plateau der Piramide, das etwa zwölf Schritte im Gevierte hat.

Ich sank vor Aufregung, Sonnenglut und Müdigkeit halb bewußtlos auf die Steine. Die Knaben drängten mir jetzt aus ihren irdenen Krügen Wasser auf, es war fast heiß und lettigen Geschmacks und sah auch, als ich mich damit wusch, so gelb aus, wie wenn Lehm darin aufgelöst wäre. Ein frischer, kalter Trunk wäre eine Glückseligkeit, vielleicht aber auch der Tod gewesen. Ich goß aus meiner kleinen Feldflasche etwas Rhum in das Wasser, um nur den Ekel seines Geschmacks und Anblicks zu überwinden.

Ein erhabenes, von Jugend auf ersehntes Ziel war erreicht, das freudige Bewußtsein desselben aber kam in mir nicht auf, es war eine Todtmüdigkeit in allen Adern und Sehnen. Ich sah nicht in die offenen und weiten Fernen und starrte lange nur auf den Stein, auf dem ich lag.

Endlich ging es vorüber, die Sonne war im Sinken und ich erhob mich, um ein unsterbliches Bild in die Seele zu empfangen.

Die Blicke flogen durch das unermeßliche Nilthal bis zum röthlichen Mokatamgebirge, auf dem sich, aber nur dem bewaffneten Auge sichtbar, die Zitadelle erhob, zu deren Füßen, ein Sklave vor seinem Beherrscher, Cairo im Staube liegt. Der flachufrige Nil, nur wenig von der trockenen gleichfarbigen Fläche unterschieden, liegt wie eine träge, gelbe Schlange in der Sonne.

Im Dufte der Ferne erhebt sich eine Säule und bezeichnet die Stätte von Heliopolis und weit hinter ihr hinaus ist Gosen, das Josef seinen Brüdern zum Wohnsitze anwies.

Wir wendeten uns nach langem Schauen der entgegengesetzten Seite zu. Röthlich gelbe Hügel, nackte Flächen, baum- und strauchlos und hinter den Sandwellen neue kahle Hügel, unendlich hinaus, — es ist die libysche Wüste.

Dort, wo sie sich vom fruchtbaren Boden des Nilthales scharf abschneidet, mitten auf weiter Fläche liegt ein Koloß, es ist das Bild des Königs Sesostris, er liegt an der Stelle, auf der die urälteste Königsstadt der Erde — Memphis lag.

Wir selbst aber stehen auf der Gräberwelt der Königsgeschlechter, die vor vier Jahrtausenden herrschten, aus welcher »der Mosesstab der Wissenschaft die Schatten der uralten Todten hervorruft.«

Vor uns in unmittelbarer Nähe erhebt sich die nur wenig tiefere Piramide des Königs Cefrenes und uns zu Füßen lagert die kolossale Sfynx, halb vom Sande der Wüste vergraben, und anmuthig lächelnd gibt ihr Antlitz noch immer das ungelöste Räthsel auf.

Welche Bilder, welche Erinnerungen! Ueberreste und Szenen, auf denen sich Begebenheiten zutrugen und Kulturen bildeten, von denen die Mythe selbst nichts weiß und die, wenn kein gewaltiges Erdbeben sie verschlingt, keine furchtbare Ueberschwemmung sie wegspült nach Jahrtausenden, noch das Staunen und die Bewunderung aller künftigen Welt wecken werden!

Es war schmerzlich von dieser Höhe zu scheiden, aber die Zeit drängte. Von Stufe zu Stufe springend gelangten wir zurück bis in die Hälfte der Piramide, hier ruhte an dem Eingange in dieselbe in schwarzem Burnus der greise Schech und begrüßte uns in freundlicher Weise.

Neben diesem Eingange ist die hieroglyfische Inschrift angebracht, die Lepsius mit preußischem Patriotismus hier einmeißeln ließ und in der er seinen eigenen Namen den tausenden gesellte, die es nicht lassen können an einem merkwürdigen Monumente sich vandalisch unsterblich zu machen.

Dieser Denkstein ist dem Könige Friedrich Wilhelm IV. gewidmet, »deß Name Sonne und Fels Preußens ist, dem Sohne der Sonne,

die das Vaterland befreite, dem Filopator, dem Landesvater, dem huldreichen Lieblinge der Weisheit und Geschichte, dem Hüter des Rheinstroms, den Deutschland erkoren, dem Lebensspender allezeit.« u. s. w. »Im Jahre 1842.«

Lepsius erfuhr manchen harten Tadel wegen seines Vandalismus in Egypten. Wer aber die Verwahrlosung, die völlige Nichtbeachtung der Monumente in Egypten sieht, wird nur wünschen, daß Männer von so bedeutendem Wissen wie Lepsius, ebenso reich ausgerüstet und unterstützt, um von dem unerschöpflichen Reichthume, Schätze in europäische Museen brächten, um hier Räthsel und Geheimnisse zu lösen und zu entziffern, die in einem anderen Welttheile vor Jahrtausenden sich verschlungen und verhüllt haben.

In Egypten selbst scheint aber der Name Lepsius typisch geworden zu sein. Wo immer ein zerstörter Block, eine zerschmetterte Statue, eine zerbrochene Hieroglyfentafel zerstört durch die Zeit oder Reisende aus älterer Epoche liegt, die Araber nennen den Namen Lepsius.

Die Araber hatten einige Wachskerzen angezündet und wir traten nicht die Wanderung in das Innere der Piramide an, wir fingen an auf dem geglätteten Steinboden eines schmalen und niedrigen Ganges etwas nach abwärts auf dem Bauche liegend zu kriechen. Der Rauch unserer Kerzen, die abgesperrte Luft, die Mühseligkeit der Bewegung machten die Einfahrt in den Grabschacht zu dem Peinlichsten und Anstrengendsten, das ich auf der ganzen Reise erlebt hatte.

Wir waren nach mehreren Minuten in einem ziemlich hohen Grabgewölbe, in welchem der aufgerissene Sarkofag des Königs steht, dessen Namen die Piramide trägt.

Wir eilten, um aus dem dumpfen Raume wieder herauszugelangen und wurden vom Schech eingeladen, neben ihm auf dem Teppich auszuruhen; er ließ uns durch seinen Negersklaven einen Tschibuk und in einer hölzernen Schale einen mit Essig gemischten Rosinenaufguß reichen.

Nachdem wir uns ausgeruht hatten, reichte ich ihm fünfzig Piaster, etwa fünf Gulden, den von Mohammed Omer mit ihm bedungenen Lohn. Dieß war der Betrag für ihn und seine Leute; sie aber fingen nun an in unverschämtester Weise noch Bakschiesch zu verlangen. Die Summe, sagten sie, behalte der Schech ganz und sie müßten von mir besonders belohnt werden. Sie versperrten mir den Weg, faßten mich wohl auch an den Armen, bis ich ihnen erklärte, kein Geld mehr bei mir zu haben, was auch wirklich der Fall war. Mohammed Omer hatte es mir, nebst meiner Uhr und meinem Siegelringe aus Vorsicht abgenommen. Ich erinnerte mich an meine treffliche Freundin, Ida Pfeiffer, welcher die Beduinen, während des Ersteigens der Piramide, ohne daß sie es merkte, die Ringe vom Finger streiften.

Unter dem heftigsten Schreien und Zanken meiner nackten Eskorte, aus der jeder Einzelne mir zu beweisen suchte, daß er mir die besten Dienste geleistet, kam ich zur Grabhöhle zurück, wo mich ein kleines Mahl erwartete.

Mohammed Omer schenkte meinen Drängern einige Silbermünzen, welche sie verächtlich mir zu Füßen warfen. Mit der Weise der Araber schon vertraut, steckte ich sie ruhig ein und dankte ihnen für die Großmuth, mit der sie mir ihre Dienste leisteten. Sie entfernten sich trotzig, um nach einer kleinen Weile wiederzukehren und um die Silbermünzen zu bitten. Um sie scherzhaft zu strafen, warf ich ihnen jetzt ebenso viele Kupfermünzen hin.

Ich werde nie die Ausrufe der Verachtung vergessen, die sie bei dem Anblicke ausstießen. Ich beobachtete nicht ohne Behagen ihren Zorn und ihren Schmerz, bis ich sie endlich bedeutete, daß ich ihnen die Silbermünzen geben wolle, jedoch nur unter der Bedingung, daß sie sich augenblicklich dann entfernen.

»Yes, Milord!« — »Oui, Monsieur!« — »Si, Eccellenza!« riefen sie durcheinander und gingen, indem sie mein Kleid am Saume ergriffen und küßten.

Eine ebenso schlimme Horde kam jetzt heran mit allerlei Alterthümern, um sie mir zum Kaufe anzubieten. Mohammed Omer warnte mich vor den meisten Gegenständen, indem sie übrigens sehr täuschend nachgeahmte moderne Fabrikate waren.

Aber Araber, die Geld wollen, abweisen, ist eines der beschwerlichsten, wenn nicht völlig unmöglichen Dinge. Ich hieß die Antikenhändler warten und befahl unsere Thiere zu satteln.

Das Kameel kniete, ich schwang mich auf den Sattel und ritt davon. Die Araber folgten uns eine lange Strecke nebenher laufend und ihre Waaren anbietend. Vergebens hieb Mohammed Omer mit seiner Peitsche zwischen sie. Sie liefen auseinander und wieder heran, bis ich ihnen einige Münzen zuwarf, um die sie sich zu balgen anfingen. Ich benützte den Moment und trieb das Kameel zu scharfem Trabe an.

Wehe einem ungeübten Reiter, wenn er solche Kühnheit wagt; ihm wird unter den heftigsten Stößen die Seele aus allen Gliedern geschleudert. Der wochenlange Ritt über die Felsen und Klüfte des Libanon kam mir zu Statten und mein Leib, wie meine Seele waren gerettet.

Wir hatten Eile, um noch vor Nacht in Cairo zu sein und so lagen bald die Piramiden weit hinter uns; sie fingen in der untergegangenen Sonne wie Gletscher zu glühen an. Riesige Bergkristalle, violetroth leuchtend, hoben sie sich aus der dunklen Ebene hervor.

Trotz unserer Eile waren wir erst bei eingebrochener Dunkelheit an den Nil gelangt und es brauchte ziemlich lang, bis wir uns mit unseren Thieren in eine Barke gebracht und jenseits wieder ausgeschifft hatten.

Man sollte meinen, daß in einer Stadt, wo die Glut des Tages so drückend ist, das Leben der Bewohner, wie dieß schon im südlichen Italien der Fall ist, Nachts erst recht aufathme.

Nur auf der Esbekieh in Cairo ist dieß der Fall, sonst sind alle Plätze und Straßen der hunderttausendarmigen, vielzüngigen Weltstadt des Nachts von einer erschreckenden Oede und Einsamkeit.

Es war erst neun Uhr Abends, als wir vom Nil durch Altcairo in die neue Stadt bis zur Esbekieh ritten. Die Straßen waren meist stockfinster, einzelne durch eine Oellampe vor einem Viktualienladen, natürlich kaum erhellt. Vor den Buden saßen einzelne Menschen rauchend, und im Gegensatze zu dem stets lärmenden Gespräche der Araber verhielten sie sich sehr still. Dann ging es wieder durch Straßen, in denen wir ganze Rudel von kleinen gelben Wolfshunden aufjagten, die zu bellen anfingen und uns bis zur nächsten Straße verfolgten, wo sie ihre Genossen durch ein abscheuliches Geheule ablösten.

Dieß war die Musik, die arabischen Lieder, die Ständchen, mit denen sich die europäische Fantasie gerne eine orientalische Nacht ausschmückt.

Erst in Cairo selbst begegneten uns wieder einzelne Menschen, die ihren Weg durch Laternen aus weißem, eingeölten Papiere beleuchteten.

Dann starrten uns die lichtlosen Häuser und Paläste an, in denen und auf deren Terrassen vielleicht das frischeste Leben, der ganzen Welt unsichtbar, Freudenfeste beging, oder auch der Schmerz bei sterbenden Menschen rang in der trostlos stummen Nacht.

Erst um 11 Uhr, nachdem wir vierzehn Stunden zu Kameele gesessen, die Piramide bestiegen und die Glut der Augustsonne auf uns haben niederregnen lassen, erreichten wir das Hotel.

Wüstenszene.

Meer und Wüste. — Wirkung auf die Fantasie. — Sonnenuntergang. — Nachtlager. — Bilder und Stimmen. — Aufbruch.

Die in allen gebildeten Sprachen übliche metaforische Bezeichnung der Wüste als Wüstenmeer ist uralt.

Meer und Wüste haben das Grenzenlose, das Urwelt-Wilde, das Erbarmenlose, das Unerschöpfliche, Erhabene, Vernichtende gemein! Der Sturm jagt den Sand zu immer neuen Hügelwellen zusammen, um sie wieder zu zerstieben. Wie der Meeresgrund eine Pflanzenwelt birgt, so die Wüste ihre Oasen. Thierungeheuer sind, wie in der See, auch in der Wüste heimisch. See und Wüste sind im Sturme am Erhabendsten. Damit auch der Wiederglanz des Himmels wie in der See nicht fehle, hat die Wüste ihre Luftspiegelungen.

Doch ist die Wüste das ewig Todte und das Meer das ewig Lebendige. Aus den Gewässern stieg die Welt empor, in der Wüste ist ihr Untergang sichtbar. Aus dem Wasser beginnt, mit dem Staube endet alles Dasein. Erst Bewegung, dann Ruhe ist das Leben, Meer und Wüste sind seine ungeheueren Symbole.

Ebenso gemeinsam und entgegengesetzt sind die Wirkungen, welche das Meer und welche die Wüste auf ihre Anwohner ausübt.

Den scharfen Blick in die Ferne haben Beide gemein. Dagegen bildet sich der Gehörsinn, der in der stillen Wüste nach Allem lauscht, schärfer aus. Zur See wird auch der anders Gläubige ein Anhänger des moslemitischen Fatum's. Seefahrer und Wüstenbewohner ver-

kehren häufiger mit den Sternen und beobachten sie genauer, als die Menschen des Festlandes. Nur das für die Reise mitgenommene Wasser können Beide trinken; wenn der Speisevorrath zur See zu Ende geht, nähren den Piloten noch Fische, der Wüstenwanderer muß verhungern.

Der Seefahrer trotzt dem Sturme, er refft die Segel ein, er lenkt das Steuer und vertraut der Kraft der Ruder, er ist muthig und setzt der elementarischen Gewalt die des Geistes und der körperlichen Kraft entgegen. Wenn die Gefahr am Höchsten geht, hißt er Nothsignale auf und wirft sich endlich in die Flut, sie kann ihn zu einem glücklichen Strande tragen.

Der Wüstenwanderer, wenn der Samum erwacht, kann keinen Widerstand leisten; er muß sich mit dem Angesicht auf den Sand niederwerfen und ohnmächtig und thatenlos die elementare Gewalt über sich hinfahren hören, die ihn vielleicht unter Sandhügeln begräbt. Er kann sich dem über ihn verhängten Schicksale nicht entgegensetzen, sich ihm nicht entziehen.

Anders und völlig verschieden ist die Wirkung auf die Fantasie.

Zur See wird sie scheinbar begränzt, in der Wüste unendlich. Dort bemächtigt sie sich der Bewegung der Wellen und zieht mit ihnen, aber immer nur bis zum sichtbaren Horizont. Die Farbenspiegelungen der See, die ein wahres Riesenchamäleon ist, spielen ihr fort und fort einen Zauber vor. Dabei aber fesselt sie die materielle Arbeit des Schiffes, die Geschäfte des Fahrens fort und fort.

Die Wüste bietet dem Wanderer am Tage den ewig gleichen Himmel und nur des Nachts die Sterne. Träge und fast arbeitlos trägt ihn das Kameel. Der Weg ist ein einförmiger, kahler, todter, nichts fesselt die Aufmerksamkeit mehr, wenn der erste und zweite Tag der Wüstenreise vorüber gegangen ist. Die Fantasie gaukelt dem Wüstenwanderer zumeist Ströme und Quellen vor, die grünsten Fluren und duftigsten Gärten tauchen empor. Es ist etwas Erhitztes in den Träumen des Wüstenreisenden, seine Fantasie muß wie ein

Zauberlehrling dem alten Meister fort und fort aus aller belebten Welt Bilder und Gestalten herbeitragen.

Die Wüste gewährt keinen fröhlichen Lebensgenuß, sie ist aszetisch wie das Christenthum und weist nach den Sternen, hinter denen erst das wahre Leben beginnen soll.

Die Wüste ist das öde, todte Reich der Ewigkeit und die Piramiden, diese Riesenmonumente der Faraonen-Gräber, sind die ungeheuren Pforten zu ihm.

Die Wüste macht den kulturgefangenen Menschen frei und mit der Erhabenheit, die schweigend über ihr thront, zieht wieder ein Hauch des Naturzustandes durch seine Seele und zugleich eine unaussprechliche Wehmuth der menschlichen Ohnmacht.

Wer die Augen schließt und mit den Liden fester zupreßt, der wird bald in der Finsterniß Lichtarabesken, Räder, Punkte, gekreuzte Stickereien und dergleichen Fantasmagorien bemerken. Es dauert so lange, als das vom Auge eingesogene Licht innen ausstrahlt. Die Wüste schließt das Auge für alle frischen Farben der Welt und alle von der Seele früher magnetisch eingesogenen Szenen, Bilder und Gestalten spielen lichthaft und zauberisch in ihr fort.

Lieder und Bauwerke des Arabers sind, weil seine Fantasie völlig anders angeregt wird, als die des Abendländers, für uns daher fantastisch, unverständlich, ironisch grotesk. Erst als die arabische Wüstenfantasie mit dem abendländischen abgemäßigten Sinne auf der pyrenäischen Halbinsel eine geheimnißvolle Hochzeit feierte, entstanden die wunderbarsten Gesänge und Baudenkmale, die voll Mystik und Klarheit, voll Symbolik und Natürlichkeit, mit ihren fantastischen Löwenbrunnen und tausend Säulenwäldern uns in ein sprachloses Entzücken versetzen!

Und so bewährt sich auch hier des Meisters Wort:

»Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen!«

Wie sehr auch die Fantasie eines abendländischen Menschen durch Bücher und Bilder sich bereichern mag; er wird, wenn er den Orient betritt, sich demüthig bekennen müssen, vielfach verzerrte Bilder, häufig völlig unrichtige Anschauungen in sich empfangen zu haben.

Keine interessantere Szene, als ein Nachtlager in der Wüste!

Der von der Sonnenglut sichtbar zitternde Aether senkt und hebt seine elastischen Wellen über unserem Haupte. Ein weißes Tuch über den grauen Pilgerhut so gelegt, daß seine Zipfel an beiden Schläfen, als schützende Lichtschirme niederhängen, wehrt einem Sonnenstich und hält das Haupt kühl, wenn dieser Ausdruck überhaupt in der tropischen Hitze gebraucht werden kann. Das Kameel, dessen hölzerner Sattel mit einem Teppich belegt ist, trägt uns hoch und zwingt den Reiter bei jedem Schritte fast im rechten Winkel sich nach vorwärts zu beugen. Vor und rückwärts ziehen andere Reiter, die Führer und Treiber der Karawane in zerschlissener, aber durch Form und Farben malerischer Tracht, gehen zu Fuß. Jeder Reiter zieht allein, ein Gespräch ist nicht leicht zu führen und die heftige Glut der Sonne stumpft wohl auch die Lust dazu ab. Die Glocken der Kameele begleiten zuweilen den melancholisch aufschreienden näselnd gurgelnden Gesang eines einzelnen Kameeltreibers, der die Lust zu singen bei seinen Genossen weckt, daß bald ein abscheulich rhytmischer Chor anhebt, der nach Pausen einer Minute aufschreiend immer wieder von Neuem beginnt, um in eintönige tremolirende Klage zu enden.

Die Glut, die Müdigkeit, der Gesang, die Langeweile schläfern die Sinne ein und der Reisende läuft Gefahr einzuschlafen und wenn auch nur in Sand, doch von einer immerhin gefährlichen Höhe zu stürzen.

Während der bis zur Unerträglichkeit gesteigerten Mittagsglut ruht die Karawane aus. Die Reisenden lagern sich im Schatten der Thiere, oder spannen einen weißlinnenen Sonnenschirm über sich auf.

Um drei Uhr bricht die Karawane, die vor Sonnenaufgang auszog, wieder auf.

Die Sonne ist im Neigen und verschwindet nach Stunden endlich hinter Sandhügeln, ihr Widerglanz färbt die Wüste, der gelbe Sand der Flächen und Hügel wird röthliches Gold. Der Himmel ist eine Riesenkuppel aus ineinander zerfließenden blauen, meergrünen und gelben Edelsteinen und es ist ein Leuchten in der Wüste, das in der Seele zugleich Staunen, Schauer und Entzücken weckt.

Mit dem Sonnenuntergange ist auch das Ziel der Reise für den heutigen Tag erreicht. Die Kameele, welche die Zelte tragen, sind mit ihren Führern vorangeeilt. Etwa zwanzig Schritte von einander entfernt schlagen diese Pflöcke ein, dann stellen sie in der Mitte von je vier eine Stange auf und befestigen das meist gestreifte Zelttuch mit Schnüren.

Nahe den Zelten brennt von spärlichen Reisbündeln und getrocknetem Kameelmist ein flackerndes Feuer, über demselben steht ein mächtiger Kessel, in welchem sorgfältig gespartes Wasser brodelt.

Allmälig ist die ganze Karawane angelangt. Die Kameele knieen und nachdem die Reiter abgestiegen sind, werden ihnen die Sättel abgenommen und sie erhalten eine für das mächtige Thier auffallend karge Atzung. Dann werden sie nicht ferne den Zelten durch einen langen Strick am Fuße an Pflöcke gebunden.

In den Zelten wird der Sattel des Reisenden und der Sand mit einem Teppich bedeckt, sein Gepäcke und seine Waffen zur Seite gelegt. An der Zeltsäule ist eine lange papierene Laterne befestigt. Der Koch der Karawane bringt dem Reisenden eine Tasse Kaffee, Limonade und den Tschibuk, er erholt sich gewöhnlich liegend von der Anstrengung des Tages, bis ihm die mittlerweile bereiteten Speisen aufgetragen werden: Reis in Milch gekocht, ein Huhn, Datteln u. dgl. Aber es fehlt der frische Trunk, wenn auch rother Wein aus Frankreich den Müden erfrischt. Cognac in Wasser gegossen ist vorzuziehen.

Es ist Nacht geworden, der Reisende tritt vor das Zelt. Aus dem schwarzen Himmel flackern in der dünnen Luft, greifbar fast, die großen Sterne herab. Er erinnert sich an die Heimat, an die Seinen, welche jetzt vielleicht zu denselben Sternen emporblicken. Wenn sie ihn jetzt sehen könnten in den Einsamkeiten der Wüste, wie würden sie für ihn zittern und bangen. Er aber fühlt sich wohl und gesund und des errungenen Glückes froh, ein »Sohn des Weges«, ein Unverlorener in der Wüste zu sein. Ein Wunsch erfüllt ihn nur: wenn sie, die Theil an ihm nehmen, mit ihm sein könnten, um all' den wehmüthigen Zauber, die abenteuernden glücklichen Gefühle mit ihm durchzuträumen.

Wie thut die Kühle der Nacht so wohl!

Die Kameele lagern schon, die Führer und Diener erfreuen sich noch am Mahle, sie schwätzen, wie Araber immer, ohne Unterlaß; sie sind geborne Erzähler, wie es geborne Dichter gibt. Die Lichter in den Laternen der Zelte werfen rothe Schimmer und Schatten in die Wüste. Das flackernde Feuer unter dem Kessel hält die Schakale und die Tiger ferne.

Der Reisende zieht sich wieder in's Zelt zurück und streckt, den Sattel zum Kissen, seine schwermüden Glieder aus. Noch ist sein Blut, das einen Tag lang in der Glut der Sonne gesiedet hat, nicht beruhigt, es bleibt ihm der Schlaf fern und doch ist es nur ein Traumwachen, das er lebt. Die geschwätzigen Araber sind endlich stumm geworden; dafür erwachen die Stimmen der Wüste. Ein fernes Brüllen, wie ein Gewitter stark, verkündet den Gang des Königs der Wüste. Die Hyäne hält plötzlich in ihrem Weinen inne. Dann rauscht es durch die Lüfte, es ist der Geier, der erschrocken auffliegt und den zürnenden Löwen vorübergehen sieht.

Der Reisende wird geweckt, ihm kommt vor, eben erst entschlafen zu sein, so müde, so wenig erquickt fühlt er sich. Vor dem Zelte ist Alles in Bewegung. Noch ist das Feuer im Niederbrennen und beleuchtet die fantastische Szene. Am Himmel sind noch die Sterne, am fernen Horizonte beginnt es zu dämmern.

Die Zelte werden abgebrochen, die Stangen mit dem Tuche umwunden und den Kameelen aufgeladen; anderen die Kochgeräthschaften, Waaren und Gepäcke der Reisenden. Da und dort kniet ein Moslem auf seinem Gebetteppich und beugt sich, das Antlitz gegen Osten gewendet, die Stirne an den Boden legend. Die Glocken der Kameele läuten, als wären sie der Ruf des Muezzim, der die Andächtigen zum Gebete mahnt.

Die Karawane bricht auf, noch lange, wenn der Reisende zurückblickt, funkelt das erlöschende Feuer des Lagerplatzes. Bald wird es erloschen sein, ein Leuchten eine Weile noch aufsteigen und — vergehen, wie der Mensch aus dem Dasein, dessen Spuren der Wind verweht in der Wüste des Lebens.

Die Karawane zieht noch eine Stunde bei Sternenglanz, dann verschwindet er und plötzlich fast, ohne dämmernden Uebergang, ist es heller voller Tag und der Gast der Wüste hofft, er werde ihm so günstig, wie der frühere sein und er werde endlich jenseits des Wüstenozeans glücklich landen.

Der Rabbi und der Löwe.

Während des einsamen Reitens durch die Wüste, wo die Fantasie gerne mit heitern Bildern der Vergangenheit verkehrt, am liebsten mit Bäumen und Schatten, mit Thau und Quellen, da tauchte ein Märchen in mir empor, das in der Wüste spielt durch die wir eben zogen und das uns in einer grünen, rebenvollen, schatten- und wasserreichen Landschaft erzählt worden ist.

Es war zu Hebron. Ich saß mit dem frommen Rabbi der Gemeinde auf der hohen Terrasse seines Hauses.

Wir konnten, wenn wir aufblickten, die blank funkelnde Kuppel der Moschee sehen, die über der Doppelhöhle Machpelah gebaut ist, in welcher die Patriarchen ruhen. Höher über ihr empor, auf dem Bergkamme die Ruinen, waren, ehe sie das wurden, der Palast des Königs David. Die Stadt selbst dehnte sich lang gestreckt im Thale, das mit Olivenbäumen und Weinpflanzungen einen lieblichen Anblick gewährt. Weit draußen ragte aus den üppigen Pflanzungen ein einzelner Baum so mächtig hervor, daß er die Aufmerksamkeit unwillkürlich fesselte. Er war wie König Saul, der alles Volk um eines Kopfes Länge überragte. Unter ihm lagerte der Patriarch und empfing die Boten, die ihm den Untergang Sodoma's und Gomorha's und die glückliche Zukunft seines Hauses verkündeten.

Wenn sich unser Auge nach links wendete, sahen wir das Grabmal Isaias auf einem Hügel, und noch weiter hin und unendlich weit hinaus funkelte in der untergehenden Sonne die rothgoldene Wüste.

Welche Szene! welche Gestalten und Gruppen auf ihr, heraufbeschworen durch eine durch die Bibel angeregte Fantasie!

Die Frau des Rabbi, ein blondes Weib aus Polen, brachte uns in Zucker eingekochte Trauben auf einer silbernen Tasse; von jenen Trauben, die noch heut zu Tag die Länge von zwei Schuh, deren Beeren die Größe von kleinen Taubeneiern erreichen, und nicht zweifeln lassen, daß die Kundschafter, wenn auch nicht ihrer außerordentlichen Schwere wegen, eine solche Traube auf einem Stabe tragen mußten, um sie wohlerhalten dem Volke zu bringen, damit sie Zeugniß von der Fruchtbarkeit des Landes gebe.

Solche Trauben und die Granatäpfel Paläst'na's waren wohl geeignet, von profetischen Dichtern als Symbole der Fruchtbarkeit genannt und von den poetischen Baumeistern häufig aus Stein gemeißelt an Palästen angebracht zu werden.

Als wir von den Trauben genommen hatten, reichte uns die Hausfrau trefflichen Kaffee in jenen kleinen silbernen Becherchen, wie sie im Morgenlande üblich sind, und endlich den Tschibuk, indem sie die rechte Hand an Herz und Stirne grüßend legte; welche schöne Sitte des Morgenlandes sie angenommen hatte.

Der Rabbi erzählte mir von dem Leben der Gegenwart in Hebron, von seinen Träumen und Hoffnungen auf den Meschiach, der nunmehr bald kommen müsse, denn es treffen manche Zeichen in der Welt schon ein.

Ich hörte fast nur die Laute seiner Reden, denn meine Augen sahen dem glorreichen Schauspiele zu, das der Sonnenuntergang immer im Morgenlande bietet. Die rothen Lichter und die breiten, violetten Schatten, die sich schärfer zeichnenden Umrisse der Gebirge und der Bäume, die weißglühende Scheibe der Sonne selbst ist das schönste Wunder des wunderreichen Orients; sie sind der Zauber, der sich

als unsterbliche Erinnerung um die Seele legt für alle künftigen Lebenstage.

Endlich war es vorüber mit all' dem Glanze, und ohne daß es hinüberdämmerte — Nacht. Eine Nacht im Oriente, aus der die Sterne näher und größer flackern; sie hängen zu freudigem Staunen zwischen den Palmenblättern, Lichtguirlanden, die ein Gott hinzieht, um ein ewiges Fest zu begehen. Ein sanfter Wind erhob sich und wiegte die Palmen und Lichter.

Mein redseliger Gastfreund erzählte mir folgende schöne Legende:

»Es sind seit der Zeit hundert und zwölf Jahre verflossen, daß die sefardische Gemeinde in Jerusalem einen Meschulach, einen Sendboten, nach Mizraim schickte, um für die armen Glaubensbrüder in der heiligen Stadt Almosen zu sammeln.

Es wurde der frömmste und wohlredendste Rabbi gewählt, um die Herzen der Brüder zu rühren und zu bewegen.

In Hebron schloß er sich einer Karawane an, die eben durch die Wüste nach Suez zu ziehen bereit war. Weil aber der Zug durch die Wüste zwölf bis vierzehn Tage dauert, und also ein Sabbat dazwischen liegt, so bedingte der fromme Rabbi mit dem Schech der Karawane, daß sie am heiligen Tage ruhe. Der Schech nahm das Handgeld darauf und sie zogen, sich dem Schutze Gottes empfehlend, in das heiße Sandmeer.

Als am Freitage die Sonne dem Untergange nahe war, und der Schech nach wiederholter Aufforderung des Rabbi nicht Halt machte und endlich erklärte, ohne Rast weiter zu ziehen; fühlte der fromme Rabbi den tiefsten Schmerz, da ihm nichts übrig blieb, als den Sabbat zu entweihen und die Reise mit der Karawane fortzusetzen, oder sich von ihr loszutrennen und allein den Schrecken und Gefahren der Wüste preiszugeben.

Er aber dachte so: »Wenn ich allein durch die Wüste ziehe, so ist es möglich, daß ich das Leben einbüße; wenn ich aber den Sabbat

entweihe, so ist es sicher, daß ich meinen Antheil am künftigen Leben verliere.«

Es waren noch andere Gedanken und Bilder, die ihm vorschwebten: er sah Daniel in der Löwengrube, der sich lieber in sie werfen ließ, als nicht zu seinem Gotte zu beten. Er sah den Profeten Elischu am Bache Cherith, dem die Raben Fleisch und Brot brachten, der vierzig Tage verlassen in eben derselben Sandwüste herumirrte, um nicht dem abgöttischen König Achab zu huldigen.

Unser frommer Rabbi stieg vom Maulthiere, nahm sein kleines Gepäcke herab und ließ die Karawane ziehen, deren Männer ihn als einen Unsinnigen theils verlachten, theils als einen Verlorenen bemitleideten.

Die Sonne neigte sich schon, wie eine im Schmelzen begriffene silberne Scheibe, dem Horizonte zu. Der Rabbi wendete sich dem Osten zu und betete, dann nahm er aus seinem Gepäcke etwas Wein und Brot zu »Kidusch« und verzehrte sein kärgliches Mahl und sang dann heilige und heitere Lieder, um den Sabbat zu ehren.

Welcher Schreck aber ergriff ihn, als er plötzlich nicht ferne von sich einen gewaltigen Löwen sah. Er hielt sich für verloren! Als aber der Löwe nicht näher kam und sich lagernd mit treuherzigen Augen den Rabbi ansah, da dachte dieser wieder an die Löwen, die Daniel in der Grube umgaben, und speiste weiter und sang Lieder zum Lobe des Herrn! Dem Löwen schienen die Melodien zu gefallen, denn seine Augen wurden immer milder, bis sie sich schlossen und das mächtige Thier entschlafen war.

Die Sterne funkelten bereits über die Wüste, der fromme Rabbi verrichtete das übliche Gebet vor dem Schlafengehen und sank in den Sand der Wüste.

Als er mit Sonnenaufgang erwachte und sein Blick umherschaute, da sah er seinen Gesellschafter noch in derselben Lage wie Abends zuvor und wieder blickte das Thier ihn treuherzigen Auges an und den Rabbi überkam der Glaube, daß es sein Wächter sei. Er brachte den

Sabbat unter inbrünstigen Gebeten und frommen Gesängen zu und fühlte kaum die Glut der Sonnenstrahlen und trank, im Vertrauen auf Gottes Schutz, den letzten Rest seines Weines und aß den letzten Bissen seines Brotes.

Wieder sank die Sonne hinter die heißen Sandhügel der Wüste. Der fromme Rabbi nahm betend Abschied von den beiden unsichtbaren Engeln, die jeden Juden von Sabbat-Eintritt bis Sabbat-Ausgang begleiten, und zündete das Hafdalahlicht an und roch zu den Gewürzen, damit der Wohlduft des Sabbat ihm noch verbleibe und ihn stärke.

Jetzt erhob sich der Löwe, der den Tag über immer ruhig lagerte, wedelte wie ein Hund freundlich mit seinem Schweife, leckte die Hand des Rabbi mit seiner Zunge und legte sich zu seinen Füßen nieder, als wollte er ihn auffordern seinen Rücken zu besteigen. Der fromme Rabbi verstand die Geberde, ordnete rasch sein Gepäcke, legte es auf den Rücken des Löwen und schwang sich dann selbst auf denselben.

Der mächtige Löwe trabte die ganze kühle Nacht hindurch durch die Wüste mit seinem Reiter, dem es war, als ob er sich auf einem weichen Divan wiegte, während er die prächtigen langen Mähnen des königlichen Thieres wie goldene Zügel in seinen Händen hielt. Zuweilen jagte ein Tiger mit seiner Beute an ihnen vorüber, oder sie sahen einen Löwen eine blutende Gazelle verzehren. In der Ferne weinten Hyänen und der emporsteigende Mond warf gespensterhafte Schatten.

Als der Morgen anbrach, hatte der fromme Rabbi auf seinem Löwenhengste die Karawane erreicht, die eben ihre Zelte abbrach, und Kameele und Maulthiere sattelte. Alle staunten den Reiter und sein Thier an, das sich wie ein Kameel auf die Kniee niedersenkte und den Reiter bequem herabsteigen ließ. Dann erhob sich der Löwe brüllend, und mit geschwungenem Schweife und fliegenden Mähnen jagte er in die Wüste hinaus und war bald den Augen der Karawane entschwunden.

Alle hielten den Rabbi nun für einen gottgeliebten Mann. Der untreue Schech bat ihn, nicht zu zürnen und den Fluch des Himmels nicht auf seine Treulosigkeit herab zu erflehen. Alle aber nannten fortan den frommen Rabbi: Ariel, den göttlichen, d. h. ihm von Gott gesendeten Löwen.

Noch heut zu Tage blüht die sehr angesehene Familie Ariel zu Hebron, abstammend von dem Rabbi, der so fromm war und so wunderbar gerettet wurde.

Die Rose von Jericho.

Du Rose in der Wüste,
Von keinem Thau geküßte,
Von jedem Strahl versehrt,
Im heißen Sand geboren
Und ungegrüßt verloren,
Mir bist du lieb und werth!

Tags schmachtest du im Strahle,
Nachts singen die Schakale
In Schlaf dich, armes Kind!
Bei solchen wilden, grimmen,
Entsetzenvollen Stimmen
Wiegt dich der Wüste Wind.

Ich steige vom Kameele,
Dich mit der schönen Seele
Heb' ich empor zu mir.
Du wirst den wundervollen,
Geheimen Glanz entrollen,
Bin ich allein mit dir. —

Die Karawane rastet,
Die Thiere ruh'n entlastet,
Es nickt des Führers Haupt;
Es zuckt in seinen Mienen,
Weil er mit Beduinen,
Im Traum, sich kämpfend glaubt.

Nach altem Wüstenbrauche
Noch reicht aus einem Schlauche
Ein Sklav mir Wasser dar.
Im weißen Mondenscheine,
Der Schwarze scheint mir eine
Gestalt der Höllenschaar.

Als ich mich satt getrunken,
In einen Becher tunken
Hieß ich die Rose ihn.
Ein Wunder hat begeben
Sich mit der Rose Leben,
Als drauf der Morgen schien:
Entrollt die rothen Blätter,
Als ob ein Zauberwetter
Nachts durch die Wüste ging.
Ein Duften und ein Glänzen,
Wie von erstandnen Lenzen,
Durch einen Magierring.

Der Stämme dacht' ich sinnend,
Die ihren Zug beginnend,
Fort aus Mizraims Schmach
Durch diese Wüste kamen,
Besitz vom Lande nahmen,
Das ihnen Gott versprach.

Wann wird er sie vereinen?
Dürr und vertrocknet scheinen
Der Stämme Blätter auch;
Doch tief in ihrem Marke,
Da lebt der ewig starke,
Der Auferstehungshauch.

Suez.

Die Durchstechung der Landenge. — Geschichtliches. — Die Fahrt. — Das rothe Meer. — Mosequellen. — Durchwatung. — Luftspiegelung. — Biblische Erinnerungen. — Heuschreckenregen. — Die zehn Plagen Egyptens.

Die Vorbereitungen zur Eisenbahn von Cairo bis Suez wurden bereits getroffen, die Schienen geschmiedet, die das mittelländische Meer mit dem rothen vereinigen sollten. Wie gewaltiger ist die neue Zeit gegen die symbolisch-romantische Hochzeit des Dogen mit dem Meere. Die neue Zeit verbindet für ewig zwei Meere, allerdings nicht durch einen Goldring, aber eisern wie sie ist, durch eiserne Ringe.

Es war die höchste Zeit für uns, wenn wir den Weg nach Suez noch so zurücklegen wollten, wie vor Jahrtausenden die sich aus der Sklaverei befreienden Juden; wenn wir, wie sie, die Landenge noch undurchstochen sehen wollten. Schon spannte sich der Telegraf über die Sandflächen der Wüste und man bediente sich als eines rascheren Uebergangs zwischen Kameelritt und Eisenbahnfahrt, eines bequemen Wagens, vor welchen alle zwei Stunden andere vier Pferde gespannt wurden.

Die Fahrt ging durch endlose Flächen und Hügel von Sand. Kein Baum, kein Strauch, an dem sich das Auge erfreuen könnte, aufwirbelnde Staubwolken und über uns die Glut der egyptischen Augustsonne machten sie eben zu keiner angenehmen. Wir bezahlten den Gedanken am Gestade des rothen Meeres zu stehen, durch

unsägliche Qual, in die uns die Glut des Himmels und die Quellenlosigkeit der Wüste versetzten.

In Cairo und Alexandrien war die Durchstechung der Landenge das unvermeidliche Gespräch. Archäologen und Kaufleute, Nazional-Oekonomen und Kameeltreiber, Regierungsbeamte und Postagenten, Alle begannen oder endeten jedes Gespräch, das man mit ihnen anknüpfte, mit Suez.

Die Idee, die Landenge zu durchstechen, ist nicht neu. Schon König Ramses II., der Sesostris der Griechen, der 1400 Jahre vor Christi Geburt herrschte, zog einen Kanal vom Nil ab durch Gosen, an dessen äußersten Punkten er, nach dem Berichte der Bibel, die Städte Pithom und Ramses durch den Frohndienst der Israeliten gründete. Der Farao Stecho II. wagte später, 700 Jahre vor Christi Geburt, den kühnen Versuch, den Nil mit dem rothen Meere durch einen Kanal zu verbinden; 120,000 Menschen sollen bei dieser Arbeit durch härtesten Frohndienst ihr Leben eingebüßt haben. Wieder 200 Jahre später, beiläufig 500 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, nahm nach dem Berichte Diodors Darius Hystaspes das lebhaft begonnene Unternehmen wieder auf, weil ihm von sachkundigen Männern vorgestellt wurde, daß das rothe Meer höher als der Boden von Egypten liege und zu befürchten stehe, daß der Kanal den Fruchtboden des Landes mit salzigem Meerwasser überschwemmen würde. Herodot, der um das Jahr 462 vor Christi Geburt Egypten bereiste, erzählt, er habe den Kanal vollendet gesehen, er bezeichnet ihn als vier Tagreisen lange und sobreit, daß zwei größere Schiffe neben einander fahren konnten. Ptolomäus II., Philadelphus, der um 285 vor christlicher Zeitrechnung die Herrschaft antrat, stellte den Kanal, der das mittelländische mit dem rothen Meere verband, wieder her und ließ in demselben Schleußenwerke anbringen, welche die Schifffahrt erleichterten. In der Nähe des heutigen Suez legte er einen Hafen an, dem er zu Ehren seiner Schwester Arsinoe diesen Namen gab. Nicht fern entstand eine zweite Stadt, die Kleopatris genannt wurde. Der Kanal, der den

arabisch-indischen Handel zu fördern den Zweck hatte, scheint denselben nicht erfüllt zu haben, und man ließ ihn allmälig versinken und versumpfen. Als die Königin Kleopatra nach der 31 Jahre vor Christi Geburt geschlagenen Schlacht von Aktium ihre Schätze nach dem rothen Meere bringen wollte, versanken die mit denselben beladenen Schiffe. Als Egypten unter Augustus eine Provinz des römischen Reiches wurde und sein Präfekt Aelius Gallus, um den Heereszug nach Arabien beginnen zu können, eine Flotte baute, benützte er den Nil und den Kanal zur Herschwemmung des nöthigen Holzes. Erst Kaiser Trajan unternahm es, aber wie es scheint, nur um den Verkehr und die Fruchtbarkeit des Landes zu steigern, den Kanal wieder herzustellen. Der letzte Versuch, den immer wieder in Verfall gerathenen Wasserweg herzustellen, wurde erst 638 nach Christi Geburt von des Kalifen Omar Statthalter Amru versucht. Eine Hungersnoth in den heiligen Städten Arabiens gab hiezu Veranlassung. Es mußten mit Korn und sonstigen Nahrungsmitteln beladene Kameelzüge geordnet werden, die aber nur langsam und mit großer Beschwerde ihr Ziel erreichen konnten. Der Kanal machte eine minder kostspielige und eine raschere Hilfe möglich. Der Kanal wurde noch 129 Jahre darauf benützt, bis der Kalif Mohammed-al-Mansur im Jahre 767 die Verschüttung desselben befahl, um einem in den heiligen Städten ausgebrochenen Aufruhr die Zufuhr von Lebensmitteln abzuschneiden. Die Egypter waren zu dem Zerstörungswerke um so rascher bereit, als der Kanal die Früchte des Landes entführte und sie selbst dadurch nicht selten in Theuerung geriethen.

Im Mittelalter tauchte die Erinnerung an den Riesenbau, angeregt durch Reisende, die seine Ruinen sahen, immer wieder auf, ohne daß an die Wiederherstellung jemals ernstlich gedacht worden wäre.

Erst im vorigen Jahrhundert griff der moderne Cäsar den Gedanken, den Kanal wieder herzustellen und Egypten dadurch eine Weltstellung, dem Welthandel aber den größten Vortheil zu bringen, wieder auf. Er selbst ging, von Ingenieuren und Wasserbau-Meistern

begleitet, im Jahre 1798 nach Suez und fand der Erste die Spuren des Kanals bei Suez, die er fünf Stunden weit in's Land hinein verfolgte. Ein Jahr darauf suchte und fand er die Spuren des Kanals am andern Ende bei Belbeys. Der Ingenieur Lepère erhielt von Napoleon und vollzog den Auftrag, eine Denkschrift über die Möglichkeit und Art und Weise der Ausführbarkeit des kolossalen Baues zu entwerfen. So außerordentlich die in dieser Denkschrift niedergelegten Resultate sind, so wurde sie doch Veranlassung den Irrthum der ältesten Zeiten zu wiederholen; indem sie, auf nicht strenge Messungen der französischen Ingenieure gestützt, angab, daß der Spiegel des Golfs zu Suez 9·908 Meter höher sei, als die Meeresfläche im pelusischen Golfe, der nur 16 Meilen entfernt liegt. Lepère schlug vor, den Kanal nur für Barken auszugraben und ihn, wie in der alten Zeit zu Bubastus am Nil zu speisen; ein Nebenarm sollte Cairo mit dem Hauptkanale verbinden. Der Gedanke, durch Durchschneidung der Landenge einen Senkkanal selbst für Kriegsschiffe herzustellen, war nicht ausgeschlossen. Die Kosten einer solchen Wiederherstellung waren auf 30 Millionen Franken berechnet. Die Welt ging mittlerweile ihren großen Gang und als Lepère im Jahre 1801 dem ersten Konsul die Denkschrift überreichte, war Egypten bereits an den Sultan gegeben und Napoleon äußerte: »Die Sache ist groß. Man veröffentliche ein Memoire und zwinge den Türken in der Ausführung dieses Projektes sein Interesse und seinen Ruhm zu finden.«

Mehmed Ali, den sie den Napoleon des Orients nannten, nahm den Gedanken wieder auf, aber es erwachte die Besorgniß, daß das egyptische Wassernetz durchrissen, das Innere des Landes fremden Einflüssen zugänglich gemacht werden könnte.

Nun aber wurde die Verbindung der beiden Meere von England in's Auge gefaßt. Brittische Offiziere unternahmen das Nivellement des Isthmus und stellten, im Gegensatze der französischen Untersuchung den Grundsatz auf, daß beide Meere im Gleichgewichte stehen. Gleichzeitig wurde von der ostindischen Kompagnie die Durchforschung

des rothen Meeres unternommen. Die Interessen des Handels, der Nazionalökonomie, der Zivilisation wurden hervorgehoben und die Wichtigkeit der Durchstechung der Landenge immer anschaulicher.

Im Jahre 1843 veranlaßte der Fürst Metternich den Vizekönig von Egypten die Nivellementsfrage wieder näher untersuchen zu lassen. Die Ingenieure Negrelli, ein Oesterreicher, Stephenson, ein Engländer, Talabot, ein Franzose, gingen an die Lösung der gestellten Aufgabe. Sie erklärten im Jahre 1847, daß der arabische Meerbusen, wenn es nicht Flutzeit ist, in gleicher Höhe mit dem Spiegel des mittelländischen Meeres stehe.

Die Anschauung und Ueberzeugung der gelehrten Fachmänner wurde sehr unerwartet in eine zweifache gespalten. Linant-Bey, Stephenson und Negrelli schlugen die Herstellung eines Bosporus, Talabot einen Nilkanal vor, der, das Delta durchschneidend, in Alexandrien münden sollte.

Sieben Jahre später griff Lesseps den Plan wieder auf. Er ließ einen Aufruf an alle gebildeten Nazionen ergehen, ihre gelehrtesten Ingenieure zu einem Kongresse nach Egypten zu schicken, um vorerst wenigstens wissenschaftlich die Frage endgiltig zu entscheiden. Die Kommission trat am 30. Oktober 1855 an Ort und Stelle zusammen und war aus acht Mitgliedern zusammengesetzt: Conrad, Lesseps, Lieussou, Linant-Bey, Mak-Clean, Mougel-Bey, Renaud und Negrelli; ihnen schlossen sich die Mitglieder der französischen Akademie der Wissenschaften an: Barthelemy und St. Hilaire.

Das Resultat dieser letzten Forschung und der genauesten Messung ist ein mathematisch sicheres und wenn das eifersüchtige England aufhört, Hindernisse in den Weg zu legen, wird das Werk gelingen, vorausgesetzt, daß die veranschlagten Kosten von 162,000,000 Fr. durch Aktien gesichert werden.

Die seit dem internazionalen Kongresse der Gelehrten vorgekommenen Geschehnisse sind im frischen Gedächtnisse. — —

Wir sind an eines der dreizehn Posthäuser, hinter deren jedem ein zierlicher Telegrafen-Thurm aufgebaut ist, angelangt, die Pferde werden nach einigem Aufenthalte gewechselt und wir jagen wieder durch die Fläche weiter, auf einem geebneten Wege, den rechts und links niedere Dämme einschließen, um den Flugsand abzuhalten, der den Fahrweg bald bedecken würde. Nur der halbe Weg von Cairo gegen Suez ist makadamisirt. Auf dem Wege fallen uns die zahllosen, schwarzen Feuersteine, mitunter rothe Jaspisstücke, gelblicher Chalzedon, vor Allem aber bedeutend große versteinerte Holzstämme auf, wie wir sie im versteinerten Walde bei Cairo gesehen haben.

Wenn wir nach rechts hinaussahen, so begränzte ein mäßiges, immer mehr abfallendes Gebirge den Horizont; zur Linken waren nur Sandhügel sichtbar.

Nach stundenlanger Fahrt gelangten wir an einen Platz, wo sehr zahlreiches grünes Strauchwerk aus dem Sande hervorwuchs. Niemals im Leben erquickte uns das Grün der Pflanze so sehr als hier. Eine Karawane lagerte in dem kurzen Schatten der niederen Gesträuche. Männer in bunten Gewändern, nur um die Lenden bekleidete Neger, schlanke tief braune Beduinen genossen der Ruhe; die Kameele fraßen hoch emporgeschossene Disteln, die rothe und blaue Blüten trugen.

Bei Dar el Beida liegen die Ruinen eines befestigt gewesenen weiten Palastes, den Abbas Pascha, der frühere Vizekönig von Egypten mit ungeheueren Kosten bauen ließ. Kein Baum, kein Grashalm, kein Quell ist Stundenweit zu finden und Niemand begriff die Fantasie des modernen Farao, der mitten in einer öden Wüstenei sich einen Palast gründen wollte. Kaum starb er, so wurde der Bau eingestellt und liegt jetzt in Ruinen.

Gegen Abend kamen wir beim Fort Agerud vorüber, wo sich ein tiefer Bitterwasser-Brunnen befindet; bald darauf erreichten wir Bir Suez, mit zwei Brunnen, von Sandsteinen quadratisch eingefaßt und von vier Thürmen umgeben. Das Wasser ist wegen seiner Bitterkeit nur für Kameele trinkbar.

Wir erblickten endlich nach dreizehnstündiger Fahrt, in der wir 18 deutsche Meilen zurückgelegt haben, Suez und den Spiegel des rothen Meeres.

Suez stellt sich nach europäischer Anschauung als ein ausgedehntes, elendes Dorf dar, nur am Meere sind einige größere Häuser hingebaut, darunter ein Hotel, in welchem der Reisende — nach vorangegangener Wüstenfahrt — sich genug behaglich fühlt. Die Sehnsucht aber, durch einen Trunk frischen Wassers sich zu erquicken, wird nicht erfüllt. Man holt ziemlich fern der Stadt das Trinkwasser, aber es schmeckt etwas salzig und ist immer lau.

Es war tiefe Nacht, wir wandelten auf dem Dache des Hauses und hörten dem Branden und Rauschen des rothen Meeres zu, das wir nicht sehen konnten und von dem uns ein frischer starker Hauch entgegenwehte. Ueber uns glänzten groß und flackernd die Sterne. Die Gedanken verloren sich in die uralten Zeiten, da hier Mose und sein Volk lagerten, während »das Meer hinwegfuhr durch einen starken Ostwind die ganze Nacht.«

Noch heut zu Tage erwacht nach Sonnenuntergang der Ostwind und treibt die See, so daß es am Morgen Ebbe ist. Wir bestellten Kameele, um vor Sonnenaufgang die Ebbe zu benützen, und etwa eine Viertelstunde nördlich von Suez ritten wir durch den Meeresarm. Das Wasser reichte den Kameelen an manchen Stellen nur über die Knöcheln, an anderen bis ans Kniee, niemals höher, an zwei Stellen gingen sie auch fast trocken. Die Breite des Merresarmes beträgt nach Niebuhr 3450 Fuß. Der Anblick, den das Meer gewährte, erinnerte uns an den der Lagunen in Venedig, wenn man zur Zeit der Ebbe vom Markusthurme in sie hinausblickt. Nach 20 Minuten hatten wir die östliche Seite des Meeres erreicht und waren in eben so viel Zeit in Suez wieder zurückgelangt, »und das Meer kam wieder vor Morgens in seinen Strom.« Es begann die Flut.

Die biblische Erzählung weiset, indem sie ausdrücklich den Ostwind als Hervorbringer der starken Ebbe nennt, nur auf eine täglich noch jetzt sich begebende Erscheinung und durchaus auf kein Wunder hin. Anders ist es mit dem Untergange Faraos, welcher uns, durch kein gewöhnliches Naturereigniß hervorgerufen, von der Schrift erzählt wird: »Und Mirjam, die Profetin, nahm eine Pauke in ihre Hand und alle Weiber folgten ihr nach, hinaus mit Pauken und Reigen und Mirjam sang ihnen vor: Lasset uns dem Herrn singen, denn er hat eine herrliche That gethan, Mann und Roß hat er in's Meer gestürzt.«

Wir badeten im Meere, was uns jedoch nicht, wie in anderen Meeren, in denen man auf weichen Sand tritt, erfreute, hier machen zahllose Muscheln und Korallen das Gehen unbequem, zuweilen selbst schmerzlich.

Nach eingenommenem Frühstück fuhren wir über das Meer in einer Segelbarke nach Ain Musa, welches wir bei günstigstem Winde nach einer starken Stunde erreichten. Der Steuermann machte uns auf eine, wie er sich ausdrückte, Lufterscheinung aufmerksam, auf einen säulenartigen feurigen Schatten, den wir jedoch nicht erkennen konnten. Niebuhr erzählt am Seegestade einen Araber gesehen zu haben, der zu Kameel sitzend, wie eine Kirche groß und in der Luft zu reiten schien. Ein neuerer Reisender, Tischendorf, berichtet, wie ihm ebenfalls, nach Ain Musa fahrend, sein jenseits des Meerarmes auf einem Hügel aufgeschlagenes weißes Zelt in der klaren Luft als eine riesige Piramide plötzlich erschienen sei.

Ain Musa, was Mosequelle heißt, sind eigentlich acht Quellen. Einige Palmen beschatten sie, ihr Wasser ist wohlschmeckender als jedes andere in Suez. Die Benennung nach dem großen Befreier und Gesetzgeber seines Volkes ist nicht bis in die ältesten Zeiten nachweislich; doch ist es mehr als zweifelhaft, daß die Israeliten aus diesen Quellen tranken, wenn sie auch nicht jene sind, die, wie ein Reisender des 15. Jahrhunderts behauptet, früher bitter waren und durch Mose in süße umgewandelt worden sind.

Außer den Palmen befinden sich noch einige von Europäern gepflanzte Gärten in der Nähe der Quellen, die trefflich gedeihen und das Auge mitten in der Wüste wunderbar erfrischen.

Am folgenden Tage reisten wir nach Cairo zurück. Die trostlose Einsamkeit der an sich öden durch Sandstaub und Sonnenglut unerträglichen Reise wurde durch eine seltene Naturerscheinung unterbrochen und für uns merkwürdig:

Gegen 9 Uhr Morgens fing aus der Wüste her der Himmel sich zu verdunkeln an, es zog eine weit ausgedehnte grauschwarze Wolkenmasse heran. Wir befanden uns bald von ihr bedeckt und es fing Heuschrecken zu regnen an. Bald befanden wir uns in einem Wolkenbruche und die Flächen bedeckten sich mit den Thieren so dicht, daß der Boden selbst unsichtbar wurde und zu wimmeln begann. Es war wie ein See mit grünlichen Wellen, den der Wind bewegt.

Die Araber waren über diese in manchen Jahren vorkommende Erscheinung nicht erstaunt, wohl aber über den Umstand, daß die Heuschrecken dießmal zu einer Zeit in das Nilthal kamen, wo alle Felder entgrünt und keine Nahrungsstoffe für die gefräßigen, durch den langen Zug in der Wüste ausgehungerten Thiere zu finden waren.

Der Regen dauerte drei Stunden fort, bis sich die Thiere an die Erde niedergelassen hatten, während einzelne Gruppen, gleich unseren Kranichzügen, noch am Himmel sichtbar waren.

Lepsius beobachtete eine gleiche Erscheinung, die er mit einem grünen Schneefalle vergleicht, im März 1843, sie dauerte sechs Tage und Nächte ununterbrochen fort und war der Schreck des ganzen Nilthales. Die Araber zündeten Feuer auf den Feldern an, erhoben einen großen Lärm, schlugen mit Steinen an einander, nichts half, die Thiere blieben liegen und vernichteten die Hoffnungen der Felder.

Merkwürdig ist die Spürung dieser Thierchen, welche wie die Störche dem Süden, der Vegetazion zufliegen, indem sie sich von

irgend einer abgegrasten Oase erheben und über die Wüste weg die Thäler finden, wo frische Nahrung für sie zu finden ist.

Hammer-Purgstall bemerkte in seinen Reiseerinnerungen, indem er über die von Mose dem Lande Mizraim hervorgerufenen Plagen spricht, »daß sich seitdem alle diese Plagen dort als einheimisch erhalten und von Zeit zu Zeit als Zeichen des Herrn wiederkehren.«

Schwärme von Fliegen bedecken das Land; die Gewänder der Reisenden scheinen schwarz von ihnen und auf den Augen der Kinder sitzt statt der Wimpern ein Kreis von Fliegen, die sich gar nicht vertreiben lassen. Ein erbarmenswürdiger, eckelhafter Anblick. Noch heut zu Tage verschließen die Reichen die Fenster ihrer Speisesäle und stellen die Dienerschaar mit Pfauenwedeln an; alle Speisen sind von Fliegen bedeckt. Sie stehlen sich hinter die Schleier der Frauen und die Gaze-Vorhänge der Betten, sie kriechen sich ein und rauben den Schlaf. Noch läßt der zurücktretende Nil ein Heer von Fröschen und Kröten zurück. Der Wind aus der Wüste bringt noch jetzt Heuschreckenwolken ins Nilthal getragen, die den Himmel verdunkeln und die grüne Saat verzehren. Aus dem Staube entwickelt sich eckles Ungeziefer. Oft wenn der Nil die gehörige Höhe nicht erreicht, schlägt Hungersnoth das Land und wenn er nach heftigen Regengüssen im oberen Afrika die röthliche Erde der Berge abspült und daher strömt, scheint er blutige Wogen zu wälzen. Wenn die Ueberschwemmung den höchsten Punkt erreicht, sind die Bewohner mit dem gewöhnlichen Nilausschlage und Augengeschwüren heimgesucht. Außer den gewöhnlichen Sonnenfinsternissen und der Verdunkelung durch Heuschreckenwolken, verfinstert nicht selten der Samum den Horizont mit Dunst und Staub. Schrecklich endlich straft der Todesengel das Land mit der Geißel Gottes: der Pest, keiner Erstgeburt weder der Menschen noch der Thiere schonend.

Alexandrien.

Gründung. — Zwei Alexandrinische Bibliotheken. — Inschrift. — Beschneidungsfeste. — Wer sie bezahlt. — Ein schwarzes Regiment. — Die katholische Kirche. — Ein indischer Derwisch. — Zipresse und Lilie. — Alexanders Grab.

Die Ueberlandpost von Bombay wurde erwartet und wir eilten nach Alexandrien zurück, um mit dem österreichischen Lloyddampfer, der das Paquet für Europa übernimmt, dahin zurückzukehren.

Die Eisenbahn nach Alexandrien führt die Reisenden nur jeden zweiten Tag, eben so die nach Cairo. Wer durch einen — Irrthum der Kassiere im Geschäftsdrange nicht betrogen werden will, halte ja sicher den Fahrpreis bereit; jedes Geldwechseln ist von Nachtheil, wie wir selbst erfahren mußten.

Nach 9 Stunden, von denen 3 für den Aufenthalt am Nil abzuziehen kommen, erreichten wir wieder die alte Alexanderstadt.

Wer nicht wegen Handelsgeschäften, oder aus Familienrücksichten sich in Alexandrien aufhält, wird bald den Genuß an dieser Stadt erschöpft haben, zumal wenn man sie früher schon einmal und noch die bedeutendsten Städte des Morgenlandes gesehen hat.

Wenn man die Schicksale der alten Städte Egyptens betrachtet, so erscheint das von Alexandrien ein glückliches. Wenn die moderne Stadt auch nicht mehr als 3 $^1/_2$ deutsche Meilen im Umfange mißt und 600.000 Einwohner zählt, so ist sie doch für den Welthandel eine der einflußreichsten. Als Nebenbuhlerin von Tyrus, von Alexander dem Großen im Jahre 331 an der Stelle der kleinen griechischen

Kolonie Rakotis gegründet, hat sie die phönizische Stadt wirklich besiegt und überlebt. So verbraucht es ist, das Bild vom Phönix, nirgendwo stellt es sich der Fantasie des Beschauers so lebhaft dar, als in Alexandrien, wenn auch die Pracht der Tempel und der Paläste bis auf ihre Ruinen verschwunden ist.

Die neue Stadt ist auf dem sieben Stadien langen Damme erbaut, der ehemals das Festland mit der kleinen Insel Pharos verband, in deren Nähe auf einer isolirten Klippe der berühmte Leuchtthurm stand; jenes Wunder von den sieben des Alterthumes, das von Sostrates auf Knidos von weißem Marmor erbaut wurde und die für die damaligen Zeiten ungeheure Summe von 3 Millionen Silbergulden in Anspruch nahm.

Immer, wenn an den Untergang der alexandrinischen Bibliothek erinnert wird, scheint nur von einer die Rede zu sein, während es deren zwei gab, die zu verschiedenen Zeiten vernichtet wurden. Eine derselben gehörte dem Museum, die andere dem Tempel des Serapis; die erstere wurde während des Krieges mit Julius Cäsar verbrannt, die des Serapion unter dem Kalifen Omar, welcher der Sage nach 4000 Bäder mit den Manuskripten heizen ließ. Aber nicht ihm allein ist dieser Vandalismus aufzubürden; er fand nur mehr den freilich noch großen Rest von Büchern vor, dessen größerer Theil schon unter Theodosius von den Christen bei Erstürmung des Serapion vernichtet worden war.

Wie gerne sind wir bereit solche Thaten als vandalische und in unseren gebildeten Zeiten als unmögliche zu bezeichnen. Und haben wir es nicht selbst erlebt, daß in einer der größten deutschen Städte vom Belagerer die ersten Bomben auf die Bibliothekshallen geschleudert worden sind?

Welche »Heilkraft der Seele« ist für alle Ewigkeit durch die Vernichtung der Alexandrinischen 600.000 Manuskripte verloren gegangen!

Wir erinnern uns der Inschrift einer im Jahre 1771 erbauten Bibliothek in Constantinopel, welche in einem Lande, wo die Weiber weder lesen noch schreiben können, von eigenthümlichem Interesse ist: »Das Streben nach Wissenschaft ist Pflicht für jeden Rechtgläubigen und jede Rechtgläubige.«

Wir sahen bald die sogenannten Nadeln und Bäder der Kleopatra, nicht fern die uralten Katakomben, die Pompejussäule, ritten des Abends zwischen dem kühlenden Kanale und den eleganten Landhäusern hin und sahen den Palast des Vizekönigs. Noch waren die Spuren der Feste an abgerissenen Festons, da und dort hängen gebliebenen bunten Lampen bemerkbar, die der Vizekönig zu Ehren der Beschneidung seines Sohnes, den der Sultan zum Pascha ernannte, gegeben hatte.

Die Gesellschaft in Alexandrien sprach von der Geschmacklosigkeit dieser Feste, deren Langeweile sie mit durchgenießen mußte. Ihr ebenbürtig an Größe waren die Kosten, die sie verursacht haben, man sprach von 4—5,000.000 Fr., welche natürlich zur Hälfte denen zu Gute kamen, die mit dem Arrangement betraut waren. Um eine so ungeheure Summe, die zur Kultur des Landes verwendet, die segenreichsten Erfolge herbeiführen könnte, aufzubringen, wurden den Beamten, selbst den Aerzten, deren einer uns diese Mittheilung machte, von ihrem Gehalte nicht unbedeutende Prozente abgezogen.

Zwischen der Pompejussäule und dem Palaste, der übrigens nur einem weitläufigen, von einem Garten umgebenen Landhause ähnlich ist, genossen wir eines höchst interessanten Anblicks: wir sahen das aus 800 Negern bestehende Leibregiment des Vizekönigs exerzieren. Sie waren mit weißen, durch einen Gürtel festgehaltenen Beinkleidern und einer weißen Jacke aus Baumwollstoff angethan, den Kopf bedeckte ein rother Feß. Vom Gürtel hing ein leichter krummer Säbel. Die Gestalten, fast alle hoch und schlank, vollführten die Evolutionen mit großer Gewandtheit und Genauigkeit. Der Oberst, ganz so wie die gemeinen Soldaten gekleidet und nur durch einen

türkischen Orden in Brillanten ausgezeichnet, saß auf einem, mit Sammt und Silber schön gezäumten Pferde, von mehreren ebenfalls berittenen Soldaten umgeben.

Wir kamen schon gegen Ende des Exerziziums. Die Reihen und Kolonnen lösten sich auf, die Soldaten formten aus ihren Gewehren Piramiden und fingen unter vieler Lustigkeit in größern und kleinern Gruppen Voltigirübungen an. Wir erinnerten uns nicht, jemals ein ganzes Regiment Soldaten so heiter, und wie es schien, glücklich gesehen zu haben.

Auf unseren Wanderungen durch die Stadt kamen wir auch zu der auf einem offenen baumbeschatteten Platze erbauten katholischen Kirche. Sie ist in einfachen schönen Dimensionen, leider aber aus egyptischem Sandsteine hergestellt, der nach kurzer Dauer verwittert und jeden Bau bald zu einer Ruine macht. Das Innere, in welchem eben die Geburt der österreichischen Prinzessin Gisella mit Gebet und Orgelklang begrüßt wurde, zeigt hohe lichte Räume und bringt den Eindruck hervor, wie etwa die Kirche einer größeren Landstadt. Es zeigt von keiner bedeutenden Fantasie des Baumeisters, daß er in der Heimat der urältesten Baudenkmäler nichts zu schaffen verstand, was diesen, wenn vielleicht durch beschränkte Geldmittel ausgeschlossen, doch an Geist und Charakter, wenn auch nur entfernt, ähnlich geworden wäre.

Am angenehmsten waren die Fahrten durch den Hafen, die Seebäder vor Sonnenaufgang und das Verweilen am Seegestade gegen Abend.

Bei dem Besuche der Katakomben begegnete mir eine schöne Erscheinung: Ein indischer Derwisch kniete auf einem Felsen des Ufers und betete, der untergehenden Sonne zugewendet. Als ich aus den Katakomben zurückkehrte, wandelte er am Gestade des Meeres.

Ich knüpfte mit ihm ein Gespräch an, das ich gerne fortsetzte, als er über die Vergangenheit Alexandriens und über die Gräber und Ruinen Manches mitzutheilen wußte. Am meisten überraschte mich seine

Frage, ob ich schon das Grab des Königs »Iskender, des zweigehörnten Profeten« besucht habe? Als ich ihm dieß verneinte und ihn bat mich dahin zu führen, zeigte er mir in der Nähe des Thores, das zur Pompejussäule führt, einen Aufwurf, der einem Grabe ähnlich sehen mochte. Der Sarkofag selbst, erzählte er mir, sei von den Engländern weggenommen worden. Augenscheinlich meinte er den, welcher sich in einer Moschee Alexandriens befand und für den Sarg Alexander des Großen galt. Jetzt im brittischen Museum aufgestellt, hat seine hieroglyfische Inschrift klar herausgestellt, daß es der Sarg des Farao Amyrtäus ist.

Ich hatte noch mehrere Zusammenkünfte mit dem Derwische, der über Welt und Menschen eigenthümliche Anschauungen aussprach, die mir wie die Gedanken und die Weisheit des gegenwärtigen egyptischen Volkes erschienen. Jede seiner Mittheilungen schloß er mit dem schönen Spruche: »Ich rede, Allah denkt!« Dabei strich er seinen langen schwarzen Bart und schaute zutraulich aus großen schwarzen Augen, die in seinem aszetisch aussehenden Antlitze das feuerige Leben waren.

Als wir an einem Leichenhofe vorüber kamen, auf welchem, wie unsere Pappeln, hohe Zipressen emporragten, sagte er:

»Dieß ist der Baum der Freiheit. Er senkt keinen seiner Zweige zu Boden, alle streben sie hinan zum Himmel.

Unter den Blumen ist die Lilie die der Freiheit, denn sie ist weiß und ohne Makel, frei von aller irdischen Befleckung, frei von aller sinnlichen Anhänglichkeit an Farben.

Reinigkeit von sinnlichen Begierden, Verzicht auf irdische Güter gewähren allein die wahre Freiheit, die in ihrer ganzen Vollkommenheit nur im Grabe gefunden wird.

Die Zipresse schattet drum gerne auf Gräbern, und die Lilie blüht heiter auf ihnen!«

Seinen Erzählungen verdanke ich einigen Stoff zu den nachfolgenden Sagen von Alexander dem Großen, die ich, am kühlenden Seegestade wandelnd, auf der Erde des alten Landes Mizraim zu formen versuchte.

Alexandersagen.

Unsterblichkeit und Mythe. — Der Zweigehörnte. — Teufel und Profet. — Traum von sieben Sachen. — Prinzessin Rosenstängel. — Indischer Schöpfungsglaube. — Ein Gräber-Eremit. — Alexander im Talmud. — Der Todtenkopf. — Arabisches Werk ebräisch erhalten. — Der Trank der Unsterblichkeit. — Das Todesgespenst. — Eisen die Erde, Gold der Himmel. — Alexander's Mutter. — Todtenklage. — Leichenfeier.

Unsterblich werden in Wahrheit nur jene Heroen der Menschheit, deren sich die Fantasie eines ganzen Volkes bemächtigt.

Das Gedächtniß der Geschichte trägt wohl die Namen und Thaten gewaltiger Geister selbst in kommende Jahrtausende hinein; aber die Begeisterung und die Liebe der Nachwelt gewinnen nur jene Gestalten, die neben ihrem Heroenthume durch den Glanz und Zauber ihrer Persönlichkeit, durch ein großes tragisches Geschick, durch einen schönen oder die Welt erschütternden Tod die Fantasie der Mitwelt gewaltig aufregen und die Lieder der Dichter wecken.

Fast nur der Tragische ist der unsterbliche Held und jener, um den die Sternennebel der Mythe sich legen. Weiter bringt es kein Mensch auf Erden als mythisch zu werden.

Nicht die Geschichte, nur die Dichtung allein kann gewähren, was die Sehnsucht der größten und edelsten Geister ist. Das fühlte der antike Heros, dem die folgenden Blätter gewidmet sind, tief innerst, als er in die Klage ausbrach, daß kein Homeros lebe, um seine Thaten zu besingen.

Der moderne Cäsar selbst ist durch sein Sterben auf St. Helena wahrlich ewiger, als durch seine prosaische Ruhestätte im Dome der — Invaliden. Napoleon unter Invaliden! Ist das nicht eine Entseelung aller poetischen Anschauung, der prosaische Epilog der modernen größeren Iliade? Wie anders der wunderbare Glanz, wenn man ihn als den am Felsen im weiten Ozean angeketteten Titanen denkt, dem der Geier an der Seele frißt.

Hekales und Perseus, König Artus und der serbische Marco Kraljewitsch, Nimrod und Sardanapal, Semiramis und Libussa, wie wenig weiß die Geschichte von ihnen, die Fantasie ihres Volkes, dieser mächtigste unter den Poeten hat sie mythisch gemacht und zu Halbgöttern erhoben.

Die neuere Zeit gräbt fleißig die hieroglyfische Geschichte der altegyptischen Königsgeschlechter aus; wir lesen in Jahrtausende zurück und so seltsam fremd uns die alten Faraonenaugen angaffen, unsere Fantasie und Theilnahme regt nur der abenteuernde Sesostris an, der mit Dämonenkräften Ungeheures vollbringt, der durch den Zauber seines Geistes die vielen Könige schlägt und betroffen schweigt, als Einer von ihnen, der an seinem Siegeswagen ziehen muß, plötzlich inne hält und die Räder betrachtend sagt: »So ist das Glück! Noch gestern König auf der Höhe der rollenden Welt, lieg ich heute zermalmt unter ihr. Sesostris, es rollt dein Glück jetzt oben.«

Alexander von Mazedonien, wiewohl selbst von abendländischen Geschichtschreibern mit geistvoll poetischen Zügen dargestellt, gilt ihr denn doch nur als ein mächtiger Heerführer und Eroberer. Er ahnte nicht, als er sich nach einem Homer, der ihn unsterblich im Gesange mache, sehnte, daß eine größere, die allen Völkern des Morgenlandes mächtiger innewohnende Fantasie ihn verklären werde.

Dem Abendlande ist er nur eine markig große Persönlichkeit in der Weltgeschichte, dem Morgenlande eine ewige, glänzende Gestalt der Mythe.

Als er selbst sich als Sohn des Jupiter Amon erklärte, mochte Etwas von ewigem Heroenthume durch Anregung der Volksfantasie durch seine Seele gehn.

Alexander, im Oriente Iskender, führt den Beinamen der »Zweigehörnte«, entweder weil er die ganze Welt, wie mit zwei Hörnern umfaßte, oder weil die beiden von seiner Stirne emporschießenden Strahlenbündel wie Lichthörner, die die Welt profetenhaft erleuchten, emporragen.

Iskender wurde unter der Constellation der Gestirne Venus und Jupiter geboren, daher ihm von den Astrologen die Weltherrschaft vorausgesagt wurde, denn Macht und Schönheit, Herrschaft und Liebe erobern die Welt.

Der weltweise Aristoteles war sein Lehrer. Zuweilen aber erschienen hinter seinem Rücken die bösen und die guten Geister, um den Knaben zu bethören oder zu belehren. Einen solchen Besuch wollen wir in den nachfolgenden Versen schildern:

Teufel und Profet.

Zu Alexander, dem Prinzlein schon
Andrängten sich mancherlei Räthe;
Rieth Jeder, wenn er auf dem Thron,
Wie er regieren thäte.

Bald schlich bei Hof ein Profet sich ein,
Bald kam der Teufel gefahren
Mit Bildern, Sprüchen, Gaukelei'n
In bunterlei Talaren.

Als Bärentreiber kam er einmal
Das Prinzlein zu belehren,
Zur Pfeife ließ er im goldenen Saal
Schön tanzen einen Bären.

Das Prinzlein klatscht in die Hände froh.
»Wird einst dich die Krone zieren,
Thu' auch mit deinem Volke so,
Dann wirst du glücklich regieren.

Erst brich dem Volk die Zähne aus,
Dann den Maulkorb vorgehangen,
So führst du sicher im Feld und zu Haus
An der Kette den wilden Rangen.«

Ein Profet kam wieder ein andermal,
Ihn belehrend zu erfreuen,
Und führte an einem Haar in den Saal
Einen gewaltigen Leuen.

»Nimm Prinzlein du des Anblicks wahr:
Durch Güte und durch Milde
Leicht führst du das Volk an einem Haar,
Die Kette zerreißt das wilde.«

Zum Helden wuchs das Prinzlein heran.
Zum großen Potentaten;
Doch schien er dem mehr zugethan
Was der Bärentreiber gerathen.

Iskenders Sieg über Darius, der im Oriente Dara heißt, ist bekannt. Er ordnete dem Könige ein glänzendes Leichenfest, bei dem er die persischen Feldherren Makar und Mahiar hinrichten ließ, weil sie nach seiner Ueberzeugung sich schlecht geschlagen, wenn auch ihm dadurch den leichteren Sieg bereitet hatten.

Auf seinem Zuge an den Tigris und den Oxus träumte ihm von sieben Schlangen, sieben Perlen, sieben Rosen, sieben Lichtern, sieben Strömen, sieben Bergen und einem siebenköpfigen Drachen.

Sein weiser Lehrer forschte im Traumbuche Jussuf's und erklärte den Traum in folgender Weise:

»Die sieben Schlangen sind sieben schlaue Feldherren, welche du durch List besiegen wirst. Die sieben Perlen sind sieben Königreiche, die du mit ihren Schätzen, den sieben Rosen, erobern wirst. Die sieben Lichter sind die sieben Weisen der Welt; siebenfach strömt der Nil ins Meer und auf sieben Bergen thront die Hauptstadt der Welt. Mit den sieben Weisen wirst du Verkehr haben und auf ihren Rath an der Mündung des Nils und des Bosporus die Städte Alexandrien und Byzanz gründen. Der siebenköpfige Drache bedeutet die sieben wildesten Völker der Erde, welche du bezwingen und durch deine Herrschaft im Zaume halten wirst: Gog und Magog, die Bewohner des Atlas, die Bewohner des Kaukasus, die Beduinen der arabischen und die der nubischen Wüsten und die Dschinnen, oder die Dämonen.«

In Sistan ließ er durch Aristoteles um die Tochter des Königs Ardschasp werben. Als ihm dieser die Tochter, welche Rosenstängel hieß, abschlug, belagerte er den König in seiner Hauptstadt und suchte zugleich durch galantes Thun das Herz der Prinzessin zu rühren.

Er ließ gegenüber dem Palaste, den die Prinzessin bewohnte, rosenrothe Zelte auf grünen Zeltstangen errichten, um so auf den Namen der Prinzessin Rosenstängel anzuspielen.

Das Losungswort seines Heeres war der Prinzessin Name.

Bei Sonnenauf- und Niedergang warf Iskender zahllose Rubinen aus, als Symbole seiner blutigen, aus Sehnsucht geweinten Thränen.

Während seine Soldaten Felsen gegen die Stadtmauern schleuderten, schoß er selbst mit goldenen Pfeilen Liebesbriefe an die Prinzessin gegen ihren Palast.

Die Prinzessin antwortete in nicht minder galanter Art: sie las gerührt die Liebesbriefe und steckte die goldenen Pfeile in ihr reiches schönes Haar. Darüber trug sie auf Iskenders Beinamen anspielend, einen diamantenen zweigehörnten Mond.

Seit dieser Zeit ist es Mode in den Haremen Pfeile und Monde in den Haaren zu tragen, als Symbole von Liebesbriefen und — Hörnern.

Nach langer Belagerung ergab sich die Stadt und das Herz der Prinzessin. Die Schilderung der Hochzeitsfeierlichkeiten füllt viele Seiten des persischen Gedichtes »Iskendername«, welches die Thaten des Helden, wie die Dichter des Mittelalters die Thaten Karls des Großen und seiner Paladine besingt.

Um seiner jungen Frau den glänzendsten Brautschmuck zu gewinnen, läßt das genannte Gedicht unseren Helden seinen Zug nach Indien beschließen.

Nach manchen fantastischen Abenteuern gelangt Iskender in das geheimnißvolle Land, wo ihm ein Brahmane den indischen Schöpfungsglauben auseinandersetzt:

»Zuerst wurden die Berge geschaffen. Vierundfünfzig tausend Jahre später süßes und bitteres Wasser. Nach anderen vierundfünfzig tausend Jahren kam ein stierähnliches Thier zum Vorschein, das lange ruhig die Welt bewohnte, zuletzt aber übermüthig zu werden anfing und Zweige von Bäumen abriß. Einen solchen Zweig ließ es aus dem Munde fallen auf den Platz, wo jetzt Mekka steht. Der Zweig wurzelte und ward zu einem Baume, vor dem das Thier erschrocken davonlief. Nach einiger Zeit kam es wieder und wollte den Baum ausgraben. Da blies ein heftiger Wind, der die Früchte des Baumes herunterschüttelte, daß die Schale zerbrach und die Mückenheere in Freiheit gesetzt wurden. Sie fielen über das Thier her und sogen ihm das Blut aus, bis es umfiel. Dann bewohnten und beherrschten Mücken die Welt. Da auch diese sich nicht in Einigkeit vertragen konnten, sandte Gott einen Sturm, der sie alle vernichtete. Weil aber der Wind zu viel Unheil stiftete, schuf Gott aus dem Winde Pferde, und als auch diese störrig wurden, schuf Gott aus Feuerfunken Dschinnen, die Pferde zu bändigen. Aus diesen Hyppozentauren wurden die heutigen Menschen.«

Als er den Beherrscher Indiens auffordern ließ, sich ihm zu ergeben, ließ ihm dieser sagen: »Du hast die ganze Welt siegreich durchzogen und willst nun auch mein Reich erobern und dann erst welchen Grund hast du, auf diese vergängliche Welt stolz zu sein?«

Iskender ließ ihm erwiedern: »Und du, worauf bist du denn stolz?«

Der Beherrscher Indiens erwiederte: »Auf meine Weisheit, die du mir nicht rauben kannst.«

Iskender erfuhr noch manche andere tiefere Lehre in Indien; eine der eindringlichsten von einem Gräber-Eremiten:

Der Gräber-Eremit.

Der große König Alexander,
Deß Name heilig ist der Sage
Und der aus ihren Pergamenten
In purpur-goldnem Glanze schimmert;
Der König kam mit seinem Heere,
Von Sieg geschmückt und Glück und Jugend,
Zu einem fremden, fernen Lande,
Wo Könige einst mächtig herrschten,
Die Ahn auf Ahn zurück, die Krone
Erglänzen sah'n in ihrem Stamme,
Bis in die tiefsten blauen Zeiten —
Und endlich sanken in die Gräber.
Ruinenhafte Monumente
Und drauf der Könige Gestalten
Verstümmelt, kennbar kaum dem Auge,
Sind ihres Daseins Ueberreste.
Auf ausgegrab'nen, gold'nen Münzen
Vergriff'ne Namen, kaum zu lesen!
Da Alexander fragt im Kreise:
»Lebt Keiner mehr vom Königsstamme?«

Wird ihm die wunderbare Antwort:
»Nur Einer, Herr! Ihn nennt die Sage
Den Sprößling jenes Königsstammes,
Ein Bettler lebt er zwischen Gräbern
Und schläft zu Nacht auf Leichensteinen.«

Fanfaren tönen, Zinken klingen,
Der König zieht im Herrscherglanze,
Ihm folgen Führer seines Heeres
In Pardelfellen, gold'nen Helmen,
Auf denen Adlerflügel rauschen.
Sie zieh'n zum Gräber-Eremiten,
Der wägt just, prüfend in den Händen,
Betrachtend ernst zwei Todtenschädel,
Blickt kaum empor zum Purpurgaste.
Und auf die Frage: »Unter Gräbern
Warum verweilst Du?« sagt er Antwort:
»Den Unterschied will ich erforschen,
Weſſ' einer war von diesen Schädeln,
Ob eines Sklaven oder Königs?«

Und wieder spricht zu ihm der König:
»Ich lade dich zu mir aus Gräbern,
Der königlichen Ahnen würdig,
Mit mir im Goldpalast zu wohnen,
Wie, oder hegst du and're Wünsche?
Sprich du zu mir aus freier Seele!«

Und zu ihm spricht der bleiche Bettler:
»O Schwerterführer, Kronenhalter!
Kannst ohne Tod du mir das Leben,
Und eine Jugend ohne Alter
Und Freuden ohne Sorgen geben?«

Und wieder sinkt er in Betrachtung,
Kaum hört er noch den König sagen:
»Führwahr ein Weis'rer, als der Weise,
Der mich, bescheid'nen Sinn's geheißen,
Ihm aus der warmen Sonne gehen.«

Fanfaren wieder, Zinken tönen,
Klirrender Gang der Heeresführer;
Der König aber in der Seele
Beschließet seinen vielberühmten,
Fahrvollen Zug in's Reich des Todes.

Nicht die arabischen, persischen und türkischen Geschichtschreiber, Sagen- und Legendenerzähler allein sind es, die den Helden feiern; auch den Juden, die ihn unter dem Namen: »Alexander Makten« preisen, ist er eine wunderumglänzte geliebte Gestalt. Hat er sich doch, als er nach Jerusalem kam und ihm der Hohepriester mit den Leviten feierlich entgegenzog, vor diesem ehrfurchtsvoll gebeugt. Auf seinem Zuge durch Syrien begrüßte er mit Ehrfurcht das Grab König Davids, die Höhle, in der sich Abraham vor Nimrod verbarg und die Salomonischen Paläste in Todmor und Palmyra.

Die Alexandersage füllt manches Blatt im Talmud und harrt noch der kundig glücklichen Hand entgegen, die den goldenen Schatz heben und den Kostbarkeiten der poetischen Literatur anreihen wird.

Ein Edelstein aus demselben ist die im Traktat Thamid Fol. 66, III. des Talmud mitgetheilte Sage von dem Gange Alexanders in die Unterwelt, die wir in den nachfolgenden Versen zu erzählen versuchten:

Der Todtenkopf.

Hundert Reiche, hundert Throne
Hingestürzt im dunkeln Staub,
Und von jedem eine Krone
Alexanders Siegesraub.

Sein, ganz sein, der gold'ne Osten
Wartet mehr kein Sieg auf ihn;
Zu des Todtenreiches Pfosten
Will er nun voll Kampflust zieh'n.

Eine Nacht bleibt er geborgen
In der finstern Todtenwelt,
Und die Erde hat der Morgen
Dreimal unterdeß erhellt.

In der Seele tiefes Grausen
Schreitet er dem Ausgang zu,
Will nicht länger einsam hausen,
In der kampflos öden Ruh.

Und des Pförtners Hände reichen
Einen Todtenkopf ihm dar,
Für des Königs Heer ein Zeichen,
Daß im Todtenreich er war.

Und den nimmt der stolze König,
Trägt ihn leicht zum Thor hinaus;
Wieder klingt es hunderttönig
Um ihn her im Lebenshaus.

Doch der Schädel, leicht getragen,
Wird erst schwerer, wird zur Last;
Und der König fühlt von Zagen
Sich zum erstenmal erfaßt.

Länger kann er ihn nicht halten,
Fast reißt er zu Boden ihn.
»Sind es höllische Gewalten,
Die im Todtenkopfe zieh'n?

Werft den Schädel auf die Wage,
Wäget ihn mit Eisen auf!«
Doch der schwingt mit einem Schlage
Selbst das Eisen hoch hinauf.

»Wägt mit Gold, das wird ihn heben,
Wenn das Eisen ihm zu leicht!«
Unten bleibt der Schädel schweben,
Und der Heldenfürst erbleicht.

»Hält die Hölle mich umschlungen,
Hat der Wahnwitz mich erfaßt?
Den noch keine Macht bezwungen —
Höhnst du mich, du bleicher Gast?«

Und er reißt vom Haupt die Krone,
Wirft sie bebend zum Gewicht;
Doch der Schädel, wie zum Hohne,
Wird nur schwerer, regt sich nicht.

»Herr! den Zauber kannst du lösen,«
Spricht dem König nah' ein Greis,
»Nur ein Trug ist er vom Bösen
Der dein Inn'res kennt und weiß.

Nimm, o König! so viel Erde,
Als ein Mensch im Grabe wird —
Und wie durch ein mächt'ges Werde,
Rasch empor die Wage klirrt.«

Es geschieht — und leicht gehoben
Schwebt der Todtenkopf wie Flaum.
Alle seh'n erstaunt nach Oben,
Und der König hält's für Traum.

Und der Weise nimmt die Rede:
»Sieh' des Lebens schnöden Kauf,
Jede stolze Herrschaft, jede
Wägt Verwesung spielend auf.

Königsträume, kühne Plane,
Den Gedanken und den Traum, —
Und die Macht liegt nur im Wahne,
Und das Glück, es ist nur Schaum!«

Es liegt uns eben durch die Freundlichkeit des gelehrten Herrn M. E. Stern in Wien ein Manuskript zur Einsicht vor, dessen Inhalt zwar griechischen Ursprunges von Honein ben Ishak ins Arabische übersetzt, in beiden Sprachen verloren gegangen ist, sich nur in ebräischer Sprache erhalten und nun in ihm einen treuen Uebersetzer in's Deutsche gefunden hat.

Das Werk führt den Titel »Mußare ha pilußufim«, d. h. Moralische Betrachtung der Filosofen, und erzählt in poetischer Prosa vom Tode Alexanders. Der berühmte andalusisch-jüdische Dichter Charisi hat es aus dem Arabischen übersetzt und der Literatur erhalten.

Da wir noch aus dem Leben Alexanders Einiges mitzutheilen haben, wollen wir nicht vorgreifen und von seinem Sterben erzählen; es sei uns gestattet, die Aufmerksamkeit am Schlusse dieses Kapitels auf das genannte Werk noch einmal zu lenken.

Der Trank der Unsterblichkeit.

Der König ruht auf weichen Pardelfellen —
Vom reich vergoldeten Gebälk des Saales
Fließt Purpur nieder aus kristall'nen Ampeln,
In Edelstein geschmückten Kronen spiegelnd,
Die von besiegten Fürstenhäuptern sanken,
In Schwertern, in Standarten und in Lanzen,
Den schimmernden Trofä'n von hundert Siegen.

Nacht ist es. Die Satrapen und die Feldherrn,
Die Priester, Sternedeuter und die Weisen
Ruh'n hingelagert an des Königs Seite,
Umkränzte Becher schwingend gold'nen Weins,
Den schwarze Mädchen, angethan mit Bissus,
Eingießen aus goldschimmernden Gefäßen.

Es tönen Pauken dumpf und helle Glöckchen, —
Gemess'nen Schrittes zu dem Saale kommen
Goldbraune Mädchen und wie Blüten weiße,
Purpurne Schleier um die schlanken Hüften
Von gold'nen Gürteln glänzend festgehalten.
Die Haare aufgelöst, sind schwarze Wolken,
Die Brust und Nacken zeigen und verhüllen.
In plastisch schön gehob'nen Armen schwingen
Die Pauken sie und schütteln Glöckchenstäbe.
Und weich im Takte wiegen sich die Leiber,
Wie Palmen schlank, bewegt von einem Sturme.

Der König aber ruht in sich verloren,
Das schön geschnitt'ne Haupt zur Erde senkend.

Und immer kühner wird der Tanz der Mädchen,
In Melodien den Reiz der Glieder schwingend,
Von ihren Lippen tönt das Lied dem König:

»Goldene Kronen, Purpurgewänder,
Rauschende Meere, blühende Länder,
Der Erdball König ist Dein!
Morgen und Abend grüßen den Helden,
Tönende Lieder singen und melden:
Unsterblichkeit ist sein!«

Der König spricht, vernehmbar kaum den Andern,
Sowie im Traum die Worte nach den Mädchen:

»Goldene Kronen, Purpurgewänder,
Rauschende Meere, blühende Länder,
Der Erdball König ist Dein!«

Und wieder singt der Chor der Tänzerinnen:

»Willst du die Liebe? Willst du den Becher?
Mädchen kredenzen selig dem Zecher,
Es faßt der Zauber ihn schon!
Völker der Erde ruh'n dir zu Füßen,
Wonnen der Götter winken und grüßen
Den blühenden Göttersohn!«

Und finst'rer blickt der König auf die Mädchen
Und winkt, erschrocken in die Kniee sinken
Sie Alle und es herrscht lautlose Stille.
Er aber spricht zu der erstaunten Runde:
»Mein ist die Erde, mein sind ihre Kronen —
Was fehlt dem Göttersohne? Daß dieß Alles
Doch bald mir fehlen wird nach allzukurzem
Besitz, wenn ich hinunter muß zu Lethe's
Klanglosem, ödem Strand, um zu vergessen,
Was groß und schön ist: Kampf mit den Gewalten,
Die sich dämonisch bäumen auf der Erde,
Und die ich nieder rang wie wilde Rosse.
Vergessen, daß ich einst der Menschheit Schicksal
Gewesen und sie ihren Gott mich nannte,
Deß' Blick sie jubeln hieß, oder vergehen —
Werth ist dieß Leben nimmer all der Arbeit,
Um auszuruh'n zuletzt im Leichentuche,

Und was sie Nachruhm nennen ist Nachleben
Nur eines großen Menschentraums auf Erden,
Deß' schwächliche Geschlechter sich erinnern
Und meinen groß zu sein, weil sie ihn denken.«

Und von den Magiern, die rings im Kreise
Gelagert sind, ein Greis spricht zu dem König:
»Uralte Kunden sind auf uns gekommen,
Geheimnißvolle Verse eines Liedes:
Im Land der Finsterniß fließt einer Quelle
Grüngold'ne Flut und wer beglückt sie findet
Und von ihr trinkt, soll nicht auf Erden sterben.«

In tiefes Sinnen wieder sinkt der König —
Die schwarzen Mädchen mit den gold'nen Krügen
Kredenzen Wein in die umlaubten Becher
Und Klang der Pauken und der Silberglöckchen
Erschallt. Aufflackert neue Lust im Saale.
Goldbraune Mädchen und wie Blüten weiße,
Sie tanzen und sie singen vor dem König:

»Hörst du die Welle brausen und wallen?
Finsterer Felsen riesige Hallen
Beschützen die flüssige Glut.
Seliger Finder! Glühende Wellen
Genien schöpfen, reichen im hellen
Smaragdenen Pokale die Flut!« — —

Im Osten graut's und Hörnertöne wecken
Des Königs Heer in hunderttausend Zelten.
Standarten heben sich und bunte Banner
Und ihnen nach die stahlgeschmückten Reiter,
Die Führer und die Feldherrn und Satrapen
Und Allen vor der blankbehelmte König.

Nicht zieht er aus, um Feinde zu vernichten,
Uralter Reiche Throne zu zerbrechen;
Er führt sein Heer in unermess'ne Wüsten,
Die selige Oase aufzufinden,
In welcher Geniengehütet flutet
Der Quell, der ew'ges Leben gibt auf Erden!

Des Königs Lehrer nur, der weise Grieche,
Folgt nicht dem Zug der mächt'gen Heeressäulen.
Er wandert einsam, in Gedanken sinnend;
Er weiß, daß nicht auf breiter Heeresstraße
Des Lebens Räthsel und der Welt Geheimniß
Sich offenbart dem dumpf geführten Volke.
In einsamen Gebirgen, die den Himmel
Auf urgranit'nen Riesenjochen tragen,
Hinzieht Aristotel, kein Baum gibt Schatten,
Selbst Geier fehlen, wenn er sterben sollte,
Ihn zu bestatten in den Einsamkeiten.
Nach tagelangem Wandern, kurzen Rasten,
Braust ihm ein Sturm entgegen aus den Bergen
Und wehrt dem Wand'rer weiter vorzudringen.
Und Finsterniß ist rings umher gelagert.
Er weiß, es sind von mächtigen Dämonen
Die Riesenschwingen, die ihm wehren wollen,
Und ahnt im tiefsten Dunkel das Geheimniß;
Bis er gefesselt steht vor einem Wunder:
Von einem Felsenhaupt, als Silberschleier
Herunterfließt die heißersehnte Quelle
Und Funken glänzen in dem weißen Strome,
Umirrend, wie der Blitz aus Geisteraugen
Und weich und klanglos fällt es in ein Becken,
Porfirenblank und löst sich auf in Tropfen.

Es scheinen, leuchtend durch sich selbst, die Wellen
Im Sonnenglanz zerschmolzene Smaragde;
Grün wie die Hoffnung, wie die Welt im Frühling,
Grün wie ein Herz voll Jugend und voll Liebe!

Der Weise neigt sich zu der Quelle nieder
Und ihm entgegen rauschen Genienstimmen,
Weht ihn ein Athem an, wie Frühlingsbrausen.
Er schöpft mit hohler Hand von ihren Wellen,
Und spricht in ernster sinnender Betrachtung:

»So nenn ich mein die viel ersehnte Welle!
Wie sie die Lippen netzt, ihr Zauber wandelt
Mein weißes Haar in schwarze Locken wieder
Und in die Seele zieht ein ew'ger Frühling.
Das Leben dehnt sich weit und unermessen
Vor meinen Blicken aus! — Doch wieder leben
Soll ich Durchlebtes? Schmerz und Gram und Wonnen,
Der Forschung Glück, die nie erfüllte Sehnsucht,
Der Drang, der Schöpfung Räthsel zu ergründen,
Sie werden wieder sein die wilden Geier
An meinem Prometheuisch-kühnen Herzen.
Was es an Schönheit hat, an Qual, an Weisheit,
Ich habe durchempfunden alles Leben,
Mit Fantasie erschöpft den Kreis der Menschheit.
Nur Wiederholung kann das Leben bieten,
Der Jahreszeiten Wandel nur, die immer
Dieselben sind im Kreislauf dieser Erde.
Ich trinke nicht! Sich aber soll erfüllen
Des Königs heiße Sehnsucht nach der Quelle.
Geartet anders ist sein Sinn und sieghaft
Und schöpferisch! Er soll vom Quelle trinken.«

Der Weise schöpft vom Quell mit einem Kruge
Und eilt zurück die öden Felsenpfade,
Um den geliebten König zu erreichen.

Da wird von einem Wandrer ihm die Kunde:
»Zu sterben liegt in Babylon der König.«
Und da er sie betritt die Stadt des Herrschers
Schallt Trauer ihm entgegen durch die Straßen,
Von Zinnen, aus Palästen. Bleiche Männer
Sie klagen um den todten Königshelden.
Zum Todtenbette des geliebten Schülers
Im goldenen Palaste tritt der Weise.
Noch hängen Kränze rings von Freudenfesten,
Noch funkelt Wein in schimmernden Pokalen,
Doch die sie tranken sind entsetzt entflohen
Die Fackeln löschend, die zum Fest geleuchtet.

Der Weise schlägt das Tuch zurück vom König —
Und Thränen rollen ihm vom Auge nieder
Und schmerzvoll spricht er mit bewegter Seele:
»Die Flut ist da, die Sehnsucht dir zu stillen;
Du aber trinkst sie nicht! Es haben Götter
Sie dir versagt, weil du ein Gott sein wolltest.
O nach Unsterblichkeit zu durst'ge Sehnsucht
Vorzeitig führt sie in die finstern Lande —
Und du bezahltest sie mit frühem Tode.«
Und auf des Helden Haupt gießt er die Tropfen,
Die grün wie Lenz und ew'ge Jugend leuchten,
Daß wunderbar von ihnen mitzuleuchten
Beginnt die Leiche, und sie scheint zu leben.

Iskender starb nicht ohne Todesmahnung.

Er ruhte in seinem Zelte, da erschien eine grauenhafte Gestalt vor ihm. Er fragte entsetzt, wer sie sei?

»Die Krankheit!« heulte es ihn an und sprang gespenstisch an ihm empor, daß es sein innerstes Mark mit kaltem Schauer erfüllte. Der Arzt des Königs bemerkte die Todesblässe in seinem Antlitze und bereitete ihm eine Arzenei. Als der König davon getrunken hatte, sah er das Gespenst fliehen und er fühlte sich wieder stark und trat hinaus vor das Zelt. Da goß eben der Arzt den Rest der Arzenei aus. Der König fragte: »Warum thust du dieß?« Der Arzt erwiederte: »Weil die Krankheit von dir gewichen ist!«

Der König staunte über so tiefe Wissenschaft und hielt den Arzt fortan in noch höheren Ehren. Daher die Sure im Koran: »Werden die, so etwas wissen, denen, so nichts wissen, wohl gleich gehalten werden?«

Ein Orakel verkündete Iskender, daß er da sterben werde, wo die Erde Eisen und der Himmel Gold.

Dem Könige war dieß nicht klar, aber einige Stunden vor seinem Tode bemerkte er, daß er auf seinem Panzer ruhe und ein Baldachin aus Goldstoff sein Haupt überschatte; da schrieb er an seine Mutter einen Brief, in welchem die folgenden Gedanken enthalten waren:

»Wisse, daß die Mutter der Sterblichen der Tod und ihr Vater das Verderben ist. Wem ein Pfand gegeben, dem wird es abgefordert. Die Monde steigen und fallen und Sterblichkeit ist eine Bürde, die wir überall mit uns tragen. Wird gleich mein Reich zertrümmert, so werden doch die Denkmale meiner Wissenschaft bleiben. Dieß sind die eigenthümlichen Schöpfungen des Menschen! Das Kind vom Weib geliehen ist mir geliehen. Glauben und Geduld sind die besten Gefährten durch's Leben. Darum empfehle ich sie dir und dich ihnen, o Mutter, und wisse, daß wenn ich gleich hier nimmer zu dir komme, du doch dort zu mir kommen wirst. Heil dir!«

Das erwähnte Manuskript, welches die Begebenheiten und die Trauer schildert, während Alexander auf dem Todtenbette und auf der goldenen Bahre lag, enthält ebenfalls einen Brief, den er, um sie zu trösten an seine Mutter schreibt und der, wenn auch weitläufiger, doch nur den gleichen Gedankengang entwickelt.

Wie nun, wenn der griechische Dichter aus dem persischen Iskendername geschöpft, oder gar übersetzt hätte; so besäßen wir jetzt ein Werk in deutscher Sprache, das ursprünglich in persischer gedichtet noch heute existirt, während die arabische für ein Originalwerk gehaltene Uebersetzung so wie das Griechische verloren gegangen ist.

Das uns vorliegende Manuskript läßt Eingangs gleich den durch Gift zum Tode erkrankten Helden an seine Mutter schreiben.

Die Mutter erwiedert ihrem sterbenden Sohne keine weichen Klagen, sie betrachtet tief ernst den Weltgang. »Der schattenreichste Baum entgeht dem Verdorren nicht und die grünsten Blätter müssen welken. Die leuchtendsten Sterne sind nicht vor Verdunklung geschützt, für den Mond ist keine Zuflucht vor Verfinsterung und keine für das Feuer vor dem Erlöschen. Jeder Gebende nimmt wieder, jeder Leihende will bezahlt sein. Wer ein Gut zur Verwahrung gibt, verlangt es einst zurück. Dieß ist mein Trost. Könnte ein Lebender als Sühnung für den andern eintreten, ich würde freudig die Sühne sein für dich. Weil dieß aber den Sterblichen nicht gegönnt ist, so möge mich der König der Könige bald mit dir vereinen!«

Als der König verschieden war zu Babylon, legten sie ihn in einen goldenen Sarg und trugen ihn zu seiner Mutter nach dem Lande No Amon in die Stadt Alexandrien.

Die Mutter, als der Sarg im Palaste aufgestellt wurde, schritt in Trauergewändern hin und schlug das Leichentuch auseinander, in welchem ihr Sohn lag und brach in die Worte aus: »Staunet über ihn! dessen Weisheit bis an den Himmel reichte, dessen Herrschergewalt die Erdenenden umfaßte, vor dem die Könige sich beugten, heute schläft er, ohne zu erwachen, er schweigt, ohne jemals wieder zu sprechen.«

Und es weinten alle Frauen, welche die Königin umgaben und es sprach Eine von ihnen:

»Er hat durch sein Schweigen unsere Lippen zur Klage geöffnet.«

Eine Zweite sprach:

»Ein großartiger Sittenlehrer war Alexander gestern, als er noch lebte, heute, da er todt ist, redet er noch mächtiger zu meinem Herzen.«

Und eine Dritte sprach:

»Welch' ein Gram! Gestern gehorchte die ganze Welt deinem Befehle, heute folgt dir Niemand.«

Es nahten nun alle Fürsten, Feldherrn und Weisen und jeder sprach einen goldenen Spruch von der Vergänglichkeit des Glückes, der Macht, der Weisheit, der Freude und all' dessen, wonach das Menschenherz sich sehnt.

Dann sprach Rostuk, die Tochter des Darius:

»Es ist dieser Tod eine nach Gleichmaß gemessene Strafe. Nimmer kam es in meinen Sinn, daß derjenige, der den Darius schlug, getödtet werden könnte!«

Nun strömte alles königliche Hausgesinde herbei und es sprach der Verwalter des königlichen Schatzes:

»Du befahlst mir Schätze aufzuhäufen. Weß sind sie nun?«

Der Tafeldecker sprach:

»Dem ich sonst die Speisen reichte, ist nun selbst des Staubes Kost.«

Der Thorwart sprach:

»Ich durfte ohne deine Erlaubniß Niemanden durch die Pforten deines Palastes einlassen. Wehe! dem Tode konnte ich nicht den Eintritt wehren.«

Die Weisen kamen und predigten an seinem Sarge dem Volke von Geduld und Demuth, von Vergänglichkeit und Tod.

Wieder trugen sie den Sarg vor die Königin, die ihren Sohn noch einmal sehen wollte. Die Thränen rollen von ihren Wangen und sie ruft aus:

»Du warst der Beste unter den Lebenden und bist es nun unter den Todten.«

Darauf befahl sie den König mit allem Prunke zu begraben.

Während der ungeheuere Leichenpomp sich durch die Straßen Alexandriens bewegt, kommen die Weisen, um die Mutter zu trösten. Reden und Gegenreden sind voll der tiefsten Trauer und Zerknirschung. Und Einer der Weisen spricht:

»Des Trostes bedarf nur derjenige, den das Entsetzen überwältigt, der Beruhigung nur Jener, dessen sich der Kummer und die Sorge bemächtigt. Die Ergebung muß nur dem empfohlen werden, der in Jammer ausbricht und Thränen. Du o Königin, hüllest Dich in das Gewand der Ruhe und Ergebung, Du schmückest Dich mit dem Geschmeide der Gottesfurcht. Dein ist das Heil!«

Die Königin erwiederte:

»Lohne Dir Gott und Euch Allen die goldenen Worte des Trostes. Schließet Euch dem Leichenzuge an. Mich aber lasset allein jetzt mit dem Gedanken an meinen großen, todten Sohn.«

Darauf verhüllte sie ihr Antlitz und lauschte den Weheklagen, den Trauerklängen, dem Schwertergeklirr, die in den Straßen Alexandriens erschollen beim Leichenzuge des Königs.

Ein Bote bringt der Königin einen Brief vom weisen Aristoteles, der statt es zu versuchen eine Mutter über den Verlust ihres Kindes zu trösten, mit ihr klagt.

Der Leichenzug ist zum Thore der Stadt hinaus und es ist entsetzlich stille in den Straßen. Da springt die Königin auf, sie kann das tiefe Schweigen nicht ertragen, jetzt erst erscheint ihr Kind todt, sie eilt mit fliegenden Gewändern durch die marmornen Gemächer und Hallen des Palastes; sie sind ihr Riesensarkofag. Alles ist leer und finster, die Welt ist todt, todt, todt.

Die jüdische Gemeinde.

Herr Pereyre. — Die Schule. — Einfluß der See. — Advokat Cremieux. — Albert Cohn. — Synagogenruine. — Leichenhof. — Bevölkerungs-Statistik. — Der Vorstand. — Beschäftigung. — Bildungsgrad. — Synagoge zu Mahallet-el-Kebir. — Profet Jeremias. — Takpankes.

Wir suchten eines Tages den uns vom kaiserlich österreichischen Generalkonsul als besonders intelligent empfohlenen Sekretär der israelitischen Gemeinde in Alexandrien, Herrn Gabriel Pereyre, in seiner Amtskanzlei auf. Er ist mehrerer europäischer Sprachen — nur der deutschen nicht — kundig, wir lernten in ihm einen eben so liebenswürdig bescheidenen, als vielfach gebildeten Mann kennen, der fort und fort bereit war, uns mit den Zuständen der Juden in Egypten, namentlich aber Alexandriens, bekannt zu machen.

Er führte mich in die Gemeindeschule, wo einige hundert Knaben im Lesen und Schreiben des Arabischen, Italienischen und Französischen, in Mathematik, Geografie, nicht minder in der Bibel, in der Ursprache, unterrichtet werden. Nicht alle Lehrer waren Juden, und ich fand so eine noch fortgeschrittenere Schule als auf Corfu, die unter der Leitung des sehr gelehrten Oberrabbiners der jonischen Inseln, Herrn Hazan, stand und der seitdem nach Alexandrien berufen worden ist.

Als ich meine Verwunderung über eine solche Schule, in einer streng orthodoxen Gemeinde des Morgenlandes, ausdrückte, erwiederte Herr Pereyre, der Kunde von meinen Kämpfen in Jerusalem

hatte: »Die spanischen Juden erinnern sich noch der Glanzepoche der Gelehrsamkeit und Weisheit, die ihnen durch Jahrhunderte blühte, und wenn sie auch beide nicht mehr besitzen, so sind sie doch der Bildung freundlicher, als namentlich die polnisch-russischen Juden, die eine Schwärmerei für Jerusalem dahin führt, wo sie, wenn auch nicht jeden weltlichen Gedanken, doch alle weltliche Lehre von sich fern halten. Uebrigens, wir in Alexandrien leben an der See, tausend Schiffe bringen fort und fort neue Menschen, neue Bilder, neue Bedürfnisse. Wer an der See lebt, die täglich die Unendlichkeit vor ihm aufrollt, kann sich nicht ganz beschränken und abschließen. Der Erwerb lockt endlich und zwingt, sich manche weltliche Kenntniß anzueignen, die in Gebirgen, von der Weltstraße fern, überflüssig erscheint. In dem bergumschlossenen, einsamen Jerusalem ist ein nach Innen brennender Fanatismus möglich, aber nicht mehr so in Jaffa. Schon in Cairo findet wieder dasjenige Widerstand, was in Alexandrien möglich ist; wir hoffen, die Eisenbahn wird auch hier in Mizraim die modernen Wunder der Kultur bewirken.«

Als der berühmte französische Advokat, der nachmalige Justizminister Adolf Cremieux im Jahre 1840 aus Anlaß der berüchtigten Geschichte des Padre Tomaso in Damaskus mit Sir Mose Montefiore nach Egypten kam, trat ihm die verwahrloste Erziehung der Kinder zuerst und grell entgegen. Und er, der seine eigenen Kinder später aus unbekannten Gründen taufen ließ, sorgte für den religiösen und wissenschaftlichen Unterricht jüdischer Kinder in Alexandrien. Durch die Gunst des Vizekönigs Mehmet Ali und durch Geld unterstützt, das die französischen Glaubensgenossen denen in Egypten spendeten, gelang es ihm eine Schule zu begründen, in welcher lesen und schreiben, französische, italienische und arabische Sprache gelehrt wurde. Diese Segen verheißende Anstalt hörte aber schon im Jahre 1842, also zwei Jahre nach ihrer Begründung, zu wirken auf. In Egypten brach die Pest aus und die Unterstützungsgelder aus Frankreich hörten plötzlich zu fließen auf.

Erst im Jahre 1854, als Herr Albert Cohn nach Alexandrien kam, regte er die Wiedereröffnung der Schule und so glücklich an, daß sie schon am 15. November 1855 eingeweiht werden konnte. Sie zählt jetzt 100 männliche Schüler und gedeiht unter der Leitung von zwei Direktoren und vier Lehrern.

Nicht so weit geht bezüglich der Lehrgegenstände die Schule in Constantinopel, die unter der energischen Leitung des Herrn Brunswik stand, und doch haben wir es in jüngsten Zeiten erlebt, daß der Großrabbiner sie mit dem Banne belegt hat, glücklicher Weise ohne ihr Fortbestehen gefährden zu können.

Warum thut aber dann der Chacham Baschi des Nischan, von dem die Bestätigung aller Rabbiner im türkischen Reiche mit abhängt, den strengläubigen, frommen Oberrabbi von Alexandrien, der eine Schule, die weit mehr weltliche Dinge, als die in Stambul lehrt, folgerichtig nicht in den Bann? Und doch hatte der Chacham Baschi des Nischan unmittelbar nach der Veröffentlichung des Hat Humajum allen Rabbinen des türkischen Reiches durch ein Rundschreiben befohlen, Schulen zu errichten. Dasselbe kam auch wirklich der Gründung der Simon Edlen von Lämel'schen Lehranstalt in Jerusalem zu statten.

Ein Schüler der Schule zu Alexandrien zahlt 4 Silbergulden monatlich für den Unterricht, den die Kinder von Armen unentgeltlich erhalten. Die Gemeinde gibt zur Erhaltung jährlich einen Beitrag von 2400 Silbergulden.

Eine Büchersammlung oder Manuskripte besitzt die Gemeinde in Alexandrien nicht, wie denn überhaupt die merkantilen Interessen die wissenschaftlichen nicht überwiegen können, weil letztere gar nicht vorhanden sind und dieß in der Stadt Philo's, in der Nachbarschaft Fostad's, wo Maimonides lebte und wirkte! Kein Dichter lebt unter den Juden Egyptens, sie treiben nur wenig Musik und Gesang. Es ist als ob der Fluch der alten Knechtschaft auf ihnen ruhte. Nur ein freies Volk beschäftigt sich mit Künsten, nur aus großen freien Zu-

ständen blüht die Kunst hervor. Was in unfreien Staaten davon vorhanden ist, kann nur der Unverstand oder erbärmliche Schmeichelei als solche ausgeben. Ueberall spiegeln die Juden die allgemeinen Zustände des Landes, in welchem sie wohnen. Die Kultur der Egyptier steht trotz aller Zivilisationsversuche auf einer noch sehr niedrigen Stufe.

Wie die Gegenwart in Alexandrien nichts aufzuweisen hat, was sie verschönen möchte, so sind es auch nur wenige Ueberreste der Vergangenheit, auf die jene stolz sein könnte. Die Juden in Alexandrien zeigen auf einen einzigen Trümmerrest in der Nähe des Mamudieh Hospitales, von der Synagoge des Rabbi Ben-Korion, von dem im Talmud die Rede ist. Diese Synagoge, erzählt die Ueberlieferung, soll an Größe und Pracht mit dem Tempel in Jerusalem gewetteifert haben.

Der Leichenhof, sonst wohl, wo jede Geschichte fehlt, eine monumentale Chronik, gewährt in Alexandrien keine Ausbeute. Das Klima in Egypten macht den Sandstein, aus dem die Denkmale gemeißelt sind, rasch verwittern und kaum eine Grabschrift, die älter als zwanzig Jahre wäre, ist lesbar. Unter den neuesten Gräbern steht das des Großrabbinen von Jerusalem, Rabbi Covo, in großer Verehrung. Er begab sich im Jahre 1855, schon achtzigjährig, auf eine Reise nach Europa und wurde hier plötzlich vom Tode ergriffen.

Der Friedhof, den die Juden so schön »das Haus der Welt« oder »das Haus des Lebens« nennen, war, wie alle im Oriente, uneingefriedet und manchen muthwilligen Zerstörungen ausgesetzt. Durch die Verwendung des österreichischen Generalkonsuls, Herrn Ritter von Huber, wurde den Juden von Said Pascha, dem jetzigen Vizekönige, gestattet, ihren Leichenhof mit einer Mauer zu umgeben, welche sie für die Summe von 70,000 Piastern herstellten.

Der Güte des Herrn Pereyre verdanke ich auch die nachfolgenden Notizen über die Juden in Alexandrien.

Die jüdische Gemeinde in Alexandrien zählt 5400 Seelen, von denen 3000 in Egypten, 1500 in Europa geboren sind; sie wird

von einem Vorstande geleitet, der aus 7 Personen besteht und von 30 Notablen für zwei Jahre gewählt wird. Ein Sekretär führt die Geschäfte. Die Notablen haben die gesetzgebende Gewalt, der Vorstand die exekutive, der Präsident des letzteren ist auch Präsident der Notablen und führt den Vorsitz, wenn beide Körper zusammentreten. Die Mitglieder des größeren Rathes stehen drei Jahre im Amte.

Der Sekretär führt in einer Amtskanzlei die Geschäfte und entscheidet in kleineren Angelegenheiten unter seiner Verantwortlichkeit, in wichtigeren Anlässen der Vorstand allein, oder unter Zuziehung des größeren Rathes.

Als geistliches Oberhaupt fungirt ein Rabbiner, derzeit der ehrwürdige und gelehrte M. J. Hazan, ein geborner Jerusalemitane, der früher Oberrabbiner in Rom gewesen ist und den wir als solchen in Corfu begrüßten. Er ist dem Vorstande koordinirt, entscheidet mit seinem Bet-din, dem Rabbinerkollegium, aber nur in religiösen und rituellen Fragen. Ein zweiter Rabbiner ist Stellvertreter im Verhinderungsfalle des ersten.

Der Oberrabbiner, dem von der Gemeinde ein Haus zur Wohnung angewiesen ist, bezieht einen fixen Gehalt von 2000, sein Substitut von 500 Silbergulden. Zugleich fallen ihnen Sporteln für Trauungen, Beschneidungen zu und erhalten zu den Festtagen von den wohlhabenden Gemeindemitgliedern Geschenke.

Die Anstalten der Gemeinde und die angestellten Beamten werden durch eine direkte Steuer der Mitglieder derselben erhalten. Trotz ihrer bedeutenden Anzahl zahlen doch nur 250 Steuern von 100 bis 2500 Piaster, je nach den Vermögensverhältnissen des Einzelnen. Die Gesammtsumme beträgt an 100,000 Piaster jährlich. Die Besteuerung geschieht durch eine von den Notabeln zusammengesetzte Kommission von Männern, die das allgemeine Vertrauen genießen und in der Lage sind, die Vermögensverhältnisse der Gemeindemitglieder zu kennen. Indirekte Steuern bezieht die Gemeinde durch Spenden in den Synagogen und durch das Monopol der Fleisch-

ausschrotung. Von diesen Einnahmen verwendet der Vorstand einen Theil zu Almosen, zu Ausstattung von armen Bräuten, für bedürftige Reisende, indem sie ihnen die Taxen für Paßvidirung u. dgl. bezahlt.

Die meisten Juden Alexandriens sind Kaufleute, oder erwerben ihren Lebensunterhalt doch mit solchen Arbeiten, die dem kaufmännischen Geschäftsleben nahe stehen. Die bedeutendsten Firmen, die auch im Geschäftsverkehr mit Europa stehen, sind: Ismalum und Söhne, Brüder Nahman, Aghion Mandolfo u. Comp., Claudio Addà, Wollheim, Simonovo, Jakub Levi, Mose Valensin; die beiden Letzteren zählen zu den ersten in Egypten und genießen das besondere Vertrauen des Vizekönigs.

Der Bildungsgrad der Juden in Alexandrien ist, wenigstens in weltlichen Dingen, höher als der aller Juden im Oriente und der benachbarten in Cairo. Der Kaufmannsstand zwingt sie lesen und schreiben, die offene See mit den Fremden aus aller Welt fremde Sprachen zu lernen. Der Fanatismus der Juden in Palästina ist ihnen fremd. Die Frauen hingegen, die weder zu schreiben, noch zu lesen verstehen und kein Gebet in ebräischer Sprache zu beten wissen, sind völlig ungebildet und nur in jenen Dingen geübt, welche der Luxus und die Mode lehren, die sich aus Europa herüber zu verpflanzen beginnen.

Außer in Alexandrien und Cairo wohnen nur sehr wenige Juden in Egypten. In Rosette, in Mahallet-el-Kebir, in Damiate und in Damankur befinden sich einige wenige Familien. In Mahallet-el-Kebir steht eine Synagoge, welche die Juden in Alexandrien und Cairo in großer Verehrung halten und nach der sie einmal im Jahre zahlreich wallfahrten. In ihr befindet sich eine pergamentene Thorarolle, die Niemand zu öffnen wagt. Nach einer Tradition soll Jeremia der Profet zur Zeit der Tempelzerstörung in Jerusalem sich hier verborgen gehalten haben, und man glaubt, daß Mahallet-el-Kebir gleichbedeutend mit Takpankes sei, dessen der Profet im 43. Kap. V. 7 erwähnt.

Heimkehr.

Verspätete Post aus Indien. — Scheiden ist Sterben. — Glückliche Fahrt.

Das Dampfboot aus Indien hatte auf dem rothen Meere mit Stürmen zu kämpfen und landete mehrere Tage später als gewöhnlich in Suez.

Alle Reisende nach Europa, welche ungeduldig mehreremale des Tages, um Auskunft zu erhalten, in der Agentie des österreichischen Lloyd erschienen, waren hocherfreut, als ihnen endlich mitgetheilt wurde, daß die Ankunft der Post aus Bombay aus Cairo telegrafisch gemeldet sei.

Nun galt es noch wenigstens vierundzwanzig Stunden in Geduld ausharren, bis der Lloyddampfer, der bereits im Hafen lag, seine Anker nach Europa lichten konnte.

Ich benützte die Zeit, um noch einmal die Herrlichkeiten Alexandriens und die Denkmale seiner untergegangenen Pracht und Größe zu sehen.

Jedes Scheiden ist ein Sterben.

Wer bürgt für ein Wiedersehen, für ein Wiederkehren und wenn der Abschied nur für eine Nacht, vom Abend- bis zum Morgenrothe ist!

Wie anders erst einem ganzen Welttheile Lebewohl sagen, wenn man nicht Aussicht hat, ihn jemals wieder zu betreten.

Die Sehnsucht das Morgenland zu sehen war befriedigt, ein Traum der Jugend erfüllt. Es hatte mit all' seinen Zaubern und Wundern auf Fantasie und Herz gewirkt und nun sollte es geschieden sein von ihm, für immerdar!

Noch war zwischen ihm und dem dunkleren Europa eine gefahrvolle See zu befahren, jenseits derselben in der Heimat harrte ein großer Schmerz, um mich tief traurig zu empfangen. — —

Wir ritten zum Hafen, Musa und Mohammed Omer. Die peinliche Szene, die wir wegen des Ersteren zu bestehen hatten, haben wir bereits geschildert.

Das prächtige Schiff »Austria« unter Kommando des eben so tüchtigen als freundlichen Kapitäns Rassol, das eine Viertelstunde fern im Hafen lag, ließ schon aus dem Schlotte leichte Rauchwolken, als Zeichen der nahen Abfahrt, aufwirbeln.

Die bei unserer Ankunft in Egypten auf der Douane hinterlegten Kisten wurden uns ordnungsmäßig übergeben und es war die höchste Zeit an Bord zu kommen.

Um 5 Uhr Abends erscholl die Schiffsglocke. Freunde und Bekannte, unter denen ich noch die österreichischen Konsularbeamten, die Herren Chiari und Lippich, denen ich für viele zuvorkommende Freundlichkeit ein Schuldner geworden bin, zu meiner dankbaren Freude noch begrüßen konnte, verließen den Bord.

Ihre Barken schossen wie weiße Pfeile über die spiegelblaue Fläche der See dem Landungsplatze zu. Das wohlbekannte Rasseln der aufzuwindenden Ankerketten begann, der Rauch aus dem Schlotte ging in braungoldenen Wolken empor, ein frischer Windhauch schwellte die weiß aufgehißten Segel und wir zogen langsam hinaus in die offene See.

Zuerst verschwanden die Masten der tausend Schiffe im Hafen, dann der Leuchtthurm, die Kuppeln der Moscheen, die Palmen, die Pompejussäule!

Alles schwamm im goldenen Abendduft, der den afrikanischen Welttheil verhüllte und verklärte.

Nach fünf Tagen und fünf Nächten, einer überaus glücklichen Seefahrt, nur durch ein Landen an den jonischen Inseln unterbrochen, betraten wir in Triest wieder Europa.